902
766

Library of

Princeton University.

Rheinisches Archiv.

Herausgegeben

von

J. Reeb und J. Weitzel.

Vierzehnter Band.

Fünftes bis Achtes Heft.

Wiesbaden, 1814.

Gedruckt und verlegt bei K. Schellenberg.

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Fünftes und Sechstes Heft.

I. Gedichte.

St. Gertrudisfest auf Altenberg den 13ten August; von Braun in Wetzlar . . . Seite 1

Die Morgendämmerung; von L. A. Jung . — 11

Rheinlied; von Büschenthal . . . . — 12

An Luise; von demselben . . . . . — 14

Epigramme; von Boost . . . . . — 15

II. Ueber Hemsterhuis und den Geist seiner Schriften; von Neeb . . . . . — 17

646331

III. Beitrag zur neuesten Regierungs-Geschichte des Großherzogthums Frankfurt . . Seite 71

IV. Die Zeichen der Zeiten (Fortsetzung); von Vogt . . . . . — 114

V. Von einer Geschichte der Deutschen nach Urkunden und Quellen; von demselben — 139

VI. Noch einige Worte über Buonaparte; von Weitzel . . . . . — 144

VII. Einige von Deutschlands Hoffnungen; von demselben . . . . . — 172

Siebentes Heft.

I. Gedichte.

Das Blümchen; von Cßm . . . . . Seite 195

Erste Liebe; von K. Reh . . . . . — 197

Der Schwur; von Büschenthal . . . — 200

Die Kaisergräber zu Speyer; von Braun in Wetzlar . . . . . — 202

II. Die Urabstammung des Nassauischen Fürhauses von den Grafen des Kunigesundras; von Dahl . . . . . — 220

III. Wippo, Leben und Thaten Kaiser Konrads des Saliers II. (Fortsetzung.) . . . Seite 258

IV. Bemerkungen und Ergießungen in einsamen Stunden (ausgezogen aus meinen Tagebüchern); von Boost . . . . . — 304

Achtes Heft.

I. Gedichte.

Die Vermählung nach dem Tode; von Büschenthal . . . . . Seite 307

An Hölty; von K. Reh . . . . . — 310

Genügsamkeit; von demselben . . . . — 312

Die Blume und der Schmetterling; von J. C. Männy . . . . . — 313

Blumenlied des Gärtners; von demselben. — 314

Der Knabe; von demselben . . . . . — 315

II. August und Wilhelmine. (Fortsetzung); von Weitzel . . . . . — 317

III. Wippo, Leben und Thaten Kaiser Konrads des Saliers II. (Beschluß.) . . . . — 348

IV. Die Herrschaft der Jesuiten in Californien; von Félix . . . . . — 368

V. Bemerkungen über die Schrift: Erweiterte Ansicht der Pestalozzischen Elementar-Erziehungskunde nach eignen Ideen von M. G. Müller, Professor am ehemaligen Mainzer Lyzäum. Mainz 1814; von Neeb. Seite 385

1.

Gedichte.

St. Gertrudisfest

auf Altenberg *) den 13ten August **).

Wozu ruft dein feierlich Geläute,
Altenberg, uns? jeder Fuß ist reg';
Wie die Wiese, die der Lenz bestreute,
Wimmelt bunt und fröhlich jeder Weg.
Zu Gertrudis Grab und ihren Hallen
Heißt der Glocken ferner Ruf uns wallen.
Alles um uns, Erd' und Himmel lacht
In des Sommers voller Pracht!

*) Eine halbe Meile von Wetzlar.

**) Es wird aber den Sonntag darauf gefeiert, also im Jahr 1814 den 14. August.

Einen zweiten Himmel in den Fluthen
Zeiget uns die heimatliche Lahn.
Aus den Lüften strömen Liebesgluthen,
Berg und Thal mit Leben angethan;
Halme, die uns segnend überstiegen,
Sehn wir von der Sense nun besiegen;
Du auch schmückest deinen dürren Stab,
Rebe, die so oft uns Hoffnung gab.

Hoffnung, wenn wir Knechte sollten werden,
Deutschlands Kinder einst zu seyn;
Und wir wurdens. Seyd ihr uns Gefährten,
Wein und Hoffnung, stehn wir nie allein.
Freut euch! wer noch muthig wagt zu hoffen,
Dessen Sinn wird tödtlich nie getroffen!
Freude blieb uns viel noch. Auf, und lernt,
Wie man sie aus dunkler Schaale kernt!

Aber freudig nicht durch's Leben scherzen,
Anders war Gertrudens fromme Zeit:
Scharfe Geißel, Wunden in dem Herzen
War dem strengern Himmelsdienst geweiht;
Heil'genblenden nächtlich zu erleuchten,
Mit der Reue Thau sie zu befeuchten,
Hartes Dulden, Freudigkeit in Pein
Däuchte Läutrung zu dem wahren Seyn.

Dazu war Gertrudis schon geweihet,
Als sie noch im Mutterschooße schlief;
Wie der Tag an Ewigkeit sich reihet,
Wenn die Sonne kaum der Dämmrung rief.
Eine Dornenkrone war hienieden,
Gertrud dir, von Mutterhand beschieden;
Nie wird dir ein Myrthenreißig blühn,
Unter dem die Wangen bräutlich glühn!

Harte Mutter, daß es heilig werde,
Raubst du der Natur dein eignes Kind!
Geben soll es eine ganze Erde,
Leuchten wie der Mond so still und lind,
Ohne Wärme, nur in keuschem Schimmer.
Mutterfreude fühlt Gertrudis nimmer;
Nicht, was einst Elisabeth empfand
An des heil'gen Ludwigs [1]) Hand.

Ach der fromme Held war fortgezogen,
Fortgezogen ohne Wiederkehr!
Nah des Ozeanes dunkeln Wogen,
Schifft er nicht hinüber. Todt und leer
War die Welt der liebenden Getreuen;
Düstern Grams kann sich ihr Herz nur freuen,
Als der Liebe Pfand im Schooß ihr weint,
Ach, nicht Ludwig freut sich ihr vereint!

In des Abschieds schmerzlichem Umarmen
Weihten beid' ihr Kind dem Himmelsloos *);
Ludwig überthaut mit seinen warmen
Heil'gen Thränen nur den Mutterschooß;
Doch er hörte nicht sich Vater nennen;
Heiliges muß sich vom Staube trennen.
Aber Gertrud zeigt des Vaters Bild,
So sind ihre Züge fromm und mild.

Noch nicht füllten ganz sich achtzehn Monde,
Seit das Kindlein lallt und Mutter rief,
Ihr mit Lächeln jede Liebe lohnte;
Da durchbebt die Mutter Wehmuth tief:
Ihr Gelübde tritt ihr vor die Seele;
Liebe kämpft entgegen daß sie wähle:
Aber wenn des Himmels Stimme spricht,
Wiederstrebt Elisabeth ihr nicht.

Sieh, die theure Bürde an dem Herzen,
Ach gar bald die ihrige nicht mehr!
Duldet sie mit naktem Fuß die Schmerzen
Scharfer Pfade; sie, die hoch und hehr,
Eine Königstochter, im Geschmeide
Schritt einher, in ihrer Frau'n Geleite,
Geht allein, im härenen Gewand,
Durch das tief beschneite Land.

Und wie Marburgs Schloß zurück ihr weichet,
Sieht sie andre Burgen ragen dort;
Groß und hehr aus blauer Ferne steiget,
Wandert mit der Wandernden stets fort,
Schon der Dünsberg, der der Gegend waltet;
Weit und weiter wird das Thal entfaltet,
Bis sie Wetzlar's eh'rne Thürme schaut,
Hinter denen hoch der Karlsmund graut.

Sieht am Weg ein Heil'genbild sie alten,
Läßt sie ohne frommen Gruß es nie;
Selbst das Kindlein muß die Hände falten,
Beugen schon das zarte Knie.
Jetzt begrüßt sie Wetzlar's hohe Zinnen,
Und sie strebt den Tempel zu gewinnen,
Der in hochberühmter Heiligkeit
Ragt ein frommes Denkmal grauer Zeit. *)

Denn wo noch, seit unbekannten Jahren,
Eines Heidentempels [4]) Trümmer steht,
Uns des Glaubens Sieg' zu offenbaren,
Wird ein Gotteshaus von euch erhöht,
Fromme Grafen; eure Namen leben,
Dankbar sollen sie zur Nachwelt schweben:
Herrmann, Udo, edles Bruderpaar,
Das der Stifter unsres Heiles war.

Kniend nahet ſich den Leidensgängen
Jetzt die fromme heil'ge Büßerin,
Und gerufen von des Chors Geſängen,
Betet ſie mit tief zerknirſchtem Sinn.
Abend ſinkt ſchon durch die bunten Scheiben,
Als ſie endet. — Doch iſt hier kein Bleiben:
Denn vollendet war noch nicht ihr Tag,
Als im kalten Roth die Gegend lag.

Sie zertheilt der frommen Schaaren Menge,
Die als eine Heil'ge ſie umgiebt;
Der Verehrung wachſendes Gedränge
Sieht ſie, als die niedre Magd betrübt.
Und ſie eilt. Auf vielumrauſchter Brücke
Wirft ſie ſehnend einen Blick zurücke,
Zu dem Dome, der in Ehrfurcht graut,
Hochher auf der Menſchen Hütten ſchaut.

Eilt durch Wetzlar's dann und Thalheim's [5]) Fluren,
Wo ein Kirchlein auf dem Hügel ragt,
Das noch jetzt in wenig öden Spuren
Die entſchwund'nen Beter klagt.
Jetzt vernimmt ihr Ohr ein dumpfes Läuten,
Frohen Willkomm ſcheint's ihr zu bedeuten;
Und ſie lauſchet ihm mit trunknem Ohr,
Dunkel ſteigt das Gotteshaus hervor.

Durch der Nacht verrätherische Helle
Trägt sie rasch die kleine Himmelsbraut;
Hier und dort ragt eine dürft'ge Zelle,
Nach des frommen Gottfrieds *) Rath erbaut.
Näher höret sie Gesangeswogen,
Die sich tief und immer tiefer zogen,
Schweben, hallen in die stille Luft;
Das ist ein Gesang zur Gruft!

Lange klopft sie. — Durch die kleine Pforte
Tritt die müde Pilgerin dann ein,
Opfernd fließt ihr Blut dem heil'gen Orte,
Und sie schwanket nach dem nächsten Stein.
Kaum vermag ihr Auge sich zu heben,
Sieht sie Kreuz und Sarg zur Kirche schweben,
Und in langem schimmerndem Talar
Folgt der Schwestern kleine Schaar.

» Schwester, wer hat Leben sich errungen, «
Sprach Elisabeth, und jene drauf:
» Die zum frühen Grabe wird gesungen,
» Achtzehn Lenze war ihr Lebenslauf,
» Wenig dem Gefühl verweinte Stunden!
» Ruhe hat sie nun gefunden. «
Freudig drückt Elisabeth ihr Kind
An die Brust, und folgt dem Zug geschwind.

Und zu gleichem Schreckensloose weihet
Sie es, in des Todes Angesicht.
Mondesstrahl, der schwache Dämmrung leihet,
Mischt sich mit der Fackeln irrem Licht.
Aber als das Requiem beginnet,
Und die Frömmste ernst ihr Schicksal sinnet,
Hebt Elisabeth ihr Kind empor,
Staunend schweigt der heil'ge Todeschor.

» Eine gleiche, gleiches Glücks und Lebens
» Einst theilhaft'ge Schwester, bring ich hier.
» Nehmt mein Kindlein; dann ward nicht vergebens
» Mutterschmerz und Mutterfreude mir.
» Meisterin, ich leg' in deine Hände
» Ludwigs und auch meiner Sorgen Ende;
» O verzeiht die Thräne nur; er fiel,
» Aber Gottes Ehre war sein Ziel. «

Also anvertraut Christinens [7]) Auge,
In der Andacht Heiligthum versenkt,
Wächst Gertrude, wie mit leißem Hauche
Süßer Thau des Monds die Blume tränkt;
Also nährt die Meisterin die Triebe
Ihrer Brust zur reinsten Himmelsliebe;
Die noch in der tiefen Mitternacht
Im Gebet zur Seelenweihe wacht.

Darum, als Christine weggegangen,
Wird Gertrud die Meisterschaft vertraut;
Hehr stand sie in erster Jugend Prangen,
Mehr noch birgt ihr Auge, als man schaut;
Ihrem Wink erhebt sich die Kapelle
Größer; neu erbaut strahlt jede Zelle.
Doch sie wallt uns hin, ein Morgenduft:
Weinend stehn wir auf Gertrudens Gruft.

Arme Zeit und doch so reich an Glauben,
Der der Seele Himmelsschwingen gab,
Die uns Welt und düstre Zweifel rauben,
Beide der Empfindung dumpfes Grab!
Soll die Seele mehr als Ird'sches wagen,
Muß der Glaube den Gedanken tragen.
Weile gern auf der Vergangenheit,
Sinnend lernst du — Ewigkeit!

Anmerkungen.

1) Ludwig VI, Landgraf in Hessen und Thüringen, unternahm einen Zug in das heilige Land, starb aber schon zu Brindisi, wo er sich einschiffen wollte, im Jahr 1227 den 27. September.

2) Ludwig und Elisabeth hatten das Kind, das sie erwarteten, dem Klosterleben geweiht; wäre es ein Knabe, so sollte er Mönch in Rommarsdorf (Rommersdorf); ein Mädchen, Nonne zu Altenberg werden.

3) Die Zeit der Erbauung fällt in den Anfang des 10ten Jahrhunderts. Stifter waren ohne Zweifel die beiden Grafen Hermann und Udo. In der Wetzlarischen (nicht mehr vorhandenen) Grabschrift heißen sie Grafen vom Elsaß, weil Herrmann dasselbe als einen Theil von Allemanien besaß, s. v. Ulmensteins Chronik 1. Th. p. 23. seq. Um die Einweihung machte sich besonders Gebhard und der Abt Rudolph verdient.

4) Der sogenannte Heidenthurm rechts unter dem Eingange des später als die Kirche erbauten Hauptkirchthurms. Ich folge der Sage des Chelius, die ein Orakel daraus macht; glaube aber eher, daß es eine Befestigung gegen die Lahnseite war, und mit dem Karlsmund vielleicht einerlei Zweck hatte, oder noch älter ist.

5) Das Dorf Thalheim (Dalheim) lag wahrscheinlich längs einem Bache unter dem Hügel, worauf noch jetzt die Trümmer der dortigen Kirche, die dem heil. Markus gewidmet war, stehen. Es verschwindet aus der Kunde seit dem 15ten Jahrhundert.

6) Gottfried, ein Mönch, in der Gegend umher durch sein Predigen berühmt, schlichtete einen Streit der beiden Dörfer Oberbiel und Thalheim, über einen zwischen ihrer Gemarkung gelegenen kahlen Hügel, der alte Berg genannt, dahin, daß er ihnen vorschlug, ihm das streitige Gut zu schenken; er wolle dort, durch milde Beiträge, eine Kapelle und einige Zellen bauen; denn er habe einst bei Nacht über dem Berg weißgekleidete Jungfrauen schweben gesehen.

7) Christine von Biel, Tochter eines benachbarten Edelmanns, erwählt 1223, war die zweite Meisterin des Klosters. Die erste hieß Laodamia. Gertrud, als die dritte, wurde den 15. August 1248 von den zum Konvent gehörigen 24 Jungfrauen erwählt und erbaute Kirche und Kloster, wie es jetzt noch besteht,

neu, aus Beiträgen des Markgrafen von Meißen, aus der Erbschaft ihrer Mutter Elisabeth und einer Anno 1267 bewilligten Beisteuer der sämmtlichen Klöster des Prämonstratenser Ordens.

8) Die Ueberschrift des Grabsteins ist:
Anno Domini MCCLXXXVII. in Die B. Hippolit obiit B. Gertrudis felix Mater hujus Conventus, Filia S. Elisabethae Landgraviae Thuringiae —

Die Morgendämmerung.

Schwebend wandelt, durch die dunkeln Thore
Kühler Nacht, bedeckt mit grauem Flore,
Hoch im Aether, Göttin Dämmerung.
Alles, alles fühlet frisches Leben,
Das ihr Athem der Natur gegeben,
Alles, alles giebt ihr Huldigung.

Sie erscheint, im träufelnden Geschmeide
Frühen Thaues, gleich der Braut, voll Freude;
Wonnelächelnd ist ihr Morgenblick.
Wie sie wandelt, wird der Erdkreis heller,
Jeder Puls der Schöpfung klopfet schneller,
Schatten fliehn vor ihrem Glanz zurück.

Voll des Taumels jauchzt der Berge Gipfel,
Rauschend tönt der Haine hoher Wipfel,
Jede Blume wacht vom Schlümmer auf.
Freundlich sehen in des Sees Spiegel
Ihre Häupter grüngelockte Hügel,
Rascher fließt des Stromes Wellenlauf.

Groß und herrlich steigt, im Jugendglanze,
Hell umwunden mit dem Feuerkranze,
Aus dem Ozean das Flammenlicht.
Schnell entwehen felsigen Altären
Blumendüfte; freudenvolle Zähren
Weint der Fluren strahlend Angesicht.

Rheinlied.

Mel. Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n?

Kennst du den Gau, von Hügeln rings umgränzt,
Von welchen hoch die Purpurtraube glänzt;
Das Saatenfeld in Korneswogen wankt,
Und jeder Zweig von reichem Segen schwankt?

Kennſt du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o du Geliebte, ziehn!

Kennſt du das Thal, wo durch den Felſen-Dom
Die Wogen wälzt der wunderſchöne Strom;
Auf deſſen Bahn ein Heer von Schiffen zieht,
An deſſen Strand das Glück des Fleißes blüht?
Kennſt du ꝛc.

Kennſt du den Berg, auf deſſen Stirn' erbaut,
Die Ritterburg ins Thal hernieder ſchaut;
Der Helden Sitz, von ihrem Geiſt umweht,
Ein graues Denkmal ſchöner Zeiten ſteht?
Kennſt du ꝛc.

Kennſt du das Land, wo in der Sänger Lied
Der Muth des Weines und der Liebe glüht;
Die Unſchuld, von der Zeiten Gift verſchont,
Noch treu im unbefleckten Buſen wohnt?
Kennſt du ꝛc.

An Luiſe.

(Im Frühjahr 1814.)

Nicht was außen deinen Tag erhellt,
Das Leben nicht mit ſeinen Sonnenblüthen,
Kann vor der innern Trauernacht dich hüten,
Die dunkel aus des Schickſals Urne fällt;

Denn Du geſtalteſt deine Außenwelt;
Und ach, wo Schmerzen in der Seele wüthen,
Da welken auch des Lebens ſchönſte Blüthen,
Und ſelbſt die Freude wird vom Gram entſtellt.

Mir auch iſt nun ihr letzter Strahl verglommen,
Seitdem des Todes kalte Schauerhand
Die Freundin mir und Herzensbraut entnommen.

Die Laute ſtimm' ich an zum Frühlingsreigen:
Da trennt ſich leiſe mir das Schattenland —
Die Laute ſinkt, und alle Muſen ſchweigen.

Epigramme.

An einen Materialiſten.

Gefällt dir mein Gedicht und meines Witzes Spiel?
So lobe Dintenfaß und Federkiel.

Die verſpätete Rückkehr.

(Nach einem griechiſchen Sprüchwort.)

Ich. Was Henker aber hielt auf deiner Reiſ' dich auf?
Kein Fluß, kein See ſtand dir im Weg.
Er. Kein Waſſer hielt mich freilich auf;
Allein der Wein, dem leget Niemand einen Steg.

Die große Nation.

Alles hat die große Nation, was große Nationen
Ehe ſonſt hatten: Trophäen, Beute, Schauſpiele und Brod,
Wunderwerke der Kunſt, Mäzene, Horaze, Petrone,
Helden in Menge; nur Tacitus fehlet ihr noch.

Die natürliche Grenze.

Meere ſetzen den Wölfen, die Küſten Grenzen den Hayen;
Ueber alles hinweg ſpringen die Herrſchſucht und Geiz.
Sollen natürliche Grenzen Völker überall ſcheiden?
Eine nur giebt es, das Recht, ewig und heilig iſt ſie.

Fichtes und Schellings Theologie.

Fichtes Theologie und Schellings wünſcht ihr zu kennen?
Setzet die dritte Perſon unter den heiligen drei
An die Stelle der erſten, laſſet vom heiligen Geiſte
Ausgeh'n Vater und Sohn, ſehet, ſo habt ihr den Gott
Fichtes. Aber laßt ihr allein den Vater beſtehen
In der Dreifaltigkeit, macht ihr die Welt zu dem Sohn,
Teufel und heiligen Geiſt ganz und gar indifferent —
Wohl begreifet es! auf ſchließt ſich euch Schellings
System.

An Lottchen.

Dein Lied, o Lottchen, ſchläfert ein,
Wie auf der Flur der Grillen Lieder.
Soll mich ein Kuß von dir erwecken wieder,
So ſinge fort, ſonſt halte ein.

Ueber Hemsterhuis und den Geist seiner Schriften.

Ich wollte schon lange dem unsterblichen Hemsterhuis ein öffentliches Dankopfer bringen. Seine Schriften sind seit mehr als zwanzig Jahren meine vertrauteste Gesellschaft. Ihre ewige Schönheit verblühte in keinem der wiederholten Genüsse, und sie beurkundeten mir den Sinn der griechischen Mythe von der ewig jungfräulichen Juno. Diesen Vorzug hat alles Göttliche vor dem irdischen Reize. Doch hielt mich eine heilige Scheue zurück. Um die Höhe und Tiefe dieses großen Geistes zu messen, müßte ich ihm gegenüber stehen; aber ich fühlte mich immer zu stark in seinen Kreis gezogen. Meine Denkart hat, glaube ich, gegenwärtig mehr Selbstständigkeit, und meine Urtheilskraft ist mündig geworden; ich darf ihr mehr vertrauen.

Forster (in seinen rheinischen Ansichten) nennt Hemsterhuis den batavischen Plato. Ich weiß nicht, welcher von beiden außerordentlichen Menschen durch

dieſe Vergleichung am meiſten geehrt iſt. Ich kenne kein dichteriſches Genie, das einen ſo feinen, philoſophiſchen Geiſt, und keinen Philoſophen, der ſo ein zartes, dichteriſches Gefühl beſaß als dieſer gelehrte Bürger von Haag. Er verſtand die Kunſt, den Strahl der majeſtätiſchen Vernunft durch die Grazien zu mildern, und den männlichen Verſtand mit der jugendlichen Einbildungskraft zu gatten. Ihre blühenden Kinder ſcherzen um des Tiefſinns ſtrengen Ernſt, und unter dem Spiele des attiſchen Witzes verjüngt ſich der bedächtige Scharfſinn.

Hemſterhuis Werke gleichen dem Baume aus einem wärmern und fruchtbarerern Klima; ſie prangen zu gleicher Zeit mit ſüßen Früchten und duftenden Blüthen.

Ein anderer, der die individuellen Verhältniſſe dieſes Mannes näher kennt, mag das Geſchäft des Biographen übernehmen. Er mag hiſtoriſch entwickeln, wie er geworden iſt, was er war; wie der von unſerm Philoſophen ſelbſt aufgeſtellte pädagogiſche Grundſatz der verhältnißmäßigen Ausbildung der verſchiedenen Seelenkräfte an ihm die Probe beſtand; wie dieſer Sprößling einer Familie, bei welcher Wiſſenſchaft und Litteratur ein von mehreren Ahnen her angeſammtes Erbe war, von ſeiner Kindheit an in allem unterrichtet wurde, was in der Vorzeit die Einbildungskraft Schönes hervorgebracht, und die Vernunft Wahres entdeckt hat; wie der klaſſiſche Boden der Alten ihm heimiſch geworden, und keine Stätte in dem

weiten Felde der neuern Entdeckungen fremd geblieben ist; wie an ihm die große Aufgabe gelöst wurde, in demselben Individuum den geometrischen Geist mit den trocknen mathematischen Wissenschaften zu bereichern, und die Phantasie mit den ewigen Urbildern des Schönen zu befruchten; wie Bescheidenheit sein Privatleben verschönerte und treuer Amtseifer ihn der öffentlichen Stelle würdig machte, die er als erster Kommis bei dem Staatsrathe der vereinigten Republik begleitete, bis der Tod ihn der Menschheit, und der Wissenschaft in einem Alter entriß, das für beide noch Vieles erwarten ließ. Mein höherer Zweck ist die Darstellung des unvergänglichen Geistes in der Gestalt der dieser vorübergehenden Erscheinung, der Genius der Menschheit in diesem Menschen; das Wahre, das er lehrt, das Gute, zu dem er hin bewegt, das Schöne, das er nachbildet.

Möge der Geist meines Meisters mit den Strahlen des belebenden Lichtes, das er über alle seine Werke streuete, diese kleine Opfergabe entzünden!

Erster Abschnitt.

Theorie des Wahren.

Der menschliche Geist ist ewig in seinem Wesen, aber wandelbar in seinen Gestalten. Er gleicht dem Proteus der Fabel; er verlarvt sich leider! nicht selten bis zu den unedlen thierischen Gebilden; aber in welcher Gestalt er immer erscheint, menschlich ist nur die, welche die Nor-

malform seines ewigen Urbildes ausdrückt, und dessen wesentliche Bestimmungen jede gebildete Sprache mit den Worten: Gut, Wahr und Schön bezeichnet. Die platonische Lehre von den ewigen Ideen Gottes ist ein poetischer Hypostatschwung dieser drei Grundformen unseres Geistes. Nach ihnen erforschen wir ein Reich der Wahrheit für die Wissenschaft, entwerfen den Grundriß einer Stadt Gottes als unwandelbaren Sitz der Weisheit, und bilden für die Kunst eine Welt der Schönheit. Die Realität und allgemeine Gültigkeit jener Begriffe zu begründen, ist der Zweck aller gesunden Philosophie. Hemsterhuis verfolgte diesen Zweck in allen seinen Schriften. Seine Philosophie ist die Philosophie des Sokrates, von dem er rühmt, »daß er allein die Philosophie lehrte, in»dessen andere nur ihre beschränkte philosophische Systeme »predigen. Denn dieser große Mann zeigte zuerst den »Menschen, daß die Philosophie in jedem gesunden »Kopfe, und jedem reinen Herzen wohne, und weder »eine Geburt des Witzes noch die Tochter der Einbildungs»kraft ist *). Leider ist nur zu wahr, daß das, was man »oft mit dem Namen Philosophie ausschmücket, nichts ist als »die Hefe, die aus den Gährungen einer erhitzten Phantasie »übrig bleibt.« **) Die Geschichte der heutigen Philosophie überhebt mich der Mühe, gehässige Belege davon zu geben.

*) Sophyle, ou de la philosophie, p. 269.

**) Lettre sur l'homme et ses rapports.

Der Denker in seinen freien Forschungen kann sich auf Abwege verirren; aber nur aus Starrsinn oder Eitelkeit kann er diesen zufälligen Verirrungen den Karakter der nothwendigen Wahrheit aufdrücken wollen. In ihm selbst liegt der Polarstern, den keine Finsterniß verdeckt.

Hemsterhuis Lehre von dem Objektivwahren hält die Mitte zwischen dem idealistischen und materialischen Lehrbegriffe. Einerseits versucht er im Sophyle einen Beweis gegen den Idealismus, und andererseits ist ihm Materie nur ein Wort, die Wesentheit der Welt lediglich in ihrer Beziehung auf unsere fünf Organe zu bezeichnen. Aber wie viele andere Seiten, fragt er, mag diese Welt noch enthalten, die erst dem Sinne offenbar werden, dem der leibliche Tod die Decke abstreift? Der Sinn des Gefühles entdeckt eine reichere Seite des Universums als der Sinn des Geschmackes und des Geruchs; aber doch ist seine Beute kärglich gegen die Pracht, mit der die sichtbare Seite der Welt geschmückt ist. Vielleicht übertrifft dieser neue Sinn an Geistigkeit und Empfänglichkeit den Sinn des Gesichtes, in dem Maaße, als das Gesicht das Gefühl übertrifft; und die nothwendigen Verhältnisse der Grundeigenschaften dieser neuen Seite würden dann das Objekt einer Wissenschaft seyn, vor deren Erhabenheit selbst die erhabene Geometrie geschämig zurückträte.

Diese Ansicht von der Perfektibilität des menschlichen Geistes ist Hemsterhuis eigen. Er trägt sie in mehreren

Schriften fast in denselben Ausdrücken vor. Sie hat ihren Vorzug vor der Vorstellungsart eines Herders oder Lavaters, welche die allmählige Fortschreitung in erhöhete Schärfe und ausgedehntere Fassungskraft derselben Sinne und Kräfte setzen; indessen hat jene Theorie einen entbehrlichen Zusatz. Es ist gar nicht nöthig, daß die Materie vielseitig sey, wenn sie nur für den Menschen auf vielerlei Standpunkten ansichtig werden kann. [Mannigfaltigkeit unserer Sinne macht die Welt reich und prachtvoll; und könnten wir aus uns heraustreten, wir würden vielleicht erstaunen, wie sparsam die Materie an Kräften ausgestattet ist, gleichsam als sey es, um desto reichlicher den Geist beschenken zu können. Welche Kräfte wurden ehemals erdichtet, um den gestirnten Himmel in seinem Kreislaufe um die Erde zu erhalten? Der Flug der Phantasie ermüdete, die Geschwindigkeit zu verfolgen, mit der die Milliarden Sonnen ihren täglichen Sphärentanz vollenden sollten, bis ein Mann auf den Gedanken kam, den Grund dieser außerordentlichen Erscheinung in der einfachen Bewegung des Zuschauers selbst aufzusuchen.

Diese Idee von der allmähligen Entwicklung heterogener Erkenntnißfähigkeiten wird von dem Materialismus als eine phantastische Geburt des menschlichen Stolzes verschrien. Er beschränkt die Welt auf fünf armselige Verhältnisse des empfindenden Prinzips, und das empfindende Prinzip auf fünf dürftige Eigenschaften der Welt. Ihm ist das All

der Wesen ein todtes Meer, dessen Oberfläche nicht einmal ein Sturm zu kräuseln vermag. Ueberall Scheinleben aus wahrem Tode, Scheindinge aus absolutem Nichts. Diese traurige Lehre, die einer Auster, einem Wurme angemessen wäre, entehrt den menschlichen Geist, der sich schon darum frei fühlt, weil ihn seine Fesseln schmerzen, und der sogar überall in seiner lasterhaften Ungenügsamkeit die Urkunde seines Berufes zu dem Bessern und Vollkommenern findet. Aber die erfreuliche und erhabene Lehre unsers Philosophen ermuntert, diese Fesseln zu zerbrechen, giebt der Unzufriedenheit des menschlichen Herzens eine Richtung nach dem Unendlichen, und bessert, indem sie unterrichtet.

Ich halte den Dialog: Sophyle, ou de la philosophie, für die geringste der Hemsterhuisschen Schriften; ich vermisse am Inhalte die Fülle der Ideen, die seine andern Schriften so wichtig, und an der Form des Dialoges den reinen antiken Styl, der sie so anziehend macht. Die da niedergelegte Widerlegung des Idealismus hält nicht alle Angriffe des Gegners aus. Daraus, daß verschiedene sichtbare Gegenstände bei der Gleichheit des Lichtes, wodurch ihre Vorstellung bewirkt wird, und der Identität des sinnlichen Organes, das sie auffaßt, verschiedene Eigenschaften darbieten, folgt nur, daß diese Verschiedenheit auf Rechnung eines, von diesem Medium und diesem Organe getrennten Grundes komme; nicht aber, daß es eben darum mehrere außer dem vorstellenden Subjekte liegende Dinge

gebe, weil es in ihm mehrere heterogene Vorstellungen giebt. Ich habe bei jeder sinnlichen Vorstellung das Gefühl der Nöthigung, der Beschränkung, aber nicht dessen, was außer diesen Schranken liegt, was diese Nöthigung begründet. Der dogmatische räsonnirende Realist hat keinen andern Träger der Welt als diese Schwäche, diese Ohnmacht seines Subjektes. Es ist freilich ein abentheuerlicher, aber kein an sich widersprechender Begriff, die Lehre von der Identität des Zuschauers und des optischen Bilderkastens der Welt, in dem nach einer in seiner eigenen Natnr liegenden Ordnung die bedeutungslosen Vorstellungen und Gefühle sich entfalten, abrollen und verschwinden. Dieser Idealismus ist das Werk des kalten Geistes des Syllogismus, welcher wie jenes Ungeheuer der Fabel alles Lebendige in seiner Umgebung vernichtet; jede Pflanze der Erkenntniß verdorrt vor seinem Hauche.

Die Freiheit des Räsonnements ist wild und zügellos; was es antastet, wird zerstört. Oswald, Reid, Beatti haben Hume, diesen Riesen unter den Denkern, mit allen ihren Waffen nicht einmal berührt, und Kant hat ihn nur sehr schwach verwundet. Die alles zermalmende spekulative Vernunft weicht nur, wenn sie will, der Liebe. Die Liebe allein ist die fruchtbare Mutter der Wahrheit. Ich könnte wohl durch mein Denken die Realität der physischen Welt aufheben, aber ich darf nicht. Ich wäre ein Verruchter, der in

seinem Wahnwitze die Altäre der Götter entweihete, wäre mir die Menschheit nicht heilig, ihr Daseyn mir nicht gewiß, und folglich die Welt, und alles was mit der Menschheit in reeller Verbindung steht, außer allem Zweifel. Durch Pflicht also wird die Vernunft aufgehalten, daß sie in ihrem Fluge ihren heimischen Boden nicht aus dem Auge verliere. Das moralische Gewissen leistet Gewährschaft für die objektive Gewißheit, und das Wahre steht unter der Egyde des Guten.

Der im Sophyle geführte Beweis für die Geistigkeit des denkenden Prinzipes enthält neue Ansichten. In unsern Tagen haben die Physik und Chemie an der Natur neue Springfedern entdeckt, und Kräfte, mit denen sie des geistigen Prinzips hofften entbehren zu können. In gleichem Maaße hat die Metaphysik ihre Entdeckungen erweitert, und ihr Gebiet gesichert. Sie hat den freien Geist nicht bloß als leidenden Zuschauer, sondern als eine Macht aufgestellt, die über die Materie gebietet. Diese Königin der Wissenschaften überzeugte den Menschen, daß er von dem blinden Prinzipe der Natur nichts zu fürchten habe; daß es seine Schätze sind, womit die Welt der Erscheinungen geschmückt ist; daß das Denken die letzte Quelle des Mechanismus ist, und nicht von diesem erzeugt wird.

Die geringe Achtung, die heut zu Tage der Metaphysik erwiesen wird, zeugt von der Schlaffheit und Frivolität des herrschenden Geistes. Man will sich nicht

über die Natur erheben, nicht einmal durch thatenleeres Wissen. — Das soll für keine Wissenschaft gelten, was nicht wie das Handwerk Nutzen bringt.

Man *will* kein höheres Leben als das thierische; man will über seine selbstverschuldete Erniedrigung keine Beschämung. Auf die glatte Oberfläche des unbewegten Meeres fallen mehr Strahlen vom gestirnten Himmel als auf die Kristalllinse des menschlichen Auges. Aber das Todte kann das Todte nicht beleben; nur der lebendige Geist, durch angebornen Bildungstrieb, schafft diese leise Berührung des Sehorgans zu einem majestätischen Bilde, spannt es aus, verziert damit den grenzenlosen Raum, verbindet eine Folge von Gedanken, erhebt dadurch das Gemüth zur erhabenen Vorstellung des Unendlichen, und bringt es in die Nähe der Gottheit. Die Meeresfläche und die Thiersseele bleiben von dem Lichte des Himmels unbewegt.

Die Urquelle aller *Wahrheit* und alles *Seyns* ist *Gott*. Es giebt ein wahrhaftes Seyn und eine reelle Wahrheit, weil es eine *Verwandtschaft* der gesammten Geisterwelt durch eine gemeinsame Abkunft giebt. In dem Dialoge: De la divinité, stellt *Hemsterhuis* diesen Gedanken als Axiom auf; er sagt: »So weit auch immer der Abstand von Gott und »uns ist, die Natur unseres Verstandes und unserer Ver»nunft muß *dieselbe* seyn als bei jener höchsten Intel»ligenz, das heißt, die Natur der Wahrheit muß sich zu

»uns verhalten, wie sie sich zu Gott verhält.« In meinem gedruckten Briefe an Jacobi suchte ich die einzig denkbare Möglichkeit darzulegen, unter der wir uns ein Reich der Wahrheit vorstellen können. Ich versuche es hier, dem Satze eine Bestimmtheit und eine Klarheit zu geben, so weit ihrer immer Lehren der Art empfänglich sind; sie seyen der Kommentar zu jener Stelle. Wir alle unterscheiden das Denken von dem subjektiven Ideenspiele der Phantasie, daß wir ihm die Dignität der Beziehung auf das Reelle, das Seyn überhaupt auf das Objektive beilegen. Wir drücken diese Objektivität in der Sprache durch das: es ist, aus; das heißt, wir erheben die durch unser Vorstellen zu Stande gebrachte, und in so fern nur subjektive Gültigkeit zu einer allgemeinen, jeden Geist verbindenden Nothwendigkeit, gleichsam als sey die logische Nöthigung unsers Denkens ein objektives Gesetz der Natur, und ein Denkgesetz der gesammten Geisterwelt; letztere existire nun wirklich oder nur in der Idee. Diesen Anspruch auf allgemeine Subjektivität des Begriffs, welches mit absoluter Objektivität gleichbedeutend ist, kann unser Denken *) nicht aufgeben; es ist sein Karakter, seine unveräußerliche Würde. Das Denken verträgt keine Idiosynkratie; seine Welt, behauptet es, sey eine gemeinsame; seine Wahr-

*) Denken, sagt Kant (Kritik der reinen Vern.) heißt das Mannigfaltige in objektive Einheit fassen.

heit gehöre zum Reiche der Wahrheit; ja es gehöre mit zu dem daß ich von meinem Stande aus den so vielsten Theil von diesem Reiche ansichtig werde; und meine von diesem menschlichen Standpunkte an die gesammte Geisterwelt gethane Anmuthung zur Beistimmung durch das: es ist, leidet wegen diesem einzelnen Stande doch keinen Einspruch. Wäre alle meine Wahrheit einzig auf die Menschheit beschränkt, und ich dächte mir das ganze Geschlecht in einem Individuum vereinigt, so wäre in diesem Individuum Schein von Seyn durch nichts unterschieden, und die Wahrheit hätte vor dem Irrthume keinen Vorzug. Das ganze Geschlecht ist aber gegen ein unendliches Geisterreich, das durch mein Denken mir offen steht, auch nur als ein Individuum zu betrachten; und reicht die Gültigkeit meines nothwendigen Denkens nicht über die Schranken der Menschheit, so ist Wahrheit oder Uebereinstimmung meines Bewußtseyns mit der Idee eines allgemeinen und nothwendigen Bewußtseyns immer ein bedeutungsleeres Wort. Mein erster Gedanke, mit dem Anspruch auf Wahrheit, ist ein Schritt außer meinen Kreis in die Geisterwelt, eine Aufforderung an sie, mir beizustimmen. Eine Anmaßung, die zu wagen man wahnsinnig oder von dem Gefühle einer höheren Würde durchdrungen seyn muß. Wahrheit oder die Uebereinstimmung eines individuellen Bewußtseyns mit dem allgemeinen, setzt also eine Harmonie der gesammten

Geisterwelt voraus, folglich eine Homogenität derselben mit ihrer Urquelle, dem höchsten Geiste. Durch sein Denken ist alles Seyn bestimmt; sein Geschlecht sind alle denkende Naturen, seine Vorstellungen Handlungen der Schöpfung, seine Denkweisen Gesetze des Universums.

Der dogmatische Atheist ist mit sich in Widerspruch; er sagt nicht, er denke sich keinen Gott, sondern »es ist kein Gott«; er will also seinem so bestimmten Bewußtseyn die Würde eines allgemeinen geben. Woher ist er gewiß, daß sein so bestimmtes Bewußtseyn einem andern nicht als Thorheit vorkomme? Was berechtigt ihn hier und überall zu dem: es ist? Es kann nur einen skeptischen Atheismus geben, oder vielmehr der allgemeine Skeptizismus geht aus der Gotteslängnung nothwendig hervor; erschüttert aber auch selbst wieder diese Lehre, in dem was sie Positives hat.

Die gründliche Philosophie führt nicht nur zu Gott zurück, wie Bako sagt; sie geht auch allein von dem Glauben an ihn aus. Ohne diesen Glauben ist keine mögliche Erklärung einer Uebereinstimmung unseres Denkens mit dem Seyn, kein subjektiver Grund der Wahrheit. Nur eine Art des dogmatischen Atheismus begeht diese Inkonsequenz, nicht der spinozistische. Allein dieser bleibt nicht hinter dem Theismus zurück; er geht über ihn hinaus. Er bedarf keiner Homogenität aller Geister zum Behufe einer objektiven Wahrheit, in dem er sogar die Homogenität

des Denkens und Seyns an Gott bis zur Identität treibt und verklärt. Da unendliches Denken und Ausdehnung auch ihm Attribute der Einen untheilbaren Substanz sind, so ist (folgert er) nothwendig in dem Seyn was in dem Denken ist. Die Seele des Menschen ist nichts als der Begriff des Leibes; ihr Denken steht zum allgemeinen Denken wie ihr bestimmter Leib zur allgemeinen Ausdehnung. Spinoza war es also erlaubt, aus der logischen Nöthigung auf objektive Wahrheit zu schließen; den Gegner immer nur zu fragen, ob er es vermöge, sich das Gegentheil vorzustellen; folglich sey es so. Sein Axiom einmal angenommen, brauchte er nichts als sein Denken, um dadurch die Natur Gottes und die Wesenheit aller endlichen Naturen zu bestimmen. Von irgend einem Axiome muß ich ausgehen: von Einer allgemeinen Ursache wie Spinoza, oder von Einer höchsten Ursache wie Sokrates. Die Spekulation läßt bei gleichen Gründen freie Wahl; aber nicht so das Gewissen bei ungleichen Interessen. Ich pflichte dem Theismus bei, weil ich mich als moralische Person finde, und Persönlichkeit ein nothwendiges Prädikat des Gottes des Herzens ist. Der Gott der Vernunft ist ihr eignes Werk, und ihr Werk kann sie auch vernichten. Der Gott wie ihn das Herz findet, ist der Gott des Glaubens, und der Glaube an diesen lebendigen Gott ist zugleich die Brücke über jene ungeheure Kluft zwischen Vorstellen und Seyn, die durch den Sturz so vieler Wagemüthigen berühmt ist.

Hemsterhuis hat in seinem Briefe über den Atheismus die zweifache Quelle des Unglaubens geschichtlich dargelegt. Er fand sie in der einseitigen Kenntniß der physischen Welt, und in der anmaßlichen vollständigen Kenntniß der Materie. Diese Eitelkeit und jene Halbwisserei erschwerten den Weg zur wahren Erkenntniß Gottes, » die » im Innern jener Menschen liegt, welche, gleich dem So» krates, die Schranken der physischen Welt, und die Gren» zenlosigkeit der moralischen kannten, zu der sie durch ihr » Wesen sich angehörig fühlen. « Zwischen den beschränkten sinnlichen Organen und dem moralischen Sinne ist ein grosser Abstand, und die Vermuthung unseres Philosophen, daß zwischen ihnen die noch unentwickelten Sinne liegen, die einst eine neue Weltseite offenbaren, vielleicht selbst noch durch ihre Entwicklung selbst diese entstehen lassen, hat darum eine große Vermuthung. Beschränkt wird auch immer diese neue Seite seyn; denn wahre Unendlichkeit hat nur die moralische wegen ihrer Homogenität mit Gott; Recht und Gut stehen unter keinem Maaße, sie sind sich selbst die unbedingte Einheit.

Es ist auch wahrscheinlich, daß in dem Maaße, als die neuen Sinne dem moralischen homogener werden, die mehr thierischen Organe wegfallen, damit die unsterbliche Psyche immer reiner vom Staube werde, der ihren Aufflug zu dem Unendlichen erschwert.

Den Brief über den Atheismus hat Hemsterhuis an die Fürstin Gallizin gerichtet. Diese geistreiche Dame soll vielen Antheil an der Vollendung seiner Werke haben; sie erscheint unter dem Namen der Diotine, ein Name, der aus der schönen Zeit der Griechen einen feinen Geist und eine zarte weibliche Tugend in Erinnerung bringt. Die Abhandlung enthält in wenigen Blättern eine geschichtliche Darstellung des Atheismus, seiner Quellen und mannigfaltigen Gestalten, ein volles und kräftiges Gemälde. Mit großem Scharfsinn durchgeht der Philosoph die Karte der menschlichen Kultur und stellt ihre Beziehungen zu dieser moralischen Verirrung zusammen. Eine rührende Huldigung bringt er der Bescheidenheit des großen Newtons, der die Grenze seiner Fähigkeit erkannte, und sich nicht schämte auf den Finger Gottes hinzudeuten, der dem trägen Stoffe den ersten Stoß der Bewegung, die erste Richtung gab, indessen seine Nachfolger auf eine unsokratische Weise, mehr auf ihr Wissen als auf das Wissen ihrer Unwissenheit stolz, eine automatische Materie zusammen dichteten, sie mit allen geometrischen Gesetzen ausstatteten, und ein Weltall erschufen, das der Gottheit entbehren sollte.

Das Daseyn eines höchsten intelligenten Wesens als Vater aller Geister bedingt die Möglichkeit objektiver Wahrheit, aber ihre angeborne Erkenntniß wird durch ein angebornes Gefühl vermittelt. Das Gefühl ist früher als das Räsonnement, und giebt ihm Werth und Gehalt.

Nicht ein logiſcher Schluß führt uns zu irgend einem Daſeyn, ſondern der Glaube. Die Demonſtration iſt, nach einem Gleichniß Hemſterhuis, nur die Leiter zur fernen Wahrheit; aber ſie giebt nicht Kunde von dem Boden, worauf dieſe Leiter ruhet, noch von dem, woran ſie geſtützt wird. Weil die Vernunft ſich immer geſchickter zeigte, zu zerſtören als aufzubauen, ſo machte dieſes die Denker aufmerkſam, eine ergiebigere Quelle des Wahren aufzuſuchen.

Hemſterhuis nennt dieſe Quelle Gefühl (sentiment), Anſchauungsvermögen (faculté intuitive), in deſſen Lauterkeit er allein die wahre Logik ſetzt *). Jacobi nennt es Glauben, nachdem auch Hume die auf keine Demonſtration ſich gründende lebendige Ueberzeugung eines der Vorſtellung entſprechenden eignen Daſeyns ſo genannt hatte. Die philoſophiſche Funktion eines auf die gegebene oder frei erzeugte Vorſtellung reflektirenden Denkers bringt es bis zu Eigenſchaften und Verhältniſſen; aber das Seyn ſelbſt muß mit, kann aber nicht von der Vorſtellung gegeben ſeyn. Wir begreifen freilich nicht, wie mit dem Vorſtellen ein Daſeyn, wie ſo zwei ungleichartige Dinge verknüpft ſeyn können, weil wir nur die reelle Verknüpfung des Gleichartigen zu Stande bringen, und darum auch begreifen. Jacobi nennt darum dieſen geheimnißvollen Weg reeller

*) Lettre sur l'homme et ses rapports.

Erkenntniß Offenbarung *). Man nehme den feinsten Geist mit der schärfsten Gabe zu analysiren und zu reflektiren, statt ihn mit der deutlichsten Vorstellung aller Regeln des Aristotelischen Organons, aber ohne jenes wunderbare Vermögen aus, gebe ihm eine einfache Affektion des Auges, und bemerke, ob sich vor seiner analysirenden und synthetisirenden Vernunft aus dieser Affektion des Auges eine wundervolle Außenwelt aufthut und eine Gottheit erscheint. Ich verstehe mit Hemsterhuis und Jacobi unter Vernunft jenes höhere Vermögen, zu vernehmen das von dem Denken und den Denkprodukten Verschiedene, mit dem deutlichen Bewußtseyn seiner Verschiedenheit. Die menschliche Vernunft ist sich selbst Licht und Auge; jemehr sie sich verklärt, desto mehr Licht, eine desto reichere Welt in ihr und außer ihr; ihr Sinnbild ist die Sonne, die als sie aus dem Chaos und dem Schooße der Nacht hervortrat, nach und nach die dunstige Hülle vernichtete, die ihr glänzendes Angesicht bedeckte.

Hemsterhuis scheint hier verschieden von seinem und meinem Freunde zu denken. Jacobi hält die Demonstration nur für ein Fortschreiten zu identischen Sätzen **); nach ihm kann sie nur entwickeln, was schon gegeben ist. Hemsterhuis giebt der Demonstration selbst den Vorzug vor dem einfachen Gefühle ***), dieser primitiven Quelle

*) Briefe über Spinoza.
**) Br. über Spinoza.
***) Aristée.

aller objektiven Erkenntniß; aber dieſe Demonſtration iſt ihm *) weiter nichts als eine erhöhete Anſchauung, die ſich über mehrere gleichzeitige Vorſtellungen verbreiten, und ihre gegenſeitige Beziehung in Einheit aufzufaſſen vermag. Er hält nicht jenes einfache Gefühl, aber dieſe zuſammengeſetzte Anſchauung, die Demonſtration, für mittheilbar; darum wagt er im Ariſtäe mehrere Beweiſe für das Daſeyn Gottes aus der Ordnung in der Welt, aus der Nothwendigkeit eines ſelbſtſtändigen Weſens, aus der Trägheit der Materie, aus der Bewegung, die in ihrer Richtung nur das Werk eines Willens ſeyn kann. Seitdem die Fackel der Kantiſchen Vernunftkritik alle dieſe Beweiſe beleuchtet hat, brauche ich ihre Unzulänglichkeit mit ein paar Worten nur anzudeuten. Der Begriff: nothwendiges Weſen, — ſagt nichts, als eine ſubjektive Nöthigung meiner Vernunft, die Reihe ſinnlicher Erſcheinungen durch etwas, das außer dieſer Reihe liegt, zu begründen. Der Ausdruck: Ewigkeit, iſt die Aufhebung der Zeitbedingung für Dinge, die nicht, wie die ſinnlichen Erſcheinungen, unter dieſem ſubjektiven Geſetze (Form) unſerer Sinnlichkeit ſtehen. Die bloße ſubjektive Gültigkeit deſſen, was wir Ordnung heißen, hat Hemſterhuis ſelbſt in ſeinem Sophyle ſehr bündig gezeigt. Die endlichen Merkmale, die uns der Anblick der Natur giebt,

*) Lettre sur l'homme.

reichen höchstens zu, den Begriff eines beschränkten Wesens zu bilden, so wie es die kindische Religion des Pöbels zu aller Zeit zur Verehrung aufstellt. Laßt uns also mit Hemsterhuis und gegen ihn selbst, einzig, »dem mehr als geometrischen Beweise für Gottes Daseyn und Wesenheit,« aus der moralischen Natur unseres Geistes huldigen. Ich weiß, daß ich geworden bin; es giebt eine Quelle der Geister. Ich bin ein schwaches Geschöpf, dem Uebel und dem Irrthume unterworfen; aber mein Verstand ist schöpferisch, sein Produkt ist die Vorstellung des prachtvollen Himmels mit allen seinen Wundern. Eine an sich unbestimmte Affektion meines leidenden Gemüthes ist der ganze Stoff, den die Thätigkeit meiner Intelligenz bearbeitet, mit allen Reizen und Harmonien der Kunst verschönert, und mit allen Verhältnissen der Geometrie ausstattet. Indessen führt die Idee des erstaunungswürdigen Bildungsvermögens unseres Geistes, als intelligentes Wesen, nur auf die furchtbare Idee eines höchsten Schöpfers, der nicht, wie wir, auf äußeren Anreiz Vorstellungen, sondern durch innere Selbstbestimmung die Dinge selbst hervorbringt; ich vermisse und suche noch den Gott der Liebe und Weisheit. Ich werde gewahr, diese Außenwelt strebt als Natur gegen meine Neigung, widersteht meinem Willen; aber sie gebietet nicht über ihn. Es giebt eine Erhabenheit der Freiheit über alle Natur, eine Resignation unter ihre physische Uebergewalt, die dem glänzendsten Siege gleicht. Diese

meine Unabhängigkeit ist allein ein wahres Bild der göttlichen Allmacht, von der meine Vorstellkraft nur ein Schatten ist; mit dem moralischen Gefühle entwickeln sich die Vorstellungen seiner Objekte, Recht und Gut, Tugend und Pflicht. Ich setze den Fuß in eine andere, wahrhafte und unendliche Welt. Die Pflicht ist über allen Zwang, die moralische Würde der Person über alle Größe, die Tugend über allen Werth; sie verschmähet allen Lohn, und wäge die Ewigkeit auf, selbst wenn ihre Sterblichkeit erwiesen wäre. Das Reich Gottes wird dem Herzen offenbar, und im heiligen Schauder fühlt es seine Gegenwart. Es sind hier keine Verhältnisse durch Denken, es ist Homogenität der Dinge offenbar dem unmittelbaren Gefühle. Wer jene Ueberzeugung einer thätigen Intelligenz und eines freien Willens hat, glaubt nothwendig an einen Gott, und wem jene hohe Reflexion fehlt, und dieses moralische Auge stumpf oder getrübt ist, für den hat keine Demonstration eine überzeugende Kraft. Selbst die Wissenschaft des Lichtes, und die der Strahlenbrechung konnten jenem blinden Mathematiker die Anschauung der Sonne, und den Genuß der prächtigen Iris nicht ersetzen. Ich unterschreibe daher jedes der merkwürdigen Worte im Aristäe: In dem gut geschaffenen Menschen ist ein Seufzer der Seele, der sich von Zeit zu Zeit gegen das Bessere, Künftige und Vollkommene offenbaret, eine mehr als

geometrische Demonstration von dem Daseyn und der Natur der Gottheit.

Hätten wir über das religiöse System des Hemsterhuis nichts, als diese Stelle, so würde sie ihn schon über den Verdacht einer Hinneigung zum Spinozismus, den Lessing ihm ansinnet, rechtfertigen; allein seine eben so deutliche Erklärung der göttlichen Freiheit, die von der blinden Aktuosität des Spinozistischen Gottes so ganz verschieden ist, und seine Lehre von der Homogenität unserer Denkkraft mit dem göttlichen Verstande, lassen darüber keinen Zweifel, wenn er schon, gleich jenem Pantheisten, den unendlichen Raum zum Attribute der Gottheit macht. *) Er glaubt nämlich an dem nothwendigen, unendlichen Raume eine Seite der Gottheit zu finden, die selbst unsern sinnlichen Organen sich offenbaret. Kant hält den Raum eben wegen jenen Bestimmungen für subjektive Bedingungen des äußern Anschauungsvermögens, und seine ganze objektive Gültigkeit nur auf den Standpunkt des Menschen beschränkt. Bekanntlich haben schon Augustin und selbst Newton dem Raume eine nähere Beziehung mit der Gottheit beigelegt; seine erstaunungswürdigen Eigenschaften verleiteten die bedächtigsten Metaphysiker, über ihn eine kühne Meinung zu wagen. Die Kantische Theorie erklärt alle Eigenschaften des Raumes, und die

*) Aristée, p. 88.

Apriorität der geometriſchen Wiſſenſchaften aus dem Prinzip: daß der Raum die nothwendige und angeborne, auf keine Weiſe zu entäußernde, ſubjektive Form des Anſchauungsvermögens iſt, welches, eben wegen dieſer Form, das äußere heißt. Dieſe Form iſt für alle Objekte der Erſcheinungswelt nothwendig, weil wir alles in die Objekte ſetzen, was wir mit ihrer Vorſtellung vereinigt finden; ſo machen wir es denn ſogar mit dem Raume ſelbſt, daß wir die ſubjektive Nothwendigkeit in der Anſchauung zu einer objektiven dieſes allgemeinen Behälters äußerer Erſcheinungen machen. Auch in der Hemſterhuisſchen Hypotheſe folgen dieſe nämlichen Sätze wegen der Homogenität unſers Weſens mit Gott; es folgt aber noch mehr. Nach Kant hätten die geometriſchen Sätze nur für einen menſchlichen und menſchenähnlichen Verſtand Sinn und Bedeutung; nach Hemſterhuis für das geſammte Geiſterreich. Die Sinnenwelt iſt, nach dem Königsberger Philoſophen, eben wegen der Subjektivität des Raumes nur Erſcheinung. Nach dem Bataviſchen Weiſen läge ihr eben wegen der mitgetheilten Räumlichkeit etwas Abſolutes zu Grunde, und alle ihre Raumverhältniſſe, z. B. die Bewegungskraft, hätten für alle Geiſter objektive Gültigkeit; die Geometrie wäre eine Wiſſenſchaft des Göttlichen, und alle geometriſche Sätze wären Ausdrücke ewiger und nothwendiger Verhältniſſe. Dieſe Grundform unſers Erkennens würde dann auch uns nach dem leiblichen Tode nicht verlaſſen; die mathemati-

sche Wissenschaft, die an dem Archimed einen uninteressirten Verehrer und Blutzeugen verehrt, wie ihn nicht jede religiöse Sekte aufzuweisen hat, wäre vielleicht die einzige, die uns alle künftige Verwandlungen durch unveränderte begleitete, so wie sie auch einer Erweiterung ins Unendliche fähig sind. Diese glänzende und folgenreiche Idee hat den einzigen Fehler, daß sie transzendent ist, und hat wie alle Ideen dieser Art nur die Möglichkeit für sich. Sie ist prekär, bedarf der Gunst, und die ertheilt der strenge Denker sehr sparsam.

Dermalen, wo es, Metaphysik gegen Metaphysik im Streite, schwerer ist, die Realität des Körpers, als die Immaterialität der Seele zu beweisen, übergehe ich die Kritik dessen, was Hemsterhuis für die Geistigkeit der Seele anführt. Da die Materia phenomenon selbst ein Produkt unseres Vorstellens ist, so kann unser Vorstellen nicht ein Produkt der Materia phenomenon seyn. Ob aber das Prinzip des Denkens und des äußern Seyns der Dinge nicht in einer homogenen Wurzel jenseits aller Grenze des Bewußtseyns sich vereinigen, ist eine Frage, deren Untersuchung mich zu weit führen würde. Die Unsterblichkeit der Seele beweist Hemsterhuis aus ihrer Einfachheit und aus der Ewigkeit der Bewegung. In dem Wesen der Seele liegt die Idee des Guten; sie ist mit einem moralischen Organe begabt. So giebt es auch für dessen vollständige Entwickelung eine Welt, die nun noch

verſchleiert iſt. »Beweiſet der Raupe den Zuſtand des »Glückes, das ſie erwartet, ſie zweifelt, und glaubt, Gott »habe ſie nur beſtimmt, auf dem Blatte zu kriechen, und »deſſen Ränder zu benagen, indeſſen ſchon ihre Seele an »ein phyſiſches Prinzip geknüpft iſt, das in kurzer Zeit »darauf ſie in die Lüfte erhebt, von Blume zu Blume »flattern, den Honigthau koſten, und in langen Zügen »die reinen Freuden der Liebe genießen läßt.« *)

Zweiter Abſchnitt.

Theorie des Guten.

So wie dieſe ſcharfſinnigen Denker, um die Realität des Wahren zu begründen, eine Verwandtſchaft aller Geiſter mit Gott annahm, ſo nehme er eine gleiche moraliſche Homogenität an, um ein allgemein geltendes Prinzip des Guten zu haben. Gleich dem Stoiker ſetzt er die moraliſche Beſtimmung des Menſchen in dem Beſtreben Gott ähnlich zu werden.

Bisher ſind alle Verſuche mißlungen, die Grundbegriffe der Moral aus der Theologie abzuleiten, indem man ſchon vorher die Idee des Guten haben muß, um ſie Gott beizulegen. Aber eben ſo fehlte dem moraliſchen Beweiſe, das Daſeyn Gottes aus der Idee des Guten abzuleiten, die

*) Sur l'homme et ses rapports. p. 157.

logiſche Bündigkeit, die man doch bezwecken wollte, anſtatt das anſchauende Prinzip in dem Menſchen zu üben und zu ſchärfen.

Dieſes anſchauende moraliſche Organ nennt Hemſterhuis das Herz; das einzige Organ, das uns die wahrhaft unendliche Seite der Welt offenbart. An dieſes Prinzip heftet er den Keim einer grenzenloſen Vervollkommnung und einer endloſen Fortdauer. Es macht das eigentliche Ich und konſtituirt unſere Perſönlichkeit; es iſt die Quelle unſerer Glückſeligkeit und unſeres Elendes; jene beſteht in der Anziehung gegen unſern Nächſten und die Gottheit. »Jemehr die Richtung unſeres Willens mit dem allgemei»nen Willen Gottes übereinſtimmt, deſto leichter gehen »unſere Handlungen von ſtatten. Vergleichen wir die Hand»lungen eines Seſoſtris, eines Themiſtokles oder des Macedo»niers mit den Handlungen eines Sokrates, Epaminondas, »Timoleon, ſo finden wir zwar bei den erſten eine Größe, »aber eine mühevolle Größe, Schweiß der Anſtrengung; »bei den andern iſt alles Größe, Natur, Leichtigkeit und »Einfalt, ein ſicheres Merkmal einer beſtändigen Harmonie »ihres ganzen Weſens. Die Glückſeligkeit, die bei jenen die »Wirkung der Ereigniſſe, der Umſtände, der Tugend des »Tages iſt, ſcheint bei dieſen Helden ein Ausfluß ihrer Weſen»heit zu ſeyn; ſelbſt das Unglück nimmt bei ihnen den Ton »des Glückes an. Der Rückzug des Sokrates in der Schlacht »bei Theben hat den Ton der Siege des Thebeners; und

» welcher vernünftige Menſch würde nicht lieber der herrliche » Sokrates in Ketten, als der Sohn Philipps in den Tiefen » Indiens ſeyn? » *).

Iſt einmal die Idee des (an ſich) Guten in ihrer himmliſchen Reinheit offenbar, ſo iſt die Idee des Beſſern und Beſten nicht mehr die Vorſtellung eines möglichen, ſondern eines gewiſſen und nothwendigen Gegenſtandes. Wie unſer Begriff von jenem, ſo unſer Begriff von Gott und der Menſchheit und ihrer Beſtimmung. Von letzterer handelt Hemſterhuis in ſeinem Lettre sur l'homme et ses rapports. Dieſe Abhandlung iſt eine der tiefſten, fachreichſten und voll ihm eigner Ideen; ſie iſt an Franz Fagel, ſeinem Freunde, deſſen Talente er in einer Lobrede würdigt, gerichtet. Er hat, wie er bemerkt, das Maaß der Klarheit nach dem Maaße der Faſſungskraft ſeines Freundes beſtimmt, und er giebt dieſem zu bedenken, » daß wenn er noch » große Schattenmaſſen in ſeinem Gemälde findet, der Gegen- » ſtand groß, oft dunkel iſt, und zuweilen ſeine tiefen Wur- » zeln nach der Seite des Univerſums treibet, die nicht » gegen unſere Organe gerichtet iſt, oft bis in den Ab- » grund der Weſen; und daß es oft viel iſt, wenn der düſtre » Himmel ſich theilt, und durch die Wolkenriſſe das be- » ſtirnte Gewölbe erblicken läßt. «

Es iſt in der That eine große Aufgabe, das Räthſel des menſchlichen Lebens zu löſen. Schlichte Fortſetzung des

*) Aristée, p. 101.

Daſeyns iſt die Beſtimmung des vernunftloſen Thieres. Dem Menſchen ſcheint dieſes Daſeyn nur als Mittel gegeben, und indem er ſelbſt den Zweck deſſelben ſucht, mißbraucht er es ſelbſt auf mancherlei Weiſe. Die Natur und die bürgerlichen Einrichtungen wetteifern, den Knoten noch mehr zu verwirren; beide, indem ſie ſtreben, ihn zu ihrem Sklaven zu machen. Hat überall das menſchliche Leben eine geheime Bedeutung, ſo iſt gewiß, daß dieſe nur in ſeiner moraliſchen Natur zu ſuchen iſt; denn trieb ihn nicht ſelbſt ein moraliſches Intereſſe, ſeine intelligente Natur zu bilden, ſo bliebe es noch unentſchieden, ob die paar beunruhigende Zweifel und glänzende Irrthümer, als Ausbeute ſeiner mühevollen Nachforſchung, die ſorgenloſe glückliche Unwiſſenheit aufwägen, in welcher der rohe Naturmenſch dahin lebt.

Das moraliſche Prinzip iſt der untilgbare Keim unſerer endloſen Thätigkeit und unſerer Wirkungskraft nach außen, indeſſen das Prinzip unſerer niederen Sinnlichkeit das Prinzip eines Lebens iſt, das leidend unter fremden Einflüſſen ſteht. Durch jene bilden wir ſelbſtthätig eine Welt, durch dieſe ſind wir unter der Gewalt der Natur; ihr Fuß ſteht auf unſerem Nacken, und würde uns wie die andern Thiere zum Boden niederbeugen, wenn jenes höhere Prinzip uns nicht aufrichtete, und dem Blicke eine Heimath zeigte, das nicht dieſe Erde iſt.

Hemſterhuis findet verſchiedene Vergleichungspunkte zwiſchen den äußeren Organen und dem inneren moraliſchen

Sinn; und so wie er bei jenen überall drei Grundvorstellungen entdeckt, so legte er auch eben so viel Grundvorstellungen dem moralischen Sinne bei, als die Vorstellung des Verlangens, der Pflicht und der Tugend. Ich will eben nicht dem Geist der Kleinigkeit durch eine Kritik dieser Vergleichung ein Opfer bringen. Spiele des Witzes verdienen mehr Nachsicht als die Arbeit des Scharfsinnes. Die Hauptfrage ist: giebt es ursprünglich ein eignes moralisches Organ, wie Hemsterhuis mit Hutcheson und andern englischen Philosophen annimmt? Liefert dieses der Vernunft den Stoff zu ihren Begriffen, oder liegen die Formen moralischer Begriffe in dem reindenkenden Prinzipe? Werden diese ohne Einmischung eines moralischen Organes gebildet, und sind es diese Begriffe, die zufällig den innern Sinn, so wie andere nicht moralische Begriffe auch fähig sind, affiziren, wie es die Kantische Lehre behauptet? Das Verdienst der Kantischen Schule ist, die Begriffe des Guten, der Pflicht und Tugend in ihrer unbedingten Reinheit von allem sinnlichen Interesse dargestellt, und den moralischen Materialismus in der Wurzel zerstört zu haben; aber ihre trockene Formel ist das lebendige Prinzip nicht, das die Welt überwindet. Der Mensch vor dem Lehrer auf dem Katheder ist oft nichts als der Kadaver des Anatomikers; der praktische Weise faßt ihn auf im Leben, wie er handelt, kämpft und leidet. Sein Gemälde ist vielleicht in Kleinigkeiten unrichtig, aber wahr und im Ganzen getreu.

So die Darstellung des Menschen von seiner moralischen Seite im Gemälde unseres Hemsterhuis. Er trennt Begriff und Sache nicht, wo sie in der Wirklichkeit vereinigt sind, und läßt die Schulfrage: ob der Begriff des Guten den innern Sinn affizirt, oder ob ein eignes moralisches Organ existire, das nach einem gegebenen Objekte seine Anschauungen erzeugt, nach denen dieser Begriff ausgebildet wird, bei Seite. In dem Menschen liegt der Trieb der Vollkommenheit, der Trieb nicht bloß nach schlichter Fortsetzung des Daseyns, sondern nach Erweiterung desselben. Dieser Vervollkommungstrieb ist der Instinkt des Menschen; es ist das gemeinsame Prinzip seines Verlangens. Hemsterhuis setzt *) das Verlangen in Empfindung eines Bedürfnisses, und in die Vorstellung des Gegenstandes, der es befriedigen kann. Da das Bedürfniß ein Gefühl des Leidens ist, so kann man sagen, daß in allen endlichen Naturen der Schmerz der Stachel des Lebens, und in dem Menschen die Unzufriedenheit eine Wirkung des moralischen Triebes nach dem Unendlichen ist. Da die Vernunft, ihrer Bestimmung nach, unendlich, die vernünftige, endliche Natur aber in jedem Zustande der Wirklichkeit das nicht ist, was sie seyn soll, so ist begreiflich, daß das Gefühl ihres Daseyns zugleich ein Gefühl der Unbehaglichkeit, des Mangels, kurz, ein

*) Aristée p. 175. Sur les désirs. — Age d'or p. 120.

Bedürfniß ist. Es ist nicht nöthig, daß die gespannte Triebfeder eine Vorstellung der geraden Linie habe, gegen die sie hindrückt; diese Richtung liegt in der Lage ihrer Theile; aber es ist Bestimmung der vernünftigen Natur, nach Vorstellungen zu handeln, und so muß sie auch die Idee des Unendlichen haben, nach dem sie die gerade Richtung zu nehmen strebt. Wir finden bei dem Instinkte der Thiere, daß die zwei Bestandtheile desselben weit bestimmter ausgedrückt sind, als bei dem vernünftigen Triebe des Menschen. Das Bedürfniß ist schneidend, und die Vorstellung dessen, was es befriedigt, ist klar; klar vor aller Erfahrung, vor allem wirklichen Genusse. Warum ist das nicht bei dem Menschen? Diese Frage untersucht Hemsterhuis in seinem Alexis, oder von dem goldenen Zeitalter.

Ist vielleicht der gegenwärtige Zustand des Menschen eine verschlimmerte Lage, bewirkt durch eine vorhergegangene Erdrevolution? oder liegt der Grund in der natürlichen Beschaffenheit des Menschen, der erst in einer künftigen Welt seiner Bestimmung näher kömmt? Ein Saame, der erst in der Ewigkeit aufgeht? Die erste Hypothese hat mathematische und historische Gründe für sich, und macht die Sagen der ältesten Völker von einem goldnen Zeitalter zu mehr als leerer Träumerei. Die andere hat die Philosophie auf ihrer Seite, welche die Natur bei einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit, in der Bildung ihres Lieb-

lings, keines Fehlgriffes anklagen will. Wir finden unläugbar in dem Menschen moralische Anlagen, die über dieses Leben hinaus gehen; ein Mißverhältniß zwischen unserm Verlangen und den irdischen Genüssen, zwischen dem Triebe der Thätigkeit und seiner engen Sphäre, der Anschauung des Gegenwärtigen und der Ahnung des Künftigen. »Giebt »es ein Auge und Licht, so muß es auch sichtbare Dinge »geben; giebt es ein Ohr, so muß es Töne geben; und »giebt es einen Trieb zum Besseren, so muß dieses Bessere »realisirt werden können.» Für den Fisch, sagt der Wandsbecker Bothe, der Floßfedern hat, und der, auf das Trockene geworfen, sich übel befindet, muß es ein ihm angemessenes Element geben. So verhält es sich mit dem Menschen. Diese moralische Seite des Universums wird durch die Religion beleuchtet, und erwärmt; das Herz, das sich ihrem Einflusse verschließt, unterliegt meistentheils dem giftigen Schatten des Zweifelmuthes.

Wenn es schon ein allgemeines Grundmaaß des Guten und Bösen giebt, so giebt es doch keine allgemeine Regel der subjektiven Schätzung. Die Vollkommenheit des moralischen Organes ist in allen Menschen verschieden; und zwei Individuen können wohl gegen die maschinenmäßig zusammengesetzte Gesellschaft der Menschen dieselben Pflichten haben, aber nicht in Beziehung auf die ewige Gesetzgebung der Natur. »Es giebt Menschen, deren moralisches Or»gan so reizbar ist, und deren Gewissen so entfernte Ver-

»hältniſſe umfaßt, daß ſie gleichſam nicht als Mitglieder »der wirklichen Geſellſchaft beſtehen können. Als Bru»tus den Cäſar tödtete, begieng er ein Verbrechen in »den Augen des Volkes, und vielleicht in Beziehung auf »die Geſellſchaft. Allein in der Seele des Brutus war dieſe »Handlung ohne Zweifel der ewigen Ordnung gemäß.« *) Dieſe Lehre ſcheint ſehr gefährlich in der Anwendung. Die großen Verbrecher, die Eroberer, die Tyrannen können ſich ſo eine höhere Ordnung vorſpiegeln, indem ſie die gegenwärtige zerſtören; und ſie können ihren Frevelthaten den Anſtrich eines moraliſchen Heroismus geben. Aber wird wohl in dieſen Menſchen die bloße Geſetzformel vermögen, die verbrecheriſche Flamme ihrer Leidenſchaft zu dämpfen?

»Die höchſte Weisheit, worauf der Menſch Anſpruch »machen kann, beſteht darin, alle ſeine Handlungen und »Gedanken dem Triebe ſeines moraliſchen Organs ange»meſſen zu machen, und ſich wenig um die menſchlichen Ein»richtungen oder fremde Meinung zu bekümmern.« Wer das Widerſinnige der herrſchenden Meinung, wer die kindiſchen Begriffe von Rang und Ehre, und die eben ſo kindiſchen Zeichen von Verdienſt und bürgerlicher Tugend in einem ekelhaften Gemälde überſehen kann, ohne von der ſatyriſchen Laune eines Timon, Juvenal oder Swift er-

*) Lettres sur l'homme, p. 200.

griffen zu werden, verdankt der göttlichen Vorsicht entweder eine glückliche Lage der Unabhängigkeit von allen diesen Fesseln, oder ein Gefühl, das nur dem Mitleid zugänglich ist. Es ist daher ein zwar hartes, aber wahres Urtheil, das Hemsterhuis über unsern bürgerlichen Zustand ausspricht. »Wenn die Menschen sich vorgenommen hätten, »der Gesellschaft eine Einrichtung zu geben, wo so wenig »Religion als möglich, so wenig als möglich Tugend Statt »gehabt hätte, sie würden sich nicht besser haben benehmen »können, als sie gethan haben.« Ich weiß nicht, ob wir heut zu Tage ihm entgegen setzen können: wir lebten nicht in dem Jahre 1771, wo er dieses schrieb. Der Mensch, als Werk der künstlichen Gesellschaft, wird nothwendig durch ihren Mechanismus bestimmt, und indem er einem Automate immer ähnlicher wird, entwöhnt er sich nach und nach des Gebrauches seiner Freiheit, und wird in diesem Zustand ein kleinliches Geschöpf, das man bedauern muß, um es nicht zu verachten.

Bei einer solchen Entzweiung des Bürgers und des Menschen ist es eine große Aufgabe der Erziehung, die natürlichen Anlagen zum Guten und zur Religion zu erhalten und zu pflegen, damit auch das ganze Geschlecht in der Vollkommenheit voranschreite, zu welcher der Trieb in jedem Individuum liegt. Hemsterhuis hat sein Nachdenken über diesen Gegenstand nicht in einer besondern Schrift, sondern nur in zerstreuten Bemerkungen niederge-

legt. In der musterhaften Lobrede auf Franz Fagel, aus einem Hause, »das sich, seit mehr als einem Jahr»hundert, durch eine Reihe fürtrefflicher Männer ver»herrlicht hat, und durch eine Familien-Weisheit, die »dem Geblüte anzugehören scheint,« sind darüber einige merkwürdige Reflexionen enthalten. Er sagt: Nicht ein herrschendes Talent, sondern das Resultat von allen karakterisirt den Menschen. Dieses Ganze muß kultivirt werden, um eine möglichst gute Wirkung zu erhalten; denn es giebt Menschen, die unglücklich sind durch die Pflege von Talenten, die sich gegenseitig reiben und zerstören Es giebt andere, die der Gesellschaft dadurch verderblich werden, und die nützliche Glieder geworden wären, wenn ein Talent in ihnen weniger wäre entwickelt worden. Große Geistes-kräfte bringen eine vollkommene Kenntniß der Menschen und der Geschäfte hervor; sind nun solche Talente mit einer schiefen, niederträchtigen Seele begleitet, und hat deren Neigung eine schlimme Richtung, welches Ungeheuer hätte man da zu mahlen? Es folgt also, daß bei der Erziehung eines außerordentlichen Kindes man die Beziehung erforschen muß, welche die Talente seines Geistes mit der Anlage seines Herzens haben, um jene zu unterdrücken, welche die Seele nicht beherrschen könnte, oder mißbrauchen würde. — Wie viele Erzieher wollen lieber glänzen als nützen, und glauben sich ein großes Verdienst erworben zu haben, wenn sie die Anlagen ihrer Zöglinge in dem Verhältnisse entwi-

ckeln, als ihnen die Natur selbst, durch stärker eingepflanzten Trieb, den Fingerzeig zu geben scheint! Vielleicht wäre Nero ohne Seneka nicht der Mordbrenner und Wütherich geworden, wenn er schon späterhin die Gegenwart dieses Philosophen nicht ertragen konnte. Es kann so unglücklich geborne Menschen geben, bei denen die ganze Kunst der Bildung mehr in der Unterdrückung, als in der Entwickelung von Talenten besteht, weil ihnen der innere Führer fehlt, das moralische Organ erblindet ist.

Die Hemsterhuisschen Beweise für die Freiheit des Willens sind nicht neu. Wie könnte es auch noch neue Beweise geben über einen Gegenstand, dessen Unbeweisbarkeit schon allein durch die vielen Versuche, ihm eine spekulative Ueberzeugung zu verschaffen, offenbar wurde? Doch die Bemerkung ist, glaube ich, Hemsterhuis eigen, daß die Willenskraft des Menschen keine Analogie mit den Gesetzen der mechanischen Bewegung hat, indem sie oft, bei gleichen Fällen, ganz entgegengesetzte Resultate hervorbringt. So schwächt der Widerstand die Bewegung der physischen Kräfte; aber die Willenskraft findet oft an den Hindernissen Nahrung ihrer Anstrengung. Der rohe Natursinn findet keine andere Quelle der Thätigkeit, als in einem lebendigen Prinzipe; er leihet dem Baum eine Seele, den Winden einen Gebieter, einen Führer den Sternen. Die Philosophie verbessert diese instinktartige Vorstellung dahin,

daß ſie den letzten Grund alles Mechanismus an das Denken knüpft; ſo daß es im Grunde nirgends eine blinde Kraft giebt. Nur die Chikane erregte die erſten Zweifel über ein Gut, deſſen auch nur ſcheinbarer Beſitz den Menſchen veredelt. Indem unſer Philoſoph mit Recht die Freiheit als eine Urſache, die nicht wider Wirkung iſt, erklärt, giebt er dadurch zugleich an, daß der Wille eine Eigenſchaft eines Weſens iſt, das nicht zur phyſiſchen Welt gehört, in der es überall nichts Abſolutes giebt, und überall keine Urſache, die nicht bewirkt wird. Es gehört zur Würde dieſer erhabenen Idee, daß ſie nicht unter der Bothmäßigkeit des Syllogismus ſteht. Wer wollte es auch verſuchen, einen Läugner der Freiheit durch eine Reihe von Schlüſſen in einen intellektuellen Zuſtand zu verſetzen, der deutlicher wäre, als das unvermittelte Bewußtſeyn ſeines eignen Thuns?

Theorie des Schönen.

Unſer elegante Schriftſteller, ſelbſt Schönkünſtler und Zeichner, begabt mit einem feinen Tackte und einem ſo ausgeſuchten Geſchmacke, richtete auch ſein philoſophiſches Nachdenken auf die Natur und Beſchaffenheit des Schönen. Die Schrift über die Bildhauerei, über das Verlangen und der Dialog Simon ſind eigends dieſem Gegenſtande gewidmet.

Das Schöne und der ihm verwandte Begriff, das Erhabene, sind als die Grenzbegriffe zwischen dem Wahren und Guten zu betrachten. Das Wohlgefallen an ihnen ist ein reelles Wohlgefallen an der Darstellung einer Sache, so wie das Wohlgefallen am Guten ein uninteressirtes Wohlgefallen an der Gesinnung eines Subjektes ist; aber weil jenes Wohlgefallen die allgemeine Beistimmung anspricht, zum Unterschiede des angenehmen Reizes, so machen wir, so wie in Urtheilen des Wahren, an jedem Geschmacksurtheile das Prädikat zu einer Eigenschaft der vorgestellten Sache.

Wer in der Untersuchung über das Schöne und Erhabene die Wesenheit dieser Begriffe aus bloßen empirischen Vergleichungen, ohne auf die Eigenschaften des vorstellenden Subjektes selbst zu reflektiren, zusammensetzen will, wie Burke in seinen (un) »philosophischen Untersuchungen« über den Ursprung dieser Begriffe gethan hat, bringt es auch nicht weiter als dieser sonst so achtungsvolle Britte, und setzt das Schöne in das Kleine, Glatte, Schmächtige, Schwächliche, und das Erhabene ins Große und Starke, was Schmerz und Gefahr erregt.

Hemsterhuis scheint, wie Longin, das Erhabene nur für eine höhere Schönheit anzusehen; er trennt darum beide Begriffe nicht genug, und führt ihren Ursprung auf einerlei Beschaffenheit des Geistes zurück, welches doch nicht richtig ist. Diese Vermischung fremdartiger Begriffe möchte ich daher

ableiten, weil die Darſtellung des Erhabenen ſchön ſeyn kann; wobei aber das Schöne dem Ausdrucke, das Erhabene dem Gegenſtande gilt.

Unſer Philoſoph bemerkt, daß der menſchliche Geiſt, vermöge dem ihm inwohnenden Vervollkommnungstriebe, ſo viel als möglich, ſeine Erkenntniſſe zu erweitern ſtrebt, daß er aber als beſchränktes Weſen der Zeitbedingung unterworfen iſt, und nach und nach dieſes Geſchäft vollbringt. Das intellektuelle Bedürfniß wird alſo befriedigt, wenn die größtmöglichſte Ideenmaſſe in der kürzeſten Zeit begriffen werden kann. Das Gefühl einer ſolchen Befriedigung iſt nun der Stoff zu dem Begriff des Schönen. Es enthält zwei Reflexionspunkte, das Maximum der Vorſtellungen, und das Minimum der Zeit, ſie zu faſſen.

Wenn die Wolfſche Schule die Schönheit in die Einheit der Mannigfaltigkeit ſetzet, ſo giebt Hemſterhuis durch ſeine Theorie davon den philoſophiſchen Grund an. Indem Kant daſſelbe Prädikat mit der Vereinigung einer freien Einbildungskraft und des geſetzlichen Verſtandes in Auffaſſung einer ſinnlichen Erſcheinung erklärt, ſo läßt ſich auch dieſe Theorie mit der Hemſterhuisſchen befreunden. Die freie Einbildungskraft ſtrebt nämlich nach der Menge der Vorſtellungen, und es iſt nur möglich, ſie gleichzeitig zu faſſen, wenn ſie unter dem Geſetze des ordnenden Verſtandes ſtehen, und er ſie in Einheit faſſen kann, die als Verſtandeseinheit nothwendig geſetzlich iſt.

Thätigkeit allein kann überall in der Natur und außer derselben als das Positive angesehen werden; das Gefühl der Thätigkeit ist darum nothwendig mit Lust, so wie das Gefühl einer Hemmung derselben mit Unlust verbunden. Die Thätigkeit der Einbildungskraft in Auffassung des Mannigfaltigen findet aber da nur den wenigsten Widerstand, wo sie bei dieser Verrichtung durch eine Verstandesregel geleitet wird; also das Maximum der partiellen Vorstellungen mit dem Minimum des Zeitaufwandes verbunden ist.

Die nämliche Linie in der Form eines unregelmäßigen Viereckes umschließt weit weniger sichtliche Punkte und eine kleinere Fläche als dieselbe Linie in der Form eines Quadrates, und dieses weniger als in der Form eines Zirkels; und doch brauche ich eine kürzere Zeit, um den Zirkel zu begreifen, als für das Quadrat; und von dem unregelmäßigen Vierecke werde ich mir nach mehreren Wiederholungen kaum eine unbestimmte Vorstellung machen können. Die Zirkellinie ist daher schön, das Quadrat nur regelmäßig, und das Viereck mit ungleichen Linien und Winkeln häßlich. Dieses erscheint als ein Produkt der planlosen Dummheit, das Quadrat als das Werk eines Verstandes, und die Zirkellinie als die Geburt der Einbildungskraft. Ihr freies Spiel wird in der Umgrenzung der Figur zwar von der Hand der Regel geleitet; aber diese Leitung erscheint nicht, wie bei dem Quadrate, als gesetzliche Nöthigung,

ſondern ſelbſt als Begünſtigung ihres Hanges, auszuſchweifen aus der Bahn der geraden Linie. Die gerade Linie ſtellt die nahe Nothwendigkeit und das Bedürfniß dar, indeſſen Linien in mannigfaltigen Beugungen den Wonnereiz, die Fülle, die Freiheit und die lebendige Bewegung andeuten. Unter dieſen krummen Linien wird die Zirkellinie zwar als die vollkommenſte, aber doch für die weniger ſchöne gehalten, weil die Geſetzlichkeit ihrer Bewegung ſich dem mehr gebildeten Verſtande ſo breit darlegt, daß ſie beinahe als Nöthigung erſcheint. Er wird darum die Elipſe vorziehen, bei der die Regel, nach der ſie zu Stande kam, die Einheit der Form ſelbſt mannigfaltig iſt. Was daher Hemſterhuis von der Relativität der Ordnung in ſeinem Briefe über den Menſchen bemerkt, gilt in ſo fern auch von der Schönheit. Ihr Grundbegriff iſt unveränderlich; aber eine zuſammengeſetzte Schönheit kann einem beſchränkten Individuum als Verwirrung erſcheinen, die einem leichter und ſchneller faſſenden Kopfe als ein Ganzes vorkommt, an dem Geſetzlichkeit ihm zu ſchneidend und zu offenbar dargeſtellt iſt, um es mehr als blos regelmäßig zu finden; und in dieſer Beziehung ſtimme ich Hemſterhuis bei »daß das Schöne keine Realität in ſich hat« *).

*) Lettre sur la sculpture, pag. 28.

»Man nehme zwei Vasen (sagt er), die eine nach allen Grundsätzen der Häßlichkeit, die andere nach allen Gesetzen der Schönheit gebildet. Man betrachte beide oft und lange. Der schmerzhafte Eindruck bei der Häßlichen und das Wohlgefallen bei der schönen werden immer schwächer werden. Das Auge lernt zuletzt den Weg in Auffassung des Umrisses bei der häßlichen so geschwind zu machen, als es bei der schönen zu thun im Stande war, und wird bei dieser sich an Unebenheiten stören, über die es anfangs leicht weggegleitet ist.« Sehr richtig! die Gewohnheit ersetzt durch eine erworbene Leichtigkeit die Hilfe, die das Fassungsvermögen der Regel verdunkelt, und das Abgeschmackte der häßlichen Figur vermindert sich. Dieselbe Gewohnheit macht bei der schönen Vase die Regel überflüssig, zuletzt als einen Zwang gehässig, und beide Vasen scheinen zuletzt ihre Gestalt zu ändern. An diese Erfahrung schließt sich die Bemerkung an, die Hemsterhuis über den steigenden Effekt bei geistreichen Skizzen der Zeichner und bei großen Ideen der Dichter und Redner macht.

Der Begriff der Sache ist bei Skizzen in seiner Vollständigkeit nicht erschöpft, und die fortgesetzte Betrachtung bei der einen Art, und die Reflexion bei der andern Art der Darstellung findet immer noch ihre Befriedigung. Das Produkt des Genies scheint dessen schöpferische Natur selbst angenommen zu haben, und dem reflektirenden Subjekte von seiner Fülle mitzutheilen, da es doch nur so geeig-

net ist, dessen Erzeugungskraft zu reizen, und von ihm zu empfangen. Unvollendete Skizzen und unvollständig ausgedrückte Ideen werden darum nur einem produktiven Gemüthe wohlgefällig begegnen. Das Gegentheil von diesem bewirkt der leere Wortklang, den Swift in seiner Kunst zu kriechen oder von dem Niedrigen so scharf gegeiselt hat, und der in unsern Tagen mit großer Frechheit und mit großen Ansprüchen auftritt. Wenn wir bei den musterhaften Alten große, ungemeine Gedanken in einfacher Darstellung bewundern, so müssen wir bei vielen Neuern über die ungemeine Darstellung sehr trivialer Gedanken erstaunen.

Hemsterhuis widerspricht der gewöhnlichen Meinung, daß die Griechen Schüler der Egyptier in der Kunst gewesen wären; ihre Kunstwerke, selbst die ältesten und rohesten, zeugen von einer ihnen eignen Orginalität. Aus der freien Regierungsform dieses geistreichen und erfinderischen Volkes leitet er diese lebhafte Thätigkeit her, die mit einer gleichgroßen Reizbarkeit verbunden war, und die ihr Nachdenken auf »die moralische Seite des Universums richtete, auf »die Selbstkenntniß, und jenes sittliche Gefühl, welches »der allgemeine Geist in allen ihren Künsten und Wissen»schaften war« *).

Hemsterhuis setzt die wesentliche Bestimmung der Bildhauerei, die er älter als die Mahlerei glaubt, mehr in

*) Sur la sculpture, pag. 32.

das Minimum der Zeit, in Auffassung der Umrisse, als in das Maximum der Vorstellungen durch die artistische Darstellung. Er fodert also für Statüen mehr Ruhe und Majestät, als einen vollkommenen Ausdruck der Leidenschaft und Handlung. Die Kostbarkeit des Stoffes, der bearbeitet wird, und das Mühevolle der Arbeit macht Einfachheit und Einheit zur Bedingung. Er will, daß der Bildhauer, um seine Kunst in ihrer Vollkommenheit zu zeigen, eine einzige Figur vorstelle, die schön in einer ruhigen Haltung und natürlichen Stellung mit Anmuth erscheint, und so gewendet ist, daß man überall so viel verschiedene Theile ihres Leibes, als möglich, ansichtig wird. Er glaubt also, daß die zwei Hauptwerke der berühmten Rhodier, der Laokoon und Amphion, mehr der Mahlerei als der Bildhauerei angehören.

Die Hemsterhuisische Erklärung des Schönen offenbart dadurch ihre Unvollständigkeit, daß sie keine scharfe Grenze zwischen dem Schönen und Erhabenen angiebt; denn in dem Karakter des Erhabenen liegt zwar das Maximum gleichzeitiger Vorstellung, dargestellt durch das Minimum des natürlichen oder willkührlichen Zeichens. Es unterscheidet sich aber vom Schönen dadurch, daß die Fülle der Vorstellungen bei diesem einen Umriß und ihre Grenzen hat, bei jenem aber über alle Schranken der intellektuellen Fassungskraft hinausgeht und in das Gebiet übertritt, das nur dem moralischen Gefühle zugänglich wird. Dem

Kunſtgefühl eines Griechen, der die beſchränkteſte Vorſtellung von dem Weltall hatte, war eine helle Sternennacht nur ſchön. Das feierliche Gewand dieſer unterirdiſchen Gottheit erweckte in ſeiner Seele mehr als eine Vorſtellung; doch unterſchied ſich die Grundform der Totalvorſtellung von dieſer Seite nicht von der Anſchauung der vielfarbigen Bühne der Iris. Aber das Gemüth eines Herſchels oder Zachs wird von der Anſchauung des Sternenhimmels ganz anders bewegt. Indem ſich ihr Geiſt bei dieſem prächtigen Gemählde der Natur über die Erde erhebt, die Sonnenbahne hinter ſich läßt, und auf den Flügeln des Gedankens das bläſſeſte Flimmerlicht der Milchſtraße erreicht, und zurückblickt, findet er ſich noch am Anfange eines Weges, deſſen Ende zu erreichen, er den Gedanken vergeblich anſtrengt.

Dieſes Gefühl des Unvermögens iſt einerſeits unangenehm. Es iſt das Gefühl des Bedürfniſſes, des Verlangens, des rationellen Inſtinktes; aber es iſt zugleich verbunden mit der dunklen Vorſtellung eines Gutes, wodurch es befriedigt wird, und welches jenſeits der Natur in einer Welt liegt, die wahrhaft unendlich und unſere eigentliche Heimath iſt.

In dem bekannten Moſaiſchen: «Gott ſprach: es werde Licht, und es ward Licht,» iſt der Begriff erhaben, ſein Ausdruck ſchön. Der Gedanke Gottes, wodurch alles ward, iſt ſinnlich dargeſtellt durch das er ſprach. Das

Schwerſte, der Akt der Schöpfung, iſt an die leichteſte Handlung, die Rede, angeknüpft. Die Kürze des einfachen Ausdrucks iſt das natürliche Bild von der Geſchwindigkeit der That, wodurch das Schönſte und Herrlichſte der Sonnenwelt, das Licht, ohne allen Kraftaufwand erzeugt wird. Alles, was die Natur, und wir als Naturweſen hervorbringen, iſt nur ſukzeſſive Veränderung der Form, durch eine Kraft, die im Maaße des Widerſtandes verrichtet wird; und keine Naturkraft giebt die Einheit zu einem möglichen Maaße der unvergleichbaren Schöpferkraft. Nur die moraliſche Freiheit des menſchlichen Willens iſt ein angemeſſenes Bild jener Kraft, die allen Begriff überſteigt.

Hemſterhuis unterſcheidet nicht weſentlich das Schöne von dem Erhabenen; er hält dieſes für eine höhere Schönheit. Nach ſeiner Theorie folgt es auch; denn das Erhabene giebt nicht nur in der kürzeſten Zeit die meiſten Vorſtellungen, ſondern das Gemüth, indem es in Rührung verſetzt wird, kömmt zugleich aus der ruhigen Faſſung, die Ideenmaſſe zu überſchauen, die ſich wie ein wogendes Meer, deſſen äußerſter Rand ſich in der Bläue des Himmels verliert, vor ihm ausbreitet. Das Gefühl des Erhabenen hat ein ernſthaftes Kolorit; es iſt dem moraliſchen Gefühle näher verwandt, als dem Schönheitsſinne, der ſich dem ruhigen Wohlgefallen hingiebt, indeſſen das Gemüth durch das Erhabene zur Anſtrengung gereizt wird, um in der Fluth der Vorſtellung nicht unterzuge-

hen. Kant *) hält die Inschrift über dem Tempel der Isis für das Erhabenste, was je gesagt und gedacht wurde: »Ich bin alles, was da ist, was da war, was da seyn wird; und meinen Schleier hat kein Sterblicher aufgedeckt!« Dieses feierliche Urtheil, das die Natur selbst, diese unwandelbare Allgebährerin, über das Unvermögen des Sterblichen, ihre Geheimnisse zu ergründen, ausspricht, die sinnliche Darstellung der Grenzenlosigkeit ihres Reiches, und die Verborgenheit ihrer unerschöpflichen Grundkraft schlägt überall die eitle Wißbegierde des Menschen zurück, und nöthigt sie, der Hand der Weisheit zu vertrauen. Diese führt ihn in sein Inneres, wo er Entdeckungen machen kann, die ihn über die Unkunde der Naturgeheimnisse entschädigen. Jene Zurückstoßung von außen, diese Anziehung nach innen, das Gefühl des Unvermögens, die Ahnung eines zugänglichen Sitzes der Weisheit und des Wissens, erfüllen das Gemüth mit einem heiligen Schauer, reizen es aber zugleich, die Natur als Inbegriff alles Vergänglichen, zuerst dem sterblichen Menschen gleich zu stellen, und dann an dessen unsterblichem Theile das Unwandelbare aufzusuchen, das er mit dem Urgrunde der Natur und ihrem Urheber gemein hat.

---

*) Kritik der Urtheilskraft. §. 49.

Die Bemerkung Hemsterhuis, daß die Statüe Laokoons wegen der Stärke des Ausdruckes und der Handlung mehr der Mahlerei als der Plastik angehöre, führt mich auf eine Vermuthung, daß wohl diese Bemerkung der erste fruchtbare Saame eines Produktes war, das eine Zierde der deutschen Litteratur ist. Ich meine den Laokoon, oder über die Grenze der Poesie und Mahlerei von Ephraim Lessing. Meine Vermmuthung stößt wenigstens nicht gegen die Zeitrechnung. Lessing kannte und achtete die Hemsterhuisschen Werke; und daß in einem produktiven genialischen Geiste es nur eines belebenden einfachen Prinzipes bedarf, um ihn zu befruchten, ist nicht meine Bemerkung. Lessing wurde vielleicht durch jene isolirte Bemerkung nur auf das Spiel des Paralellismus geführt, und durch dieses Spiel kam er zu einer Reihe von Wahrheiten, die sein Werk zu einem belehrenden Kommentar über den Dialog Simon *) machen.

Hemsterhuis bemerkt schon in seinem Begriffe über die Bildhauerei, daß vorzüglich die Dichtkunst auf das reproduktive Vermögen der Seele, das er darum auch das poetische (schöpferische) Vermögen heißt, durch ihre willkührliche Zeichen zu wirken im Stande sey. Diese Idee entwickelt er in Simon, und zeigt wie die zeichnenden Künste in dieser Hinsicht der Dicht- und Redekunst zu-

*) Simon, ou des facultés de l'ame.

rücke ſtehen. Die willkührlichen Zeichen haben als ſolche etwas Unbeſtimmtes; und indem ſie das Gemüth in Bewegung ſetzen, laſſen ſie zugleich ſeinem Spiele einen freien Raum. Die Umriſſe und Linien in einem Werke der zeichnenden Kunſt ſind etwas ſtreng Beſtimmtes; innerhalb dieſer Schranken muß ſich das Gemüth bewegen, und die Freiheit des produktiven Vermögens hat ungern Grenzen.

Leſſing ſetzt den weſentlichen Unterſchied der zeichnenden Künſte und der Poeſie, zu der auch in dieſer Hinſicht die ſchöne Redekunſt gehört, darin, daß er jenen räumliche Gegenſtände, und dieſer Objekte der Zeit, das iſt Handlungen und ihre Quelle, Leidenſchaften zum Vorwurfe ihrer Darſtellung anweiſt. Gleichzeitigkeit iſt darum die geſetzliche Form von jener, und Zeitfolge iſt es von dieſer. Der Dichter kann uns auch den verborgenen Grund der Handlung, der Mahler nur ihre äußere Wirkung darſtellen. Der Zeichner und Bildhauer verewigt einen Augenblick; nur die ruhige Haltung iſt der Dauer fähig. Gewaltſame Leidenſchaften und ihre höchſte Stärke ſind nur momentan und die Dauer widerſpricht ihrer Natur. Der Zeichner vermeidet darum, ſolche Situationen darzuſtellen. — Der Laokoon Virgils ſchreiet fürchterlich; der Laokoon der Rhodiſchen Künſtler ſeufzet nur. Homer mahlt die ſchöne Helene nicht theilweiſe; er beſchreibt nicht die Majeſtät des furchtbaren Gottes, die dem Phythias durch den Einen berühmten Vers erſcheint.

Mercier behauptete in einer Rede, die er im Nationalkonvente zu Paris hielt: die Poesie allein sey die wahre Mahlerei. Er bemerkt, zu diesem Satze habe ihn die Beschauung der Werke in der großen Galerie selbst gebracht. Ihr Unvermögen, die Seele zu erfüllen, habe durch allen Aufwand der Kunst nicht können beseitigt werden. Diese Behauptung ist nur in ihrer Uebertreibung falsch, und das Wahre an ihr ist, daß die Poesie, indem sie durch Worte nur sparsam mahlt, eben dadurch das Gemüth reitzet, es mit seiner produktiven Thätigkeit selbst zu thun. Das Element der schönen Kunst ist Freiheit, und eben darum ist die Poesie die Königin der Künste, so wie sie die Erstgeborne der Musen ist. Sie versetzt das Gemüth in eine Sphäre, die durch ihre Magie über die Wirklichkeit erweitert wird. In unsern Tagen suchte sich eine gewisse, ich weiß nicht, poetisirende Philosophie oder philosophische Poesie in Deutschland der Lehrstühle der Weisheit zu bemächtigen. Ihre Gestalt war zwitterartig, wandelbar und ohne bestimmten Umriß. Es ist oft zweifelhaft, ob die Nothwendigkeit des Denkens, oder die Freiheit der Phantasie wesentlich durch sie ausgesprochen wurde. Einige Reflexionen über die verschiedene Tendenz der Philosophie und der Poesie mögen zugleich als Erläuterung dienen, was Hemsterhuis zum Lobe der Dichtkunst und ihren Einfluß auf Philosophie in seinem Alexis anführt.

Die Philosophie gleicht darin ihrer älteren Schwester,

daß ſie das Gemüth erhebt. Sie unterſcheidet ſich von ihr dadurch, daß ſie die heiligen Geſichte, welche die Poeſie in ihrem täuſchenden Helldunkel läßt, beleuchtet, und von jenen Irrlichtern ſcheidet, die den Menſchen betrügeriſch äffen. Jedes philoſophiſche Genie, das wohl etwas mehr iſt als ein logiſcher Wortkünſtler, iſt wie das poetiſche Genie ein heiliger Seher. Beiden offenbart ſich das Göttliche, das Seyn, von dem die ſinnliche Natur der Typus iſt; aber indeſſen der Dichter von der Natur ausgeht, und ihre geheime Chiffernſchrift verdeutlicht, geht die Philoſophie von dem höheren Begriffe aus, unterlegt ihm die Natur, und giebt dadurch dem Begriffe einen Sinn und der Natur eine Bedeutung.

Der Dichter idealiſirt das Wirkliche; der Philoſoph erklärt die Ideale des Wirklichen. Der Dichter ſtellt ſeine individuelle, und darum originelle Anſicht, als Muſter einer allgemeinen auf; der Philoſoph ſucht den allgemeinen Standpunkt der Menſchheit, ja des geſammten Geiſterreiches zu gewinnen und ſich anzueignen. Jener iſt darum Geſetzgeber im Gebiete des Geſchmackes; dieſer nur geſetzkundig im Reiche der Wahrheit. Aber das Denken des Philoſophen würde, wie der gemeine Sinn, auf dem Boden fortkriechen, erhöbe es ſich nicht auf den Schwingen jener fruchtbaren Einbildungskraft, die das angeborne Talent des Dichters iſt, über die Welt der Erſcheinung; geſtaltete es nicht wie dieſe ein Ideen-

reich (noumena), und würde es nicht wie dieſe von einem angebornen Takte geleitet, unter den mancherlei Gebilden nur die zu ergreifen, die ſich als die unwandelbaren, ewigen Muſter bewähren.

Was den Styl und Vortrag betrifft, ſo bediente ſich Henſterhuis in ſeinen erſten Schriften des didaktiſchen Vortrages; in den ſpäteren des Dialoges. Unter erſteren iſt die Lobrede auf Franz Fagel ohne Zweifel das Muſter einer lebendigen und kräftigen Darſtellung. In der ſachreichen Abhandlung über den Menſchen ſcheint die Menge der Gegenſtände die logiſche Anordnung und die organiſche Verbindung erſchwert zu haben. Unter den Dialogen iſt der Simon unvergleichbar; es iſt ein koſtbares Werk im rein antiken Style. Mit den Dialogen des Plato kann dieſer nur in der einfachen, natürlichen Entwickelung der Ideen, dieſer geiſtigen Hebammenkunſt des Sokrates, verglichen werden; aber der Darſtellung ſelbſt iſt Handlung beigefügt, und dieſe giebt dem Ganzen jene freie Bewegung, die das Leben von der Maſchine mit unterſcheidet. Den zweiten Rang in der Darſtellung behauptet der Alexis; dieſem folgt der Ariſtäe; der Sophyle iſt ſein erſter Verſuch.

In der Verbindung der Vorſtellungen der Gedankenreihe, herrſcht weniger die logiſche Verknüpfung, als die Ideenaſſoziation nach pſychologiſchen Geſetzen. Dadurch verwandelt ſich das trockne Skelet der Begriffe in ein belebtes

Ganze; die organiſche Artikulation macht das Werk zu einem Werke der Dichtkunſt, die in allen ihren Produkten eine unt heilbare Form, eine reelle Einheit darzuſtellen ſtrebt.

Beſtimmtheit der Umriſſe der Begriffe iſt oft mit Trockenheit verbunden; aber eben ſo oft iſt die Unbeſtimmtheit derſelben mit dem Gefühle begleitet, das aus der Dunkelheit des Vortrages bewirkt wird. Indeſſen liegt die magiſche Kraft und der immer ſich verjüngende Reitz eines ſchönen Vortrages eben in dem angenehmen Dämmerlichte, das um die Gegenſtände ſpielt, und ihre Begrenzung unſicher macht; es iſt darum eine ſchwere Aufgabe der Kunſt, die Foderungen der Phantaſie mit den Anſprüchen der Vernunft auszugleichen. Dieſe Aufgabe löſte, ſcheint mir, Hemſterhuis vollkommen in ſeinen Dialogen. Indem er dem Hauptbegriffe alle philoſophiſche Deutlichkeit zu verſchaffen ſtrebt, ſtellt er ihn in Verbindung mit Nebenvorſtellungen, die oft nur durch das Licht, das von jenem abſtrahlt, beleuchtet werden. Er ſcheint uns durch Verfolgung dieſer untergeordneten Ideen vom Hauptgedanken zu entfernen, während dem die Linie, die unſer Weg beſchreibt, uns einer andern Seite deſſelben näher bringt. Sein Ideengang iſt mehr ſynthetiſch als analytiſch; er entwickelt nicht ſowohl durch logiſches Räſonnement, ſondern er läßt den Gegenſtand vor uns und in uns entſtehen. Darum iſt auch die Ueberzeugung, die er bewirkt, die lebendige des Gefühls, und das Werk

ergreift uns so mächtig, daß wir den Künstler darüber vergessen; es wirkt mit der Gewalt der Natur.

Habe ich durch diese kritischen Blätter den Schriften Hemsterhuis Einen aufmerksamen Leser mehr verschafft, so war ich so glücklich, dem Schönen einen Liebhaber, der Wahrheit einen Freund, und der Tugend einen Anbeter zugeführt zu haben.

III.

Beitrag zur neueſten Regierungs-Geſchichte des Großherzogthums Frankfurt.

Großherzogthum Frankfurt.

Departement Frankfurt.

Der Departementsrath des Departements Frankfurt

an

den Präfekten Freiherrn von Günderrode.

Indem der unterzeichnete Departementsrath dem Herrn Präfekten des Departements Frankfurt für den in gedrängter Kürze eine große Anzahl wichtiger Gegenſtände umfaſſenden, gründlichen Bericht über alles dasjenige, was während dem Jahre 1811 zum Beſten des Departements von Frankfurt geſchehen iſt, den verbindlichſten Dank abſtattet, und zugleich hierbei die gewünſchte Veranlaſſung findet, Hochdemſelben für die bei einer ſo mühevollen Amtsführung zur Beförderung des allgemeinen Beſten bewieſenen, ausgezeichnet patriotiſchen Bemühungen ſeine innigen Gefühle der

vollkommensten Erkenntlichkeit an den Tag zu legen; verfehlt zugleich derselbe, als Organ des Departements, nicht, mit aller derjenigen Freimüthigkeit, wozu ihn seine obhabenden heiligen Pflichten für das Wohl des Departements auffodern, diejenigen gutächtlichen Vorschläge und Wünsche für das Wohl und Beste desselben, als auf welche er sich diesesmal nur allein beschränkt sieht, hierdurch auszudrücken, und um deren weitere Beförderung, wie auch um kräftige Unterstützung derselben bei Serenissimo, gehorsamst auzutragen.

Der Departementsrath übergehet alle diejenigen Gegenstände, welche durch die preiswürdigen Anstalten des Herrn Präfekten bereits erlediget worden; und da der Präfektur manche so wichtige Attribute entzogen sind, die in andern Departemenuten wesentliche Bestandtheile der Verwaltung derselben ausmachen, so siehet sich auch der Departementsrath hinsichtlich derselben in seinen Vorschlägen und Wünschen einer gleichen Beschränkung unterworfen, und begnügt sich daher, nur wegen der Polizei und dermaligen Verwaltung des hiesigen öffentlichen Bauwesens, in sofern sich dieselbe mit dem Verkaufe des hiesigen städtischen Eigenthums befaßt, nachfolgende einzelne Bemerkungen und Wünsche aufzustellen. Weiter unten wird der so höchstnothwendigen Absonderung des großherzoglichen Eigenthums von dem städtischen nähere Erwähnung geschehen.

In Ansehung der Polizei scheint dem Departementsrath diese, nach dem Modell Frankreichs, welches durch seine Polizei politische Zwecke bezielt, gegriffene Anstalt für unsern beschränkten, an Population kaum einem Departement von Frankreich gleichkommenden Staat, viel zu groß, und, so wie auch ehedem, die Sicherheit der Einwohner auf weniger kostspieligem Wege erreichbar.

Es wäre zu wünschen, daß derselben Aufwand mit ihrem wahren Nutzen für den Staat in Einklang gesetzt, die Grenzen der Polizeigewalt genau bestimmt, alle Polizeitaxen durch den Druck öffentlich bekannt gemacht, dadurch jeder Willkühr vorgebeugt, und die wahrscheinlich sehr großen Einnahmen der Polizei, so wie alle andere Intraden, gehörig verrechnet werden möchten.

Dann ist ferner zu bemerken, daß, nach den Grundsätzen des ehemaligen reichsstädtischen Raths und der bürgerlichen Kollegien, ein Theil der Stadtschulden von dem Erlöß der durch die Demolition gewonnenen und verkauften Plätze getilgt werden sollte. Es ist nun bereits ein sehr großer Theil dieses Stadteigenthums, welches ehedem jährlich an die 4 — 5000 fl. eingetragen hat, verkauft, aber der Erlöß von den verkauften Plätzen nicht zur Abzahlung der Schulden verwendet worden; vielmehr scheint es, nach einem nur oberflächlichen Ueberschlag, daß alle jene Summen zur Erbauung neuer Wachthäuser, einer kostspieligen

Chauſſee, und zu ſonſtigen Verſchönerungen aufgegangen ſeyn mögen, und noch aufgewendet werden. Der Departementsrath iſt zwar weit entfernt, den Werth dieſer Verſchönerungen für unſere Stadt zu verkennen; allein es iſt dennoch nicht zu läugnen, daß ſie dadurch die urſprünglich erzielte Erleichterung ihrer Schuldenlaſt nicht erhalten hat. Ihr ehemaliges Eigenthum iſt dahin geſchwunden und dabei die jährliche Einnahme von 4 — 5000 fl. verloren gegangen, ſo daß nur der höchſtbeſchränkte Wunſch zu thun übrig bleibt, daß das davon noch übrige Stadteigenthum ſo viel möglich erhalten, und aus dem noch weitern Erlöß der zu verkaufenden Grundſtücke ein Kapital gebildet werden möge, von deſſen Zinſen die jährliche Unterhaltung der neuerrichteten Anlagen und Gebäulichkeiten beſtritten werden könne.

Nach dieſer im Vorbeigehen geäußerten Bemerkung folgen nunmehr die Hauptgegenſtände, mit welchen der Departementsrath ſich zu befaſſen ganz beſonders aufgefodert ſieht. Dieſe liegen nun theils in dem Bericht des Herrn Präfekten ſelbſt, theils aber außer demſelben.

Zu den erſtern gehören:

1) das Schuldenweſen der Stadt Frankfurt und der dazu gehörigen Dorfſchaften;

2) die Schul- und Gelehrten-Anſtalten;

3) die milden Stiftungen und das mit denſelben verknüpfte Armenweſen;

4) die neuerrichtete Kaserne, verbunden mit dem Einquartirungswesen;

5) die Konskription;

6) die geometrische Aufnahme der Gemarkung.

Zu der letztern gehören:

1) die Aufrechthaltung des Landeskredits durch genaue Beobachtung der Konstitution;

2) die Einführung neuer Steuern und Auflagen ohne verfassungsmäßige Mitwirkung der Stände;

3) die Abschaffung der Vermögenssteuer und die Einführung anderer Steuern, wodurch die Fremden mitzutragen verbunden werden;

4) die Besetzung so vieler Stellen in der Stadt Frankfurt durch fremde Personen aus andern Departementen.

Soviel also forderſamſt I.) den höchstwichtigen Punkt des Schuldenwesens der Stadt betrifft, so muß man das Sinken des Kredits der Stadt, von welchem der Kurs der Staatspapiere das sicherste Kennzeichen ist, mit so tiefem und lebhaftem Schmerz empfinden, als dieses Sinken der Staatspapiere leider! nicht auf leerer Einbildung, sondern auf Ursachen sich gründet, die einen noch weit stärkeren Verfall des öffentlichen Kredits befürchten lassen. Der

Kredit eines Landes oder einer Stadt beruhet aber unstreitig

1) auf der genaueſten Befolgung der gegebenen Konſtitution;
2) auf dem Reichthum oder Wohlſtand ſeiner Einwohner;
3) auf einem unantaſtbaren und unveränderlich angewieſenen Schuldentilgungsfonds; und endlich
4) auf der Unveräußerlichkeit des den Gläubigern gegebenen Unterpfandes.

Leiden dieſe weſentlichen Pfeiler des öffentlichen Zutrauens gewaltſamen Schaden, oder drohen ſie gar den Einſturz, ſo iſt damit das Hinfallen dieſes Zutrauens unzertrennlich verbunden.

Es iſt nur allzuviel bekannt, wie ſehr dieſelben ſämmtlich ſeit dem Aufhören der Reichsſtadt erſchüttert worden. Dermalen ſieht man ſich veranlaſſet, hier nur in eine weitere Erörterung des Schuldentilgungsfonds und die Unveräußerlichkeit des den Gläubigern gegebenen Unterpfandes einzugehen, — da die erſteren Gegenſtände weiter unten erwogen werden ſollen.

Um eine leichtere Ueberſicht des dermaligen weit nachtheiligern Verhältniſſes der Schuldentilgungskommiſſion gegen die ehemalige reichsſtädtiſche und erſte fürſtliche Verfaſſung zu haben, folgt hier das beigefügte Tableau.

Reichsstädtische Periode.

Die Rechnungskommission bezog:

1) aus der Stadtkasse	fl. 100,000
2) von der Lotterie im Durchschnitt jährlich	„ 65,000
3) Extra neue Auflagen	„ 45,000
	fl. 210,000

Erste fürstliche Periode.

Die Rechnungskommission bezog:

1) aus der Staatskasse ¼ der Einnahme, im Durchschnitt . . .	fl. 200,000
2) von der Lotterie	„ 65,000
	fl. 265,000

Mußte aber die Recheneischulden verzinsen mit circa . . . . . fl. 45,000
und auch das Approvisionirungsamt bezahlen.

Jetzige Periode.

Die Rechnungskommission bezieht aus der Staatskasse . . . . . fl. 150,000

Dagegen muß sie befriedigen:

1) die Recheneizinsen mit . . .	fl 45,000

2) das Approvisionirungsamt übernehmen, welches im vorigen Jahre allein mehr denn 70,000 fl. kostete, und soll auch
3) die Lotterie verlieren.

Schon dieses Mißverhältniß für die Schuldentilgungskommission mußte auf den Kredit der Staatspapiere auch nachtheilig wirken, und dieses um so mehr, als die extraordinären Auflagen lediglich und ausschließlich der Schuldentilgung gewidmet waren, auch der Bürgerschaft von dem Rath und den bürgerlichen Kollegien die feierliche Zusicherung war gegeben worden, daß solche nur zu diesem Behufe verwendet werden und mit der Schuld wiederum ein Ende nehmen sollten. Auch wurde der Nutzen von der Lotterie, nur um diese Schuld desto eher zu tilgen, den Armenstiftungen entzogen, um der Rechnungskommission einen desto größern Zufluß zu verschaffen. — Waren diese Abänderungen und Schmälerungen des Schuldentilgungsfonds schon nachtheilig, so ist es die noch immer andauernde und zunehmende Schwächung der Hypothek, auf welche die Schulden radizirt sind, noch mehr geworden. Die Inhaber Frankfurter Obligationen haben zwei, wenn gleich in den Obligationen selbst nicht, dennoch in früheren Gesetzen deutlich ausgedrückte Hypotheken:

1) Als Haupthypothek das gesammte reichsstädtische Mo- und Immobiliarvermögen;

2) als subsidiarisches Unterpfand das Privatvermögen aller verbürgerten Einwohner Frankfurts.

Dieses ist in dem Publikandum vom 16. September 1796 sehr deutlich ausgedrückt, wo es heißt: »Da hier »von nichts anderm, als von verzinslichen Anlehensbeiträ»gen die Rede ist, welche sowohl in dem hiesigen, mit »bekannter Ordnung verwalteten Staatsvermögen, »als auch, wo dieses nicht zureicht, nach reichs»städtischer Verfassung in dem Privatvermögen jedes ein»zelnen hiesigen Bürgers überflüssige Sicherheit finden, »u. s. w.«

Die dahiesigen und auswärtigen Gläubiger haben also auf diese Versicherung der Stadt Frankfurt ihr baares Geld vorgeschossen, und auf diese Hypothek haben sie wohlerworbene und nicht zu bestreitende Rechte. Wenn nun Gegenstände des städtischen Mo- und Immobiliarvermögens durch das Intelligenzblatt beständig zum öffentlichen Verkauf ausgeboten, und, soviel zur allgemeinen Kenntniß gelangt, die daraus erlößten Gelder nicht zur Verminderung der Staatsschulden verwendet werden; so kann dieses nur um so mehr nachtheilig auf den Kredit wirken, als der Beitrag aus der Staatskasse von 150,000 fl. nicht dagegen angerechnet werden mag, indem dieser nur als Surrogat jener 100,000 fl. zu betrachten ist, welche die Reichsstadt für die städtischen Domänen aus dem Aerario der Schuldentilgungskommission verabreicht hat.

Schon aus dem Angeführten läßt sich leicht begreifen, daß die Stadtobligationen, welche vormals kaum 2 bis 3 Prozent verloren haben, nun beinahe auf die Hälfte ihres Nominalwerthes herunter gesunken sind, und bei immer größerer Verminderung des Staatsvermögens noch mehr sinken werden, wozu dann noch andere weiter unten vorkommende Ursachen mit beigetragen haben. So lange daher die schon oben einmal bemerkte, noch nicht erfolgte Ausscheidung des Staats- und Kommunalvermögens nicht erfolgt ist, so lange wird keine gegründete Hoffnung zur Besserung unserer Papiere aufkeimen können. Denn ob es gleich, nach staatsrechtlichen Grundsätzen, nicht bestritten werden kann, daß die Kreditoren der Stadt Frankfurt ihr Geld nicht blos einer Kommune, sondern einem Reichsstande vorgeliehen haben, mithin unsere Schulden eigentlich Staatsschulden sind; so wird es dennoch zuverlässig auf unsere Obligationen einen sehr günstigen Einfluß haben, wenn dieselben durch eine rechtliche Abtheilung und Ausscheidung des Staats- und Kommunalvermögens in Kommunalschulden verwandelt würden, wobei aber die Kommune nothwendig durch ihr ehemaliges wohlerworbenes Eigenthum wiederum in den Stand gesetzt werden müßte, den ihr zur Last fallenden Antheil an ihrer Schuld aversionaliter befriedigen zu können. Das französische Staatsrecht erkennt hierin ganz für die Stadt, und die französischen Städte haben ihr Kommunaleigenthum jederzeit uneingeschränkt erhalten; die Städte Mainz, Koblenz,

Brüssel, welche hier namentlich angeführt werden können, sind von der Gnade Sr. kaiserlichen Majestät reichlich dotirt worden, haben ihre ehemaligen Einkünfte noch dermalen in Besitz, und man kann diesseits diese Beispiele um so freimüthiger anführen, als auch Serenissimus selbst der Stadt Frankfurt die Versicherung ertheilt haben, daß Höchstsie dieselbe, gleich den mediatisirten Ständen Deutschlands, behandeln wollten. Diese Zusicherung kann, obgleich bei einer dermalen umgeänderten Konstitution, immer bestehen, indem dieselbe sich mit den wohlerworbenen Rechten Frankfurts vollkommen vereinigen läßt.

Aus dem bisher Vorgetragenen rechtfertiget sich daher der dringende Wunsch des Departementsraths, daß baldmöglichst die oben bemerkte so höchstnothwendige Absonderung des Staats- und Kommunaleigenthums bewerkstelliget, indessen aber mit allen Veräußerungen der Immobilien überhaupt, insbesondere aber mit einer, dem Vernehmen nach im Werke seyenden Veräußerung einer Parzelle des Stadtwaldes, gänzlich eingehalten werden möge. Man ist diesseits vollkommen überzeugt, daß, wenn dieser mit schweren Aufopferungen der Bürger Frankfurts ehemals von Kaiser und Reich erworbene Wald als Kommunaleigenthum den Stadt Frankfurtischen Obligationen zur gerichtlichen Sicherheit unterläge, diese alsdann in kurzer Zeit sich, wo nicht ganz, doch größtentheils, zu ihrem wahren Nennwerth erheben würden, und dem immerhin

fortdauernden Fallen derſelben hiermit auf einmal ein Ende gemacht werden könnte. —

Aus denſelben Gründen, aus welchen man von Seiten des Departementsraths die Verwandelung der Staatsſchulden in Kommunalſchulden räthlich erachtet, iſt man in Anſehung der Dorfſchulden ganz mit dem Vortrage des Herrn Präfekten einverſtanden, und es wird die Nichtvereinigung der Dorf- und Stadtſchulden dem Kredit der Dörfer weit vortheilhafter ſeyn, als die Vereinigung mit den Stadtſchulden. Wenn nun gleich in vorigen Zeiten dieſe Vereinigung als räthlich angeſehen worden, ſo iſt dennoch aufrichtig zu wünſchen, daß auch dieſe Zuſammenſchmelzung nunmehr zum Beſten der Dorfſchaften, ſowohl um ihren bisherigen Kredit ferner zu erhalten, als auch um ihre Gläubiger in keinen offenbaren Verluſt zu bringen, gänzlich vernichtet werden möge.

Von dem Schuldenweſen gehen wir nun auf

II. Das Schulweſen

über. — Es drängt ſich hier gleich die wichtige Frage auf: Ob das Stadt Frankfurtiſche Schulweſen einer ſo großen, beſonders einer ſo koſtſpieligen Reform bedürfe, wie ſolche in unſern Tagen in Antrag gekommen?

Wer der Wahrheit die Ehre geben will, und in der Litterargeſchichte nur eingermaßen bewandert iſt, muß bekennen, daß von den Zeiten der Stiftung unſeres Gym-

nasiums bis hieher auf demselben fast ununterbrochen geschickte, in der gelehrten Welt berühmt gewordene und dem Staate nützliche Männer in allen Fächern der Gelehrsamkeit gebildet worden sind. Zu einer ganz besondern Ehre und zu einem großen Nachruhme muß es den ehemaligen Vorstehern unserer Stadt, und vorzüglich den dazu angestellten Behörden, gereichen, daß in den zwei letzten Jahrzehenden so sehr vieles für das hiesige Schulwesen überhaupt geschehen ist. Mit erlaubtem Stolze können Frankfurts Bürger ihr dermaliges Gymnasium, welches den von einer solchen Schulanstalt gemacht werden könnenden Foderungen vollkommen entspricht, unter die besten Schulanstalten Deutschlands zählen! Für unsere deutschen Schulen ist aber auch gewiß sehr vieles gewirkt worden, und wenn manches bei denselben zu wünschen übrig geblieben, so sind die noch übrigen Mängel hauptsächlich durch Anstellung brauchbarer Lehrer und Anwendung reif durchdachter pädagogischer Grundsätze am zweckmäßigsten zu heben. Durch die Einrichtung sehr kostspieliger Schulgebäude aber möchte wohl das nicht erzielet werden, was man damit zu bezwecken meynt. In einer großen volkreichen Stadt, wie Frankfurt, werden vier, an den Extremitäten der Stadt angebrachte Schulen weder passend noch zweckmäßig seyn.

Sehr hart aber würde es seyn, eine Art Bannschulen zu errichten, und die Eltern eines gewissen Bezirks

zu zwingen, ihre Kinder in die Schule dieſes Bezirks zu ſchicken oder doch das Schulgeld für dieſelben zu bezahlen, wenn ſie auch zu den Lehrern kein Zutrauen hätten. Dieſe Einſchränkuug der elterlichen Gewalt in Abſicht auf die Erziehung ihrer Kinder ſtreitet ſogar mit den den Eltern nach den bürgerlichen Geſetzen zuſtehenden Rechten, und im Ganzen bleibt es gewiß immer vorzüglicher, daß die Schulen in mehrere Straßen vertheilt ſind, und die Kinder in diejenige Schule geſchickt werden können, die alsdann der Wohnung der Eltern am nächſten iſt. — Man mache es übrigens dem Lehrer zur Pflicht, auf geräumige und geſunde Stuben für ſeine Lehrlinge Bedacht zu nehmen, und hiermit werden die Beſorgniſſe für die Geſundheit der Kinder gänzlich gehoben ſeyn.

Se. königliche Hoheit, unſer gnädigſter Großherzog, haben durch Beſtimmung eines gewiſſen Ertrags der Stempelgelder für die Verbeſſerung des Schulweſens landesväterlich geſorgt, und nur durch weiſe Anwendung dieſer Gelder für Herbeiziehung guter Lehrer wird alles erzielet werden, was uns über das Schulweſen zu wünſchen dermalen noch übrig bleibt. Was nun aber insbeſondere noch die Errichtung einer *mediziniſchen Spezialſchule* dahier in Frankfurt betrifft, deren Anlegung ſehr nahe bevorſteht, ſo verdient dieſe Idee, beſondere Specialſchulen, ſtatt der ſeit Jahrhunderten in Deutſchland und andern Reichen bis auf den heutigen Tag üblich geweſenen

und noch zum Theile mit größtem Ruhme bestehenden Universitäten, zu errichten, ganz besondere Prüfung.

Kein Land kann wahrhaftig mehrere Gelehrte, und besonders in allen Wissenschaften erfahrne Männer aufzählen, als Deutschland, und allgemein hat man diese große Anzahl seinen vortrefflichen Lehranstalten zugeschrieben. Diesem folgt England, dessen Lehranstalten mit den deutschen zusammentreffen, und diesem stehet Frankreich in der Anzahl gelehrter Leute weit hintenan.

Auch findet sich der Regel nach, daß ein französischer Gelehrter, außer seinem Hauptstudium, in andern Fächern der Gelehrsamkeit fremd, ja öfters ganz unwissend ist; kein Mensch kann indessen den Franzosen eben die Geistesfähigkeiten absprechen, die den Deutschen und Engländern angehören.

Wenn nun aber die Franzosen dennoch in der Zahl gelehrter Männer gegen diese beiden andern Nationen zurückbleiben, so muß doch wohl der Grund davon in einer weniger guten Einrichtung ihrer Schulen und Gymnasien, wie auch in der in diesem Reiche üblichen Spezialschulen, mit zu suchen seyn.

Schon dieses macht ihre Einführung bedenklich. Wenn wir aber den Spezialschulen auch alle die Vorzüge der deutschen Universitäten einräumen wollen, — warum soll ein junger Mensch dasjenige an mehreren Orten erlernen, was er nach der dermaligen Einrichtung der deutschen

Universitäten an Einem Orte bequem und ohne besondern Kostenaufwand erlernen kann?

In einem großen Reiche, wie Frankreich, bei einer Population von so vielen Millionen Menschen, wo in großen Städten mehrere Spezialschulen zugleich befindlich sind, mögen diese Studieneinrichtungen wohl bestehen. Allein in einem kleinen Staate, wie der unsrige, bei der so geringen Anzahl Studirender, die sich kaum auf fünfzig bis sechzig belaufen wird, wo noch dabei eine jede Spezialschule an einem besondern Orte ihren Sitz aufschlagen soll, muß diese Einrichtung großen Schwierigkeiten unterliegen. Wie sehr wird nicht dem jungen Mann sein Studium für Nebenwissenschaften, welche er dermalen auf unseren deutschen Universitäten so bequem mit seinem Hauptstudium verbinden kann, erschwert, ja öfters ganz unmöglich gemacht werden?

Wie kann z. B. aus einer solchen Spezialschule ein Planetenentdecker, Dr. Olbers, hervorgehen, der in Göttingen mit seinem Studium der Medizin das der Mathematik, und besonders der Astronomie, unausgesetzt verbinden konnte? Und wie sehr muß der Eifer des Lehrers erkalten, wenn er sich gezwungen sieht, bei einer so kleinen Anzahl Studirender den leeren Stühlen seines Auditoriums zu dociren? An einen Zuwachs auswärtiger studirender junger Leute kann nicht gedacht werden; denn zuverlässig werden auswärtige Eltern das Studium ihrer

Kinder auf großen Universitäten, wo sie alles zugleich erlernen können, den einseitigen Spezialschulen vorziehen, und somit die Hoffnung, auswärtige junge Leute anzuziehen, aufgegeben werden müssen. Nach der dermaligen Vertheilung der Spezialschulen unseres Landes ist dabei an die protestantischen Geistlichen nicht einmal gedacht worden, und diese müssen dann auf andern fremden Akademien ihren Unterricht zu erhalten suchen.

So sehr alles dieses beherziget zu werden verdient, so ganz besonders verdient die Lokalität Frankfurts für die medizinische Schule eine weitere Erwägung.

Wenn das Dr. Senkenbergische Bürgerhospital und die dabei befindliche Anatomie nebst botanischem Garten dem angehenden Mediziner besondere Vortheile gewährt, so werden diese Institute, besonders das erstere, demselben dennoch erst dann ganz nützlich werden, wann er den Grund seiner Wissenschaften auf Universitäten gelegt hat, und nach Beendigung derselben alsdann unter der Aufsicht des Arztes die Anwendung derselben versuchen will. Bedenkt man dagegen, wie theuer die Wohnungen und die Bedürfnisse aller Art in Frankfurt sind, daß arme Eltern, bei Abgang anderweitiger Unterstützungen, durch die Theurung des Orts schon abgehalten werden müssen, ihre Söhne medizinische Wissenschaften erlernen zu lassen; und erwägt man weiter, wie viele Zerstreuungen sich einem jungen, in der Welt noch unerfahrnen Menschen darbie-

ten, wodurch er, sich selbst überlassen und ohne alle Aufsicht, sehr leicht an den Rand seines Verderbens, besonders bei der täglich hier mehr einreißenden Unsittlichkeit, geführt wird; so kann man den Wunsch nicht unterdrücken, daß die neuen Studieneinrichtungen überhaupt, insbesondere aber die medizinische Schule dahier, eine Abänderung zum Besten der Studirenden erhalten möge.

Da Se. königl. Hoheit der Großherzog nun einmal die Stiftung dieser Spzcialschulen beschlossen, und, als ein großer Beförderer der Wissenschaften, die dazu erforderlichen Fonds auszusetzen geruhet haben; so ist der einzige Wunsch des Departementsraths, daß dieselben nur so zweckmäßig, als möglich, verwendet werden mögten. Er glaubt sich aber überzeugt, daß die Vereinigung dieser Spezialschulen an Einem Orte, wie die Stadt Wetzlar, für die Lehrer sowohl als Studirenden, ja für die arme, in den tiefsten Nahrungsverfall gerathene Stadt selbst, am vortheilhaftesten seyn würde, in welcher mit wenigen Kosten, bei dem großen Unwerth der Häuser, alle Lehrsäle und öffentlichen akademischen Anstalten eingerichtet werden, besonders aber die Lehrer und Studirenden wohlfeil leben könnten; dabei würde den Einwohnern ein neuer Erwerbzweig aufkeimen, durch welchen ihrer täglich mehr zunehmenden Armuth Grenzen gesetzt, und ein Mittel zu ihrem Wiederaufkommen verschafft würde.

Dieſes wären die pflichtmäßigen Vorſchläge für das Beſte des Allgemeinen über dieſen wichtigen Gegenſtand. — Es folgen nun

III. Die milden Stiftungen.

Wenn dieſe wohlthätigen Anſtalten in den neueren Zeiten mehrere großmüthige Unterſtützer gefunden, ſo haben dieſe auch in dem Herzen eines jeden einzelnen Mitgliedes des Departementsraths den gerechteſten Anſpruch auf Dankbarkeit, ſo wie die Verwendungen des Herrn Präfekten und der zeitigen Herren Mitglieder der Verwaltungs-Kommiſſionen dieſer ſämmtlichen wohlthätigen Anſtalten für die Beförderung des Wohlſtandes derſelben, den Departementsrath ſowohl, als alle einzelne Mitglieder des Departements, zur Bezeugung des aufrichtigſten Dankes wahrhaftig auffodern.

Gleichwie nun dem Armen- und Waiſenhauſe, dem Hoſpital zum heiligen Geiſt und Kaſtenamt durch eine verbeſſerte Adminiſtration bereits aufgeholfen und deren ökonomiſche Umſtände verbeſſert worden; ſo gewiß iſt es auch nicht zu bezweifeln, daß bei der Verwaltung der weiblichen Verſorgungs-Anſtalten des Katharinen- und Weisfrauenkloſters — da dieſe ihre Beiträge an die Armen-Kommiſſion pünktlich entrichtet haben — gleiche Verbeſſerungen ihrer ökonomiſchen Umſtände Statt gefunden haben werden.

Wenn aber der Administration der reich dotirten Dr. Senkenbergischen Privatstiftung nicht ein gleiches Lob von Seiten des Herrn Präfekten ertheilt werden will, und deren Ausgaben die Einnahme überschritten haben sollen; so scheint hier ein Mißverständniß vorzuwalten, über welches der Departementsrath nähere Erkundigung eingezogen hat, und welches durch Nachstehendes sich von selbst heben wird.

Bekanntlich besitzt die Dr. Senkenbergische Stiftung einen doppelten Fond, nämlich den des Bürgerhospitals, und den des medizinischen Instituts. Laut Bilanz vom 30. Juni 1810 belief sich das Nominal-Kapital des Bürgerhospitals auf 418,633 fl. 7 kr. Anno 1811 am 30. Juni war dasselbe 419,502 fl. 28 kr., außer einem vor dem Bücherabschluß erkauften Stück Wein für die Patienten von 660 fl. Hieraus geht hervor, daß vielmehr noch erspart, als zugesetzt worden, und daß die Ausgabe die Einnahme nicht überstiegen habe. Allein die Stiftung verlor an drei abgelegten K. K. Obligationen, die al pari auf den Büchern stehen, die Summe von 2470 fl. 7 kr., und in eben diesem Jahre bei der Ausklage des Wellischen Hauses in der Höllgasse fl. 1276 24 kr. Solche Verluste werden, da die Stiftung 44 Stück K. K. Obligationen besitzt, und seit Einführung des Enregistrements der Werth der unbeweglichen Güter in Frankfurt immer mehr herabsinkt, noch öfters vorkommen. Sie sind Folgen eines un-

glücklichen Verhängnisses, welches viele Stiftungen und Kapitalisten betroffen hat. — Der Fonds des medizinischen Instituts hat zwar 177 fl. 20 kr. an seinem Kapital zugesetzt, weil es durch Einquartierungskosten und Reparaturen gelitten, auch nur ständige Ausgaben hat, welche nicht abgekürzt und beseitiget werden können. Dieser Defekt wird sich aber in der Folge sehr leicht ersetzen lassen, da die Kosten für die darin unausgesetzt gelegene Primatische Einquartierung aufhören, und keine Baureparaturen in diesem Jahre vorfallen. Die Fürsorge der Herren Vorsteher dieser Stiftung für das Beste derselben verdient also ebenfalls die allgemeine Erkenntlichkeit und Dankbarkeit, besonders da sie so weit gegangen, daß sie sich auch die ihnen von dem Stifter zugedachten Ergötzlichkeiten bei Abhörung der Rechnungsablage gänzlich zum Besten der Stiftung versagt haben.

So sehr vortheilhaft sich der gegenwärtige Zustand der bisher erwähnten Stiftungen darstellt, so sehr beklagenswerth ist der Zustand der Armenkommission. Von der großen Rechtschaffenheit und Thätigkeit der Herren Vorsteher derselben, alles für das Beste dieses Instituts aufzubieten, vollkommen überzeugt, verkennt der Departementsrath den patriotischen Eifer nicht, mit dem sie sich ihrem Berufe widmen. Allein man findet triftige Gründe zu behaupten, daß die Art der dermaligen Allmosenspende noch vieler Verbesserungen fähig sey, worüber schon in früheren Jahren sich mehrere Stimmen erhoben

haben. Wer die Größe der Summen kennt, die jährlich an die Armen abgereicht werden, dem muß sich zugleich der Gedanke aufdringen, daß die Unverschämtheit in Frankfurt größer, als die Armuth selbst seyn müsse. Man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß aus den verschiedenen öffentlichen und Privatanstalten jährlich 100,000 fl. an die Armen verwendet werden. Diese Summe kann mehr als hinreichen, die Armen einer Stadt, wo für die Fleißigen noch immer Nahrung zu finden ist, außer Noth zu setzen. Schon aus allgemeinen Gründen und Ansichten läßt sich darstellen, daß die Art der Allmosenspende die zweckmäßigste sey, nach welcher der Arme die Unterstützung nicht in Geld, sondern in Naturalien empfängt; Brod, Kleidung, Schulgeld, Holz, müssen in der Regel die Allmosen bilden, und Geld muß nur das letzte Aushilfmittel bleiben. Man befolge diese Grundsätze, und wir werden bald klarer unsere Armen übersehen können. So lange aber Geldgaben die Hauptspende sind, wird es nie an unwürdigen und unverschämten Armen fehlen. Eine Rumfordische Suppenanstalt für solche Armen, die ausgehen können, womit zugleich mehrere im Winter heizbare Zimmer oder Säle, in welchen die Armen in der Zwischenzeit, wo sie nichts verdienen, sich aufzuhalten angewiesen werden können, zu verbinden seyn, dürften vorzüglich Empfehlung verdienen. Frühere Erfahrungen haben bereits bewiesen, daß viele Arme dergleichen Suppen und geheizte Zimmer verschmähet haben; diese sind aus der Zahl

der würdigen, hilfsbedürftigen Armen auszustreichen, wodurch alsdann die Last der Armenkommission eine Erleichterung erhalten würde. Von Seiten des Departementsraths wünscht man sehr, daß Versuche dieser Art gemacht werden mögten. Die Armenkommission wird gewiß auf Entdeckungen gerathen, welche freilich für das Gefühl der Menschheit unangenehm, aber für sie selbst über die zweckmäßige Verwendung der Almosen sehr ersprieslich seyn werden. Wenn erstlich der würdige und hilfsbedürftige Arme von dem großen Haufen der Unverschämten gesondert seyn wird, so dürfte man sich leicht überzeugen können, daß die Fonds der Armenkommission mehr als hinreichend seyen, um alles zu leisten, was von einer guten Armenanstalt gefodert werden mag.

Außerdem wäre aber auch zu wünschen, daß die Armenkommission bei vorkommenden Korrektionsfällen ihrer Alumnisten von der Polizei besser, als wie bisher, unterstützt werden möge. Wenn diese Behörde auf Ansuchen der Armenkommission aus dem Grunde die angesuchte Korrektion verweigert, daß ihr erstlich die Untersuchung zustehe, so ist dieses ein Mißgriff, wodurch das Ansehen der Vorsteher, die sich dem Züchtling gegenüber stellen sollen, nothwendig kompromittirt wird, diese allen Muth verlieren und ihres eignen Ansehens wegen bewogen werden müssen, die öfters so nothwendigen Züchtigungsmittel gänzlich einzustellen.

Man ist schließlich vollkommen überzeugt, daß Frankfurts Bürger an Wohlthun für die Armen gewiß nicht ermüden werden, so lange es bei dem ächtchristlichen Grundsatze, daß Wohlthätigkeit eine Tugend, nicht Pflicht sey, und daher die Armuth nur auf freiwillige Beiträge einen Anspruch machen könne, sein unabänderliches Verbleiben hat. Man lasse nur nicht den ohnehin ganz falschen Satz, daß jede Gemeinde ihre Armen ernähren müsse, zur öffentlichen Kenntniß kommen, und noch viel weniger suche man denselben in Anwendung zu bringen. Wie würde nicht dadurch der Immoralität und Unverschämtheit Thüre und Thor geöffnet? Und was werden alsdann noch die milden Stiftungen von der Freigebigkeit der reichen und wohlhabenden Staatsbürger erwarten können? — Es folgt nunmehr

IV. Die neuerrichtete Kaserne, verbunden mit dem Einquartierungswesen.

Diese durch die unermüdete Thätigkeit und den patriotischen Eifer des Herrn Märs, und durch die von Seiten der Frankfurter Bürgerschaft geleisteten freiwilligen Beiträge zu Stande gekommene Anstalt wird in der Folge von unverkennbarem Nutzen seyn, und erst dann wird derselbe fühlbar werden, wann uns oder unsere Nachkommenschaft die Friedenspalme einmal wieder beschatten wird. Indeß erliegen Frankfurts Einwohner durch die

neueren politischen Verhältnisse abermals fast ganz unter der Last der Einquartierung. Hier muß jeder das unaussprechlich viele Gute, was zur Erleichterung der sämmtlichen Einwohner unter der Leitung des Herrn Märs und seiner Gehülfen bisher geschehen, wahrhaftig mit dankbarstem Herzen rühmen und ehren. — Allein demohngeachtet dringen sich immer noch Wünsche auf, welche der Departementsrath zur näheren Prüfung und Beherzigung hiermit vorzulegen sich verpflichtet sieht.

Die Einquartierung ist eine gemischte Real- und Personal-Last aller im Staate wohnenden Individuen, und von ihr kann, in unsern Zeiten besonders, keine Exemtion Statt finden. Die Befreiung eines jeden Individuums enthält eine wahre Ungerechtigkeit gegen Andere. Wenn nun nichtsdestoweniger noch auffallende Exemtionen bestehen; wenn die angesehensten und reichlichst belohnten Staatsdiener ohne allen gesetzlichen Grund von der Einquartierung entweder ganz frei, oder doch unverhältnißmäßig gering belastet sind, während andere, ungleich geringer besoldete Dienstpersonen den schwersten Druck dieser Last erleiden; so theilt man mit der ganzen Bürgerschaft die Ueberzeugung, daß dieses keineswegs der Wille Sr. königl. Hoheit ist, Höchstderen Grundsätze zu gerecht und billig sind, als daß diese Befreiung Ihre Beistimmung erhalten sollte. Es wäre

daher eine gänzliche Gleichstellung dieser Personen mit andern Staatsbürgern sehr zu wünschen.

V. Die Konskription.

Die nach dem Naturrechte einem jeden Staatsbürger obliegende Verpflichtung, sein Vaterland vertheidigen zu müssen, hat leider in unsern Tagen die gewaltsamsten Ausdehnungen erlitten, und die nothwendig gewordene Maasregel der Konskription bleibt immer ein hartes Loos für den Unterthan.

Milderung derselben ist daher wahrhaftig zu wünschen. Die in unserm Staate eingeführte Konskriptions-Dispensations-Art unterscheidet sich aber sehr merklich von der in Frankreich und den übrigen Staaten der rheinischen Konföderation eingeführten darin, daß der konskriptionsfähige Jüngling seine Freiheit von dem Militärdienst sich allemal mit Aufopferung eines Theils seines Vermögens erkaufen muß, da er in andern Ländern ohne diese Aufopferung sich durch das Loos gänzlich davon befreien kann, und dann nur zum Lösegelde seine Zuflucht zu nehmen braucht, wenn ihn das Schicksal zum Kriegsdienste hingegeben hat. Man kann diesemnach unsere konskriptionsfähige Jünglinge gleichsam nur als Militär-Leibeigene betrachten, denen nur das aut liceat in aere, aut in corpore allein übrig bleibt. Ob diese Dispensationsart für diese Jünglinge und ihre Eltern als gemildert könne

gepriesen werden? möchte wohl Zweifeln unterworfen seyn. Wenn von einer Milderung die Rede seyn soll, so ist wohl dieses die größte Milderung, daß alle und jede dienstfähige Mannschaft sich zwar dem Lose zum Kriegsdienst unterziehe; daß derjenige, der sich frei zieht, auch frei bleibe und nichts dem Staate für seine ihm vom Schicksal geschenkte Freiheit bezahle; dem Getroffenen aber frei gelassen werde, seinen Mann zu stellen, und eine Kasse aus dem Lösegeld der Gezogenen, oder durchs Loos zum Kriegsdienste bestimmten jungen Leute zu errichten, woraus die Suppleanten konsolirt werden. Diese zuletzt erwähnte Einrichtung ist in dem Herzogthum Weimar mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden, und der Departementsrath wünschte sehr, daß dieselbe einer landesväterlichen Beherzigung unterworfen, die in allen andern Staaten ganz beispiellose Besteuerung der die Konskriptionsjahre bereits verlebt habenden Bürger bei ihrer Etablirung oder Verehelichung aber vor allen Dingen abgeschafft werden möge.

Es folgt nun kürzlich

VI. Die geometrische Aufnahme der Gemarkungen.

Diese schon vor vielen Jahren angefangene Unternehmung hat, vereinigt mit genauen Flurbüchern, den entschiedensten und größten Werth für das öffentliche Eigenthum. Es ist aber dabei hauptsächlich zu wünschen, daß diese so weit fortgeschrittene sehr kostspielige Arbeit sogleich

fleißig nachgetragen und dadurch eine lange Brauchbarkeit dieser Flurbücher erhalten werden möge.

Nach diesen vorausgeschickten Vorschlägen und Wünschen, wozu der mitgetheilte Vortrag des Herrn Präfekten die Anleitung gegeben, folgen nunmehr nachfolgende wichtige Gegenstände, nämlich:

1) Die Aufrechthaltung des Landes-Kredits durch genaue Beobachtung der Landes-Konstitution, verbunden mit dem Wunsche, daß
2) keine neueren Steuern und Auflagen ohne verfassungsmäßige Mitwirkung der Stände eingeführt werden mögen.

Se. königl. Hoheit haben durch Ihr am 16. Aug. 1810 publizirtes Organisations-Patent eine Konstitution errichtet, in deren

§. 19. festgesetzt worden: »Alle Gesetze über Auflagen, die Einführung neuer Zivil- und peinlicher Gesetze sollen in dem Staatsrath vorbereitet, diskutirt und entworfen werden.«

§. 20. »Die in dem Staatsrath entworfenen Gesetze sollen den von den Ständen ernannten Kommissionen mitgetheilt werden.«

§. 21. »Die ständischen Kommissionen können diskutiren über die Entwürfe der Gesetze

mit denjenigen Mitgliedern des Staatsraths, welche dazu den Auftrag haben.»

§. 22. »Die Redaktion der Gesetzesentwürfe soll durch zwei Mitglieder des Staatsraths den Ständen überreicht werden, welche sodann darüber, nach angehörten Beweggründen, berathschlagen werden.»

Diese §§. mit denen die weiter unten in diesem Fundamental-Gesetze folgen, beweisen klar, daß ohne vorherige Anfrage und Berathung der Stände oder deren Kommissionen weder Auflagen noch Zivil- oder peinliche Gesetze konstitutionsmäßig eingeführt werden können. Und in der That, was soll man sich unter wahren Landständen denken, wenn sie nicht bei neuern Auflagen zu konkurriren haben? Sie sind Stellvertreter des Volks oder des Staats; und was kann wichtiger seyn, als daß sie da eine Stimme haben, wo die Konstitution dieselbe unumgänglich erfodert, damit das Volk vertrauungsvoll auf sie harren könne, wenn ihm neue Gesetze gegeben, oder neue Lasten auferlegt werden sollen?

Indem nun die nach Vorschrift ernannten Stände und die Staatsbürger auf diese konstitutionsmäßige Weise in diesem Verhältnisse vertraut gegen einander standen, und den i. J. 1810 versammelt gewesenen Ständen weder eine Einführung neuer Zivil- noch peinlicher Gesetze, vielweniger aber noch von neuen Auflagen einige Erwähnung gethan worden

ist; so mußte dieses einen traurigen Eindruck auf alle machen, als auf einmal Zivilverordnungen auf Zivilverordnungen, besonders aber eine Verordnung unter dem 8. Februar 1811 erschien, durch welche ein sehr drückender Stempel, und mit ihm das noch schwerer drückende Enregistrement eingeführt wurde, ohne daß alle diese Zivilverordnungen, und diese den Wohlstand aller Familien zerstörenden Auflagen den Ständen oder deren Kommissionen, in Gemäßheit des Organisationsedikts, zur Berathung und Einholung ihrer Meinung vorgelegt, vielweniger aber davon nur eine Nachricht ertheilt worden wäre. — Das Regierungsblatt zeigt, wie viele Zivilgesetze während des Jahrs 1811 erschienen sind; und endlich wurde noch in diesem 1812ten Jahre unter dem 15. Februar, ohne vorher gegangene ständische Diskussionen und Berathung, das peinliche französische Gesetzbuch promulgirt, in welchem nur Art. 1. der Vorbehalt der verfassungsmäßigen Sanktion der Stände in Anregung gekommen ist. Wenn aber dieses hochwichtige Gesetz, welches über Leben und Tod des Menschen entscheidet, und das schon wegen des Maximums der Strafen, auch anderer von vielen französischen Rechtsgelehrten sehr bestrittener Punkte, nach einer vorläufigen Diskussion, gewiß Modifikation erhalten würde; gleichwohl den Ständen aber so wenig, wie über so vieles andere, was auf die Auflagen Bezug hat, Kenntniß davon gegeben, sondern ihrer vielmehr nur einmal vorübergehend gedacht worden;

so muß es solchemnach den Landeseinwohnern schwer fallen, ferner auf die Wohlthat einer Konstitution zu rechnen, welche so öfteren Abweichungen zu unterliegen scheint. Und welchen Kredit kann der Einheimische sowohl als der fremde Inhaber den Staatspapieren eines Landes schenken, wo die Landstände, ein Name, der seit Jahrhunderten in Deutschland sowohl, als anderen europäischen Reichen der Grundstein des Landeskredits gewesen, dem zu Folge, was zeither vorgegangen ist, nur dem Buchstaben nach bestehen würden, und in welchen die Einwohner, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen und nur ihre gutächtliche Meinung über die Natur der Steuern oder deren Modifikationen und Restriktionen anzuhören, mit Lasten belegt werden, bei welchen ihre allmählige Verarmung sehr leicht zum voraus berechnet werden kann. Wäre sich demnach zu wundern, wenn allgemeines Mißtrauen entstehen würde? Als in dem §. 15. des Organisationspatents die Einführung der Stempeltaxe und des Enregistrements nur angekündigt wurde, machte diese bloße Ankündigung schon den nachtheiligsten Eindruck auf den Kredit des Landes, und die Geschichte des Verfalls desselben, so wie unserer Obligationen, läßt sich aus den vorhandenen Kurszetteln erweisen. Die Obligationen fielen bis zum 10. August 1810, als dem Tage des Organisationspatents, auf 83 % herunter. Als aber kaum dieses Patent in allen Zeitungen zur Kenntniß auswärtiger Besitzer der Obligationen kam, so fielen die städtischen Obligationen

bis zu Anfang Novembers auf 70%, also noch 10 % weiter, mithin um 23% in kaum 5 Monaten herunter. Von dieser Zeit bis auf den heutigen Tag sind sie immer mehr gefallen, und man kann, ohne die Gabe der Weissagung zu besitzen, schon zum voraus sagen, daß dieselben, wenn ihnen kein Unterpfand gegeben wird, noch immer mehr unter alle Staatspapiere der rheinischen Konföderation im Werthe sinken werden. Da indessen nun Frankfurts Einwohner unter der Last des Enregistrements seufzen, und den Landesständen zeither die konstitutionsmäßige Befugniß, ihre Stimme, nach dem Beispiel der westphälischen Stände, darüber auszudrücken, gänzlich entzogen worden; so fodert die heilige Pflicht des Departementsraths, für das Wohl und Beste des Departements zu sprechen, denselben auf, diesen höchstwichtigen Gegenstand zu einer Zeit, da er sich von seinem Landesfürsten dazu aufgefodert sieht, zur Sprache zu bringen; und mit gerührtem Herzen erfüllt er diese Obliegenheit, wenn er dermalen noch über diese, alles bürgerliche Wohl zerstörende, der Immoralität Thüre und Thor öffnende Auflage sich weiter verbreiten muß.

Es ist allgemein bekannt, daß diese Auflage in der größten Geldnoth Frankreichs und in der konvulsiviſchen Periode der Revublik, unter zahlreichen Protestationen vieler Deputirten, für den Augenblick geschaffen worden, und außer Frankreich in keinem Staate Eingang gefunden.

Man muß mit Wehmuth bemerken, daß sie so viele Einladungen als Gelegenheiten zu Defraudationen darbietet, daß die Moralität, der größte Schatz eines Volks und die sicherste Stütze des Throns, dadurch zerstört wird, die, wenn sie einmal von einem Volk gewichen, das völlige Verderben desselben befördert, und die, wenn sie einmal verloren ist, nicht so leicht, wie verschwundener Wohlstand, wieder hergestellt werden kann. Diese bangen Besorgnisse gründen sich mit Recht auf den Vorgang und die Verfügung der westphälischen Stände, die von ihrem Suverän darum zu Rathe gezogen wurden, und aus diesen und andern triftigen Gründen die Einführung solcher Auflagen standhaft verworfen haben. — Ueberdem ist sie eine Maasregel, durch welche nicht allein der Handel und Wandel in seinem gewöhnlichen Gange erschwert, sondern auch alle Familienverhältnisse offenbar kundig werden (welche letzteren bisher dahier in Frankfurt ein Geheimniß der Rechnungskommission unter theurem Eid und Pflichten gewesen sind); eine Abgabe, welche von Zufällen abhängt, die die Wunden, durch den Tod der Ihrigen gebeugter Eltern und Kinder von neuem aufreißt, und wodurch nunmehr ein Familienvater sein wohlerworbenes Vermögen nach und nach unter der Hand selbst im voraus verschwinden sieht. Durch sie werden die schreiendsten Ungerechtigkeiten verübt, die durch keinen gesetzlichen Vorwand ein-

mal beschönigt werden können. Giebt es etwas das Gefühl der Rechtlichkeit ergreifenderes, als daß

1) aere alieno non deducto bezahlt werden muß? — Daß
2) bei Insatzklagen, wo der zweite Insatzgläubiger das Gut dem ersten Insatzgläubiger ablößen muß, dieser das ganze Kapital zum Maasstab hat, wonach er das Enregistrement bezahlen muß? — Daß
3) bei Rückkaufsschillingsklagen, wo keine Veränderung des Eigenthums vorgeht, und dem Kläger sein vielleicht schon 30 und mehrere Jahre erworbenes, sich ausdrücklich vorbehaltenes Eigenthum wieder dem Besitz nach zurückfällt, das Enregistrement dennoch entrichtet werden muß? — Daß
4) bei Konkursen der betrogene Gläubiger noch in Anspruch genommen wird? — Daß
5) Wittwen und Waisen Abgaben von der öfters sauer erworbenen Verlassenschaft des Verstorbenen entrichten müssen, und sogar, wie dieses zu Wetzlar der Fall war, um diese zu entrichten, einen Theil des Nachlasses verkaufen, oder neue Schulden kontrahiren müssen? — Daß
6) bei Konkursfällen der Liquidant, der aus Unwissenheit sich gegen Stempel und Enregistrement versah, um 20 fl. gestraft worden, und dennoch nichts aus dem Konkurs erhielt?

Man frage über alle diese und ähnliche Vorfälle die hiesigen Gerichte, und sie werden die Wahrheit derselben bestätigen.

Wenn nun endlich durch die zahllosen Gebühren der Rechtsgang erschwert wird, und die Prozeßkosten den Gegenstand des Rechtsstreits sehr häufig absorbiren; so ist es nicht zu verwundern, daß die Eingehung aller bürgerlichen Kontrakte in Stocken kommen, und hiermit der Ruin aller Einwohner befördert werden muß.

Es ist in der That noch nicht abzusehen, wohin das Unglück, welches durch diese Auflage, deren kostspielige Erhebungsweise auch selbst den Ertrag absorbiren muß, über das Land gekommen, noch führen werde; und die heißesten Wünsche des Departementsraths für das Wohl aller und jeder Einwohner des Departements rechtfertigen gewiß den konstitutionsmäßigen Vorschlag, daß zum Besten des Landeskredits sowohl, als aller Einwohner, die Konstitution in voller Kraft erhalten, in Gemäßheit derselben den noch in diesem Jahre versammelt werdenden Ständen alles auf das Enregistrement Bezug habende, nach der höchsten Verordnung vom 8 Febr. 1811 Art. 8., vorgelegt, diese Auflage von denselben nach ihrem Betrage und Erhebungsaufwande gewürdiget, und sodann über die Beibehaltung oder Abschaffung derselben deren gutächtliche Meinung, nach dem oben erwähnten Vorbilde der westphälischen Stände, eingeholt, und die neu einzuführenden

Gesetze erst nach vorgängiger Vorlegung und Diskussion mit den Ständen promulgirt werden möchten. Als Organ des Volks beschwören wir Sie, Herr Präfekt und Stifter so vieles Guten, diese, vielleicht aus Amtspflicht mit zu warmem Herzen vorgetragenen Klagen und Schilderungen vor die Ohren des besten aller Souveräne zu bringen, und den Einwohnern Ihres Departements diejenige Unterstützung hierbei zu gewähren, auf welche sie in Ihrer Person die größte Hoffnung setzen. Se. königl. Hoheit haben in dem §. 46. des Organisationspatents die tröstenden Worte ausgesprochen, daß dasselbe nur Grundzüge enthalte, deren nähere Bestimmung und Entwickelung sich nach und nach durch Verhandlungen und Zusammenwirken der Stellen mehr und mehr ausbilden, und erst durch Erfahrung als vollständig verlässig bewähren müßte. — Diese schon lassen eine günstige Abänderung hoffen, und erfüllen das Herz eines jeden getreuen Unterthanen mit der Ueberzeugung, daß diese Unglück und Armuth befördernde Auflage, nach einer genauen Würdigung, wiederum werde zurückgenommen werden.

VII. Die Abschaffung der Vermögenssteuer und Einführung anderer Steuern, wodurch die Fremden mitzutragen verbunden werden.

Bereits oben bei dem Schuldenwesen ist es bemerkt worden, daß die Staats-Tilgungs-Kasse bei den ihr gnä-

digst angewiesenen 150,000 fl. aus der Großherzoglichen Generalkasse gegen die vorigen Zeiten viel zu kurz komme. Erwägt man dabei die ungeheuern Kosten, welche in unseren Zeiten das Approvisionirungs-Amt erfodert, die auch aus dieser Kasse bestritten werden müssen, so daß beim Abschluß der Jahresrechnung vielleicht weit mehr denn $^2/_3$ von obigen 150,000 fl. durch dasselbe allein verschlungen werden dürften, so eröffnet sich die traurige Aussicht, daß die Schuldentilgungen vor der Hand ausgesetzt bleiben und Frankfurts wohlhabende Bürger unausgesetzt unter der drückenden Last der Vermögenssteuer seufzen müssen, wenn nicht auf ein Surrogat derselben einmal Bedacht genommen, und der Rechnungskommission aus der Großherzoglichen Generalkasse, nach dem Maaßstabe der vorigen Zeiten, eine größere Summe als Unterstützung angewiesen wird. Es würde viel zu weitläuftig werden, alles das anzuführen, was über die Abschaffung dieser in vorigen Zeiten unter großem Widerspruch nur für eine kurze Zeit eingeführten Steuer bereits gesagt worden, und mit Bestand gesagt werden kann, so wie die Vorschläge zu andern Auflagen gänzlich außer dem diesseitigen Gebiete liegen, und dieser wichtige Gegenstand allein für die Stände geeignet ist. Der Departementsrath beschränkt sich daher nur auf den allgemeinen Wunsch aller wohlhabenden Bürger Frankfurts, die hauptsächlich dadurch sich gedrückt finden, und daher eine verhältnißmäßige Vertheilung auf alle im Staate lebende und darin erwerbende Perso-

nen anſprechen, daß dieſe verhaßte, alle Billigkeit verletzende und Fiskalität erzeugende Abgabe endlich eingeſtellet, durch andere Abgaben, beſonders aber durch ſolche Konſumtions-Steuern, wobei die dahier unausgeſetzt befindliche Anzahl von Fremden in und außer den Meſſen, wie ſolches z. B. in Leipzig der Fall iſt, zur Mitleidenheit gezogen werden, erſetzet, und zu dieſem Ende dieſer wichtige Gegenſtand bei der nächſtbevorſtehenden Verſammlung der Stände zu einer gründlichen Erwägung gebracht werden mögen.

Zum Beſchluß noch etwas

VIII. Ueber die Beſetzung ſo vieler Stellen in der Stadt Frankfurt durch Perſonen aus andern Departementen.

Unter der reichsſtädtiſchen Verfaſſung war es alte Sitte, wohl und weislich berechnet, daß beinahe alle Stellen mit Einheimiſchen beſetzt wurden, und daß mehrere geſetzlich nur allein mit Einheimiſchen, oder vielmehr Eingebornen, beſetzt werden konnten. Bei dem Verluſt der reichsſtädtiſchen Verfaſſung war es eine der größten Beſorgniſſe, dieſe Sitte verändert und Einheimiſche durch Fremde verdrängt zu ſehen. Sehr beruhigend war daher die tröſtliche Zuſicherung der neuen Konſtitution Abſchn. IX. §. 3., daß, bei gleichen Verdienſten und Eigenſchaften, der eingeborne Frankfurter immer den Vorzug erhalten ſolle. Es haben ſich aber ſo viele Ausnahmen von dieſer Regel ereignet, daß

die Regel beinahe aufgehoben zu seyn scheint, und dieses wird bei den subalternen Stellen, wo die ganze Qualifikation oft nur darin besteht, daß der Kandidat lesen und schreiben kann, desto bemerkbarer, da es in der Stadt Frankfurt wohl nicht an solchen tauglichen Subjekten fehlet. Bei Besetzung höherer Stellen ist die Anstellung von Einheimischen noch spärlicher, und diese Zurücksetzung muß in der Folge den Muth des Jünglings lähmen, und den Eltern die Hoffnung rauben, ihre Söhne, die durch Aufopferung und Kosten wissenschaftlich erzogen worden, endlich in dem Staate versorgt zu sehen, an dessen Lasten ihre Vorfahren vielleicht Jahrhunderte Theil nahmen. — Der Vortheil, daß bei der dermaligen Einheit des Landes die Individuen aller Departemente auf die erledigten Stellen in denselben, ohne allen Unterschied, ob sie darin einheimisch sind oder nicht, einen Anspruch machen können, ist bisher denen des ehemaligen Kurstaats und Departements Aschaffenburg ganz besonders zu Statten gekommen; allein es möchte noch zur Zeit kein Beispiel anzuführen seyn, daß dagegen ein Frankfurter eine Anstellung in eben diesem Departement erhalten hat. Wenn dieses vielleicht mit daher rührt, daß der Letztere, weniger zudringlich, eine erledigte Stelle eines andern Departements zu suchen unterlassen hat, so kann diese Zurückhaltung seinen Ansprüchen auf eine seinen Kenntnissen angemessene Versorgung wohl nicht zum Nachtheile gereichen, und sein billiger Wunsch, sich in seinem De-

partement, seine Mitbrüder in andern Departementen aber in den ihrigen versorgt zu sehen, scheint eben so gerecht als tadellos zu seyn. Der Departementsrath wünscht diesemnach recht sehr, daß dieser für das Fortkommen so vieler Individuen des Departements wichtige Gegenstand auch in der Folge berücksicht werden, und der oben angeführte Abschnitt der Konstitution im Andenken verbleiben möge.

Auf diese vorgetragenen Vorschläge und Wünsche des Departements Frankfurt überhaupt folgen die besondern Anträge der Stadt Wetzlar, so wie solche unterm 15. und 26. Juni eingelaufen, in originali sub No. 1. und 2. hierbei, welche man zu einer gleichmäßigen Beherzigung hierdurch empfehlen will. — Vertrauensvoll übergiebt hiermit der Departementsrath diese seine Vorschläge und Wünsche dem Herrn Präfekten, um solche sowohl in den Schoos Sr. königl. Hoheit ehrerbietigst niederzulegen, als auch dieselbe bestens zu unterstützen. Möchten dieselben dem Dpartement in der Folge allen den Nutzen gewähren, welchen zu befördern die einzige Absicht des unterzeichneten Departementsraths war! Möchten diese wohlgemeinten freimüthigen Wünsche in dem Herzen des besten und gerechtesten aller Fürsten denjenigen Eingang finden, welchen seine getreuen Unterthanen zu erwarten gewohnt sind! Dies ist der höchste Wunsch, die süßeste Hoffnung des

Departementsraths des Departements Frankfurt.

Anrede

Sr. königl. Hoheit des Großherzogs von Frankfurt

an

Herrn Präfekten Freiherrn von Günderrode,

— Präsidenten des Departementsraths Freiherrn von Leonhardi,

— Departementsrath Schnerr aus Frankfurt.

Angriffe gegen Grundverfassung sind Empörungen und Beleidigungen gegen den Suverän, welcher die Grundverfassung gegründet hat.

Wir sind dem Großherzogthum schuldig, solchen Anmaßungen Schranken zu setzen, und sind dem rheinischen Bunde schuldig, als Suverän unsere eigene Würde zu behaupten.

Unterdessen aus landesväterlicher Liebe sey solcher Vorgang für diesmal vergeben, da das Wohl der Frankfurter Uns am Herzen liegt.

Sollten jedoch künftighin solche Schritte wieder gewagt werden, so bliebe Uns nichts übrig, als in solchem Falle den Allerhöchsten Protektor des rheinischen Bundes um Untersuchung ehrerbietigst anzusprechen.

Wenn alsdann Herr Präfekt Freiherr von Günderrode, Herr Präsident Freiherr von Leonhardi und andere Departementsräthe mit ihrem Vermögen dafür haften müssen; so wird solcher Vorgang von Uns nicht abzuändern

seyn, so sehr Wir den Frankfurtern sammt und sonders mit väterlichem Wohlwollen ergeben sind.

Ob in solchem Falle der Unterstützung der erhabene Monarch zur Befestigung der Eintracht und Ordnung die Einführung einer kaiserl. französischen Garnison für zweckmäßig erachtet? — dieses müssen Wir alsdann Seinem allerhöchsten Ermessen lediglich und ehrerbietigst unterwerfen.

Im vorletzten Jahrhundert wurde in der Stadt Erfurt eine ständige kaiserl. österreichische Garnison durch ähnliche Verhältnisse veranlaßt.

Gesprochen Fuld den 17. August 1812.

Unterzeichnet: Carl.

Für gleichlautende Abschrift:

Joseph Andreas Keitz, Domainen-Kontrolleur,

in Abwesenheit des Hrn. Kabinets-Sekretärs Müller.

Carl von Gottes Gnaden ꝛc. ꝛc.

Der Staatsminister Freiherr von Albini, als Minister des Innern, erhält den Auftrag, der Präfektur Frankfurt das eingeschickte Gutachten des dasigen Departementsraths zurück zu geben, indem dasselbe verfassungswidrig ist; denn

1) wurde dieser Aufsatz 6 Wochen nach Eröffnung der Versammlung des Departementsraths unterzeichnet,

und dieſe Stelle, nach Vorſchrift der Verwaltungs-Ordnung Art. 66, kann nicht über 14 Tage dauern.

2) Der Inhalt dieſes Aufſatzes ſtehet mit der Grundverfaſſung des Großherzogthums Frankfurt im Widerſpruch, indem darin Veränderungen des Organiſationspatents vom 16. Auguſt 1810 in Vorſchlag kommen, und dieſes Organiſationspatent durch die großherzoglichen Grundſätze der Finanzeinrichtung vom 31. Dez. 1811. §. 5. als unabänderlich beſtätiget worden.

3) Hat der Departementsrath in ſeiner Verſammlung gegen den Art. 70. der Verwaltungsordnung über Gegenſtände berathſchlagt, wozu er nicht durch den Art. 68. der gedachten Verwaltungsordnung ermächtiget iſt.

Gegeben Fulda den 17. Aug. 1812.

Unterzeichnet: Carl.

IV.

Die Zeichen der Zeiten.

(Fortsetzung.)

Discite justitiam moniti.

In dem vorletzten Hefte dieser Zeitschrift versprach ich einige Auszüge aus meiner Schrift: Geschichte der französischen Revolution vom Jahre 1355, zur Warnung für Aristokraten und Demokraten, zu liefern. Da sie aber jetzt, ohne die von Müller angegebenen Stellen, zu Frankfurt bei Varrentrapp und Wenner zu haben ist, so halte ich es für überflüssig, sie anzuführen; nur den Rath, welchen ich zu der Zeit den Bourbonen gegeben habe, und worauf Müller in seinem Briefe deutet, will ich hier anführen, weil sie ihn jetzt zu befolgen scheinen. Hier folgt die Stelle:

»Nach allen diesen erwogenen Umständen scheint mir »das Klügste, was die ausgewanderten Franzosen thun »können, zu seyn:

1) »Daß die Bourboniſchen Prinzen dem Beiſpiele »ihres Ahnherrn, des großen und guten Heinrichs IV., fol»gen, und die Herzen ihrer Unterthanen durch Güte und »kluge Mäßigung zu gewinnen ſuchen. Das Königreich »Frankreich, ſagte dieſer weiſe Prinz, iſt ja doch eine »Meſſe werth; und ich ſage, das neue Frankreich iſt ja »doch einen Bürgereid werth.«

2) »Daß die Edelleute über die Schlüſſe der National»verſammlung wie der Graf von Windiſchgrätz denken: »Eine jede Nation, ſagte dieſer vortreffliche Schriftſteller, »hat das Recht, den Adel abzuſchaffen; aber ſie handelt »gegen ihr eigenes Intereſſe, wenn ſie es thut; indem die »Ariſtokratie der Intrigue, der Reichen, der Wucherer und »der Redner ꝛc. einem Staate viel gefährlicher iſt, als jene »eines erblichen Adels. Die Ruhe und Erfahrung allein »wird beweiſen, ob dieſe Meinung des Grafen von Win»diſchgrätz ihre Richtigkeit hat. Tritt nun nach einigen »Jahren dieſer Fall ein, ſo haben die Edelleute ja in der »Konſtitution ſelbſt das Mittel, ihre Privilegien wieder »herzuſtellen. Sie dürfen die Volkshäupter nur durch drei »Legislaturen dazu vorbereiten. Aber ich ſehe ſchon, daß »die Gemüther zu einer ſolchen Mäßigung nicht mehr herab»zuſtimmen ſind. Alea jacta est und der Rubicon ſoll »überſchritten werden. Allein ich fürchte, das franzöſiſche »Volk auf das Aeußerſte gebracht, wird ein pouvoir exécutif »auftreten laſſen, das Manchem den Kopf koſten könnte.«

Die übrigen Stellen, worauf Müller deutet, beziehen sich auf die deutschen Fürsten und die erste Koalition. Ich rieth nämlich zu einem bewaffneten Neutralitätsbunde auf der Rheingrenze. Man findet das Projekt dazu ausführlich in meiner Schrift: Die deutsche Nation und ihre Schicksale. Kap. LIII. Seite 267, unter dem Titel: Der Pfalzbairische Familienvertrag vom Jahr 1724.

III.

Die Friedensschlüsse.

In turbas et discordias pessimo cuique plurima vis: pax et quies bonis artibus indigent.

TACITUS.

Ich habe auch Vieles über die gegenwärtige Lage von Deutschland und von Europa, und die allenfalls passenden Verfassungen sagen wollen; aber auch das halte ich nicht mehr der Mühe werth. Der Friede ist nun einmal geschlossen, und der Kongreß von Wien soll, mit Gottes Hilfe, das Uebrige ordnen. Ich will mich deswegen, wie es einem Geschichtschreiber geziemt, nur an das Verflossene halten; denn die große Zukunft, oder das, was sich aus der jetzigen Gährung der Gemüther entwickelt, läßt sich, außer den allgemeinen Punkten, welche ich in dem System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit von Seite 242 bis zu Ende angegeben habe, nicht so leicht errathen.

Durch die Gewalt Napoleons und des Schreckenssystems glich die Menschheit einem erstarrten Flusse, worüber man, ohne ihn zu bewegen, mit Kanonen und Güterwägen dahinfahren konnte; jetzt ist der Fluß aufgethauet, und da stoßen Eisschollen gegen Eisschollen so lange, bis er wieder in seinen natürlichen, ruhigen Lauf kömmt, und nur die friedlichen Fracht- oder Kauffahrteischiffe trägt. Ueber die Friedensschlüsse von Basel und Lüneville und deren nachtheilige Folgen habe ich schon im ersten Bande meiner Staatsrelationen meine Gedanken mitgetheilt. Auch habe ich im fünften Bande dieser Staatsrelationen, Seite 62, das von mir vor dem Frieden von Lüneville entworfene Friedensprojekt einrücken lassen, mit folgender Bemerkung:

»Man redet so viel vom Gleichgewichte der Staaten, von wechselseitigen Versuchen einer soliden Friedensbasis; und ich finde in dieser Hinsicht kein einfacheres und zugleich festeres Dokument, als die alte Homännische Karte von Europa. Darauf sind noch die europäischen Nationen nicht nach Eroberungen und einseitigen Konvenienzen, sondern nach Sprache, Sitten und Reichen von einander durch verschiedene Farben abgetheilt. Wenn also von den Mächtigen dies einfache Dokument zum Grunde des künftigen Friedens gelegt, und einer jeden Nation die ihrem Karakter entsprechende Verfassung gegeben würde, wäre auf einmal Ruhe und Nationalunabhängigkeit und folglich

das natürlichste Gleichgewicht wieder hergestellt. So lange aber einige Nationen übermächtig, die andern zerstückt und in Schwäche erhalten bleiben, werden weder die großmüthigsten Aeußerungen, noch die verschiedenen Friedensversuche von großer Frucht seyn. Die Uebermacht wird ihrem natürlichen Drucke gemäß so lange um sich greifen, bis ganz Europa nur in wenige große Massen aufgelößt ist; und dann hätten wir keine durch Friedensschlüsse und Verfassungen eingeschränkte, sondern ungeheure, unter ihrer Last selbst erliegende Kaiserthümer, wie jene waren, worunter die alte Welt zu Grunde gegangen ist.»

Ich hoffe und wünsche, daß der allgemeine Friede für die europäische Republik nach den Grundsätzen des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit ausfallen möge; mehr oder weniger kleine Ungleichheiten kann öfter auch die gerechteste Politik nicht vermeiden. Es ist genug, wenn der Hauptzweck, die Unabhängigkeit der Völker, erreicht wird, warum die hohen Verbundenen gestritten haben. Da ich nun, vermöge meines historischen Testaments, *) meine politisch-historische Laufbahn geendigt habe, so will ich noch zum Abschiede einige Worte hier beifügen, welche ich von würdigen Staatsleuten oder Volkslehrern beherzigt wünsche.

---

*) Der erste Theil ist bereits davon erschienen; die zwei andern sind unter der Presse.

Ich habe in den schönen Zeiten vor der französischen Revolution und während dem Toben ihrer Stürme gelebt; ich kann also von beiden aus der Erfahrung Rechenschaft geben, und meine darüber gemachten Bemerkungen können vielleicht einigen Nutzen stiften. Vor der Revolution haben sich Fürsten, Minister und Volkslehrer bestrebt, das Gute, das sie für Staaten und Völker heilsam glaubten, entweder in Schriften bescheiden dem Publikum vorzutragen, oder durch weise Verordnungen wirklich einzuführen. Alles gieng zu der Zeit den Weg der wohlthätigen Reformation. Kein Stand, keine Familie, kein Individuum wurde dadurch an Leib, Gut, Recht, Leben und Ehre gekränkt, und die Völker und Bürger lebten glücklich neben einander; die wechselseitige Verträglichkeit hatte in Deutschland sogar den alten Religionshaß getilgt. Müller, Sömmering, von Seckendorf, Heinse und Forster waren so ehrenvoll und friedlich in dem geistlich-katholischen Mainz aufgenommen, als der Abt Vogler, von Hatzfeld und Otto in dem protestantischen Stockholm oder Berlin. Sowohl geistliche als weltliche Fürsten und ihre Minister bestrebten sich um die Wette, in Schulen, Justiz- und Polizeipflege, Finanzwesen und öffentlichen Anstalten Verbesserungen vorzunehmen; und es war schon an dem, daß sie auch die Rechte der Stände aus eigner Zulassung wieder hergestellt hätten. Ich darf nur erinnern, was Joseph II., Friedrich II., die Kurfursten von

Mainz, Trier, Kölln, Hannover, die Fürsten von Würzburg, Münster, Salzburg, Baaden, und selbst der so undankbar behandelte Ludwig XVI. für ihre Staaten gethan haben, so braucht es keines Beweises mehr. *) Ja ich erinnere mich noch ganz lebhaft, wie wohl man bei diesen Fürsten oder auch ihren Ministern angeschrieben war, wenn man ihnen einen zum Wohle ihrer Unterthanen führenden Plan vorgelegt hatte. Dabei gieng aber alles mit reifer Prüfung und Ueberlegung, und wenn etwas Nützliches eingeführt werden sollte, mit gelinder Reformation von Statten. Es wurden erst erfahrne Leute darüber um Rath gefragt; es wurde erst ermessen, ob Niemand dabei Schaden leide, oder, wenn es nöthig war, wie man ihn für den Verlust entschädigen könnte. Recht und Gerechtigkeit war vor allem die Grundlage aller Reformen.

Wie anders gieng es während der Revolution? Leichtsinnige Schwätzer und oberflächliche Sophisten überschrien bald die weisern Glieder der konstituirenden Nationalversammlung, und der niedrigste Pöbel in der Gallerie brachte durch Schreien und Händeklatschen die Gesetze über ein großes, mächtiges Königreich hervor. Religiöse Gesinnungen, Rechtsformen, Friedensschlüsse, heilige Verträge, Adel, Maje-

*) Siehe Schlötzers Briefwechsel, das Journal von und für Deutschland und andere Schriften dieser Zeit.

stät, sogar Eigenthum wurden entweder verspottet, oder Preis gegeben. Die besten und redlichsten Patrioten wurden ein Opfer ihrer Grundsätze. Freche Glücksritter oder feige Tyrannen zertrümmerten die heiligsten Formen in und außer Frankreich, so daß man noch froh war, wenn sich ein kühner Mensch auch mit Gewalt und Despotismus an die Spitze stellte, um die Ruhe herzustellen.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die sogenannten Aristokraten und die durch sie bewirkte erste Koalition durch ihre Unklugheit oder auch Unversöhnlichkeit vieles dazu beigetragen haben, die Revolution so blutig und zerstörend zu machen; aber warum haben Mirabeau, Necker, La Fayette und Sieyes, welche doch anfänglich die Häupter der Umwälzung waren, schon kurz nach ihrem Ausbruche entweder durch Reden, oder Gesetze, durch Schriften, oder Waffen sich die Ordnung herzustellen bemüht? Warum haben sich eben jene Fürsten, welche kurz zuvor ähnliche Reformen in ihren Staaten vorgenommen hatten, so leicht zu einer Verbindung gegen die Revolution verleiten lassen? Ja, ich bin überzeugt, daß wenn Joseph II. urd Friedrich II., diese großen Reformatoren Deutschlands, noch gelebt hätten, sie eben so schnell, und vielleicht noch früher die Waffen gegen sie würden ergriffen haben, als ihre Nachfolger, Franz II. und Friedrich Wilhelm.

Nach den grausamen und blutigen Erfahrungen, welche wir nun durch dieses eben so unsinnige als schreckliche Phä-

nomen gemacht haben, ist nun der Friede auf die alte Basis des Gleichgewichts wieder hergestellt, und auf einem Kongresse zu Wien sollen auch noch die Angelegenheiten unsers Vaterlandes entschieden und abgeglichen werden. Ein jeder deutsche Patriot und Publizist kann daher das entweder schriftlich oder mündlich den Stellvertretern unsers Volks bescheiden mittheilen, was er zum Wohl seines Landes nützlich findet; und ich hoffe, daß wenn es gründlich und passend ist, es auch angehört und durch Reformationen eingeführt werde. Das ist der gesetzliche, ruhige Weg, der den Deutschen geziemt. Die Fürsten, welche mit den Waffen und ihren Manifesten in der Hand Europens Freiheit und Gleichgewicht erfochten haben, sind keine Tyrannen, welche ihr Ohr einem guten Rathe verschließen.

Da steht als Haupt des großen Bundes der Vater seines Hauses und seiner Unterthanen, Franz II. Er und seine Ahnen haben die deutsche Kaiserkrone viele Jahrhunderte hindurch getragen und das Reich mit Aufopferung eigner Länder geschützt. Großmüthig hat er den Erwerb von Provinzen verschmäht, welche doch ehemal seinem Hause angehörten, und, wie ein anderer Agamemnon, sogar die Ruhe und das Leben seiner eignen Tochter auf das Spiel gesetzt, um für die gemeinsame Sache zu fechten. Eingedenk der Worte, welche einer seiner Ahnen den österreichischen Prinzen, als ein politisches Testament hinterließ, wird er die deutschen Völker eher schützen als bedrücken.

»Bedenke immer,» sagte Albert zu seinem großen Sohne Rudolph auf dem Todesbette: »bedenke immer, daß die Gra»fen von Habsburg nicht durch Betrug und Eigennutz, »sondern durch ihre Tapferkeit und ihren Eifer für das all»gemeine Beste einen so hohen Grad von Macht und Ruhm »sich erworben haben. So lange du den Schritten deiner »Väter folgst, wirst du die Würden und Besitzungen, »welche sie dir erworben haben, nicht nur erhalten, son»dern noch vermehren.»

Neben diesem Kaiser Franz steht ein anderer Kaiser, herrschend über ein Reich, das an Flächeninhalt größer als ganz Europa ist; zuerst wohlthätig in Anstalten und Bildung seiner Völker, dann gerecht bei entschiedener Uebermacht und schützend für die Unabhängigkeit der Völker, wird er größer in der Geschichte glänzen, als jener mazedonische Alexander durch deren Unterjochung.

Es steht ferner hier der gerechte, mäßige König Friedrich Wilhelm. Blos auf den Wohlstand und die Erhaltung seiner Staaten bedacht, scheint er nicht dem gefährlichen Beispiele des jugendlichen, ruhmsüchtigen Friedrichs II. zu folgen, welcher, durch fremde Schmeicheleien betäubt, die Religion, Verfassung, Gelehrsamkeit, Sitte und Sprache seiner Väter verspottet und die Reichsverfassung untergraben hat; Er wird vielmehr den gewitzigten, erfahrnen und greisen Friedrich vor Augen haben, welcher am Ende seines

ruhmvollen Lebens für das wahre Interesse der preußischen Monarchie anerkannt hat, das deutsche und polnische Reich durch Bündnisse zu erhalten, das Gleichgewicht von Europa zu vertheidigen, und, obwohl er ein protestantischer Furst war, die Rechte seiner katholischen Mitstände zu schützen.

In diesem Bunde steht sodann der Sprößling eines andern altdeutschen Fürstenhauses, der Prinz Regent von Großbrittannien. Er führt den Dreizack in der Hand und hält die Wage in den vier Welttheilen. Als Beispiel von Gerechtigkeit findet er unter seinen Verfahren jenen weisen, großen Alfred, der die Freiheit der Engländer und Meere gegründet, und seine Gesetze bis auf unsre Zeiten geehrt und bewundert erhalten hat.

In diesem Bunde stehen endlich Max, der Baiernkönig, und mit ihm alle Zweige unsrer alten Fürstenhäuser, die Welfen, die Zähringer, die Hessen, die Laurenburger und die Salier. Wohlverstandenes Interesse und die Liebe zu ihren Ländern, welche sie bisher bedrücken und aussaugen lassen mußten, wird sie antreiben, Deutschland eine solche Verfassung zu geben, wodurch von Innen Gerechtigkeit, nach Außen Landwehr und jener Wohlstand wieder hergestellt wird, welchen sie zuvor durch Reformation bewirken wollten, den aber eine scheußliche Revolution mit Furienfakeln zerstört hat. Die Vorsehung konnte wahrhaftig keine glücklichere Konstellation von Fürsten her-

beiführen, als die hohen Alliirten sind, um Recht und Gerechtigkeit herzustellen, und einem gründlich und wohlgesprochenen Worte Eingang zu verschaffen.

Dieses ist noch das Wenige, was ich bei der Festsetzung des allgemeinen Friedens und der künftigen deutschen Verfassung von Staatsleuten und Volkslehrern beherzigt wünsche. Es ist die Frucht einer dreißigjährigen gefahrvollen Erfahrung und eines für das Vaterland schlagenden Herzens.

Alea jacta est,

aber ich wünsche nicht, daß der Rubicon noch einmal gewaltsam überschritten werde; sollte es aber die Vorsicht doch so verhängt haben, so beherzige jeder Deutsche meinen Wahlspruch: Discite justitiam moniti.

IV.

Die Völkerwanderungen.

Ardet Ucalegon.

Virgilius.

Unter allen Völkern und in allen Staaten gehen zuweilen Revolutionen vor, wodurch ihre Verfassungen entweder zum Guten oder Schlimmen geleitet werden. Sie betreffen aber nur einen Staat oder ein Volk. Die übrigen bleiben dabei in Ruhe, oder mischen sich nur ihres eignen Vortheils wegen hinein. Wir finden aber auch in der allgemeinen

Weltgeschichte große, alles umfassende Revolutionen, welche nicht ein einzelnes Volk oder einen einzelnen Staat ergreifen, sondern sich über die ganze Welt verbreiten, und diese erscheinen unter dem Namen von Völkerwanderungen. Durch sie werden neue Staaten, neue Religionen, neue Sitten und neue Verfassungen gegründet. Die Menschheit scheint dabei, wie der Phönix, ihren alten abgenutzten Körper zu verbrennen, um in verjüngter Kraft wieder emporzufliegen. *) Daher sagt Polybius im sechsten Buche seiner Geschichte: »So oft entweder durch Sündfluthen »oder Seuchen, oder Mißwachs der Früchte, oder sonstige »Unglücksfälle, deren periodische Verwüstungen als schon »gewesen die Geschichte, und als wiederkommend die weis»sagende Vernunft lehrt, das menschliche Geschlecht zu »Grunde gerichtet wird, gehen damit auch alle menschliche »Erfindungen und alle ihre dienlichen Künste unter. Allein »mit der Zeit entspringt aus dem Wenigen, was gleichsam »als Saamen übrig geblieben ist, ein neues Geschlecht, »das sich wieder über die ganze Erde verbreitet.« Dergleichen große, alles durchgreifende Revolutionen oder Völkerwanderungen finden wir nur zwei in der uns bekannten Geschichte. Von der ersten giebt uns Moses im eilften Kapitel seiner Genese Nachricht. Sie gieng nach der all-

*) Die deutsche Nation und ihre Schicksale. — Historische Darstellung des europäischen Völkerbundes.

gemeinen Sündfluth und während der Erbauung des babyloniſchen Verwirrungsthurms, aber friedlich vor, weil die Erde noch nicht bevölkert war, und jeder Völkerſtamm ungehindert ſein Land ſuchen konnte. Die zweite entſprang im vierten Jahrhundert nach Chriſti Geburt und war ſchrecklich und zerſtörend. Sie ſtürzte den alten baufalligen Römerkoloß mit allen ſeinen guten und ſchlechten Künſten nieder, und gründete neue Religionen, Staaten und Sitten. Wenn man nun der Urſache beider großen Umwälzungen nachſpürt, ſo war es wohl keine andere, als das allgemeine Sittenverderbniß, oder die allgemeine Karakterloſigkeit, welche die Menſchen und Völker ergriffen hatte; daher werden ſie auch von den Geſchichtſchreibern Sündfluthen, Strafen Gottes, Geißeln Gottes genannt. Ich habe ihre Zeichen, Deutungen und Aeußerungen in meinem Syſtem des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit von Seite 242 bis zu Ende ſelbſt aus den Quellen angegeben.

Es fragt ſich nun: Hat die Menſchheit über kurz oder lang eine ähnliche Umwälzung zu befürchten? Daß die franzöſiſche Revolution nicht blos eine franzöſiſche, ſondern eine allgemeine ſchon wirklich geworden ſey, wird wohl Niemand bezweifeln, der ſie erlebt und beobachtet hat. Ob aber ihre Grundſätze und Aeußerungen einen ruhigen oder gewaltſamen Gang um die Welt machen werden, iſt eine andere Frage. So viel iſt gewiß, daß durch ſie die alten

Religionsbekenntniſſe, Geſetze, Verfaſſungen, Sitten und Gebräuche mächtig erſchüttert, ja auf vielen Theilen der Erde ſogar vertilgt wurden. Es kömmt jetzt nur noch darauf an, ob das durch ſie verbreitete Neue auch den Gemüthern der Menſchen, für die es wirkſam werden ſoll, anpaſſe. Wenn die Mehrzahl der lebenden Menſchen ſchon in Geſinnungen und im Herzen darauf vorbereitet iſt, ſo wird das Neue ohne große Erſchütterungen und Gewalt ſeinen Gang durch die Welt nehmen. Wenn aber die neuen Verfaſſungen und religiös-ſittlichen Syſteme nur das Papier, nicht aber die Herzen mit Glauben, Hoffnung und Liebe getroffen haben, ſo müſſen ſie nothwendig gewaltſame Erſchütterungen hervorbringen. Frankreich hat davon den erſten Beweis gegeben; und jetzt ſehen wir in der Schweiz, in Spanien, in Südamerika und in Norwegen ſchon den zweiten, vielleicht in einem andern Lande den dritten; und ſo werden wir in der alten und neuen Welt noch mehrere ſehen. Der gefährlichſte wäre wohl der in Deutſchland. Die andern Völker ſind durch viele Jahrhunderte an Einheit und Gemeinſinn gewöhnt worden; ſie finden alſo nach ihrem Taumel am Ende wieder einen Vereinigungspunkt. Die Deutſchen ſind aber ſeit vielen Jahrhunderten in einer beſtändigen Trennung und Uneinigkeit erhalten, und ſelbe ihnen gleichſam angebildet und einkatechiſirt worden.

So viel ich Thusnilden aus der Geſchichte kenne, erſcheint ſie mir als das unbändigſte Weib unter allen andern

in Europa. Durch Liebe und Gefälligkeit ist alles von ihr zu erhalten, durch Gewalt und List nichts. Weder die großen Ottone, noch die herrlichen Salier, noch die kräftigen Hohenstaufen haben sie bändigen können. Karl V. hat an ihr seine Klugheit, Napoleon seine Gewalt umsonst versucht. Oefter hat sie sich lieber eine Zeit lang einem Fremden unterworfen und ganz Europa in Brand gesteckt, als einen durch Gewalt emporgekommenen mächtigen Oberherrn anerkannt. Die mächtigsten Fürsten der Christenheit sind, als von ihr entsprossen, ihre Söhne und zugleich ihre Liebhaber; sie darf nur rufen, und sogleich kommen sie von allen Seiten mit mächtigen Heeren angezogen, um ihr zu helfen, wenn es auch aus Eigennutz geschieht. Nur in einem gesetzlichen Bunde scheint sie sich zu gefallen; daher haben auch kluge und weise Geistliche, wie Bonifacius, Willigis, Engelbert, Huß, Luther, Berthold und Johann Philipp, oder kühne Ritter, wie Rudolph von Habsburg, Ulrich von Hutten, der alte und neue Hipolythus a lapide mehr auf sie gewirkt, als die mächtigen Kaiser Otto, Karl V., Ferdinand II. und Napoleon. Doch wir kommen zu unserm Thema, auf die Völkerwanderungen zurück. Zuerst muß ich die wahre Geschichte jener großen Umwälzung, welche sich im vierten Jahrhundert ereignete, kurz erzählen, dann meine Anwendungen davon machen.

Nachdem die Römer die Völker der alten Welt unterjocht, ihre Religionen und Verfassungen untergraben, und die ganze gebildete Erde zu einem ungeheuern Weltreiche zusammen gezwungen hatten, wollten die Cäsare auch die noch ungebildeten deutschen und nordischen Völker bezwingen. Drusus befestigte daher die Donau und den Rhein mit einer Menge von Kastellen, und verlegte viele Legionen dahin, womit er und seine Nachfolger öftere Einfälle in die deutschen Wälder machten. Man muß gestehen, daß sowohl die Feldzüge des Cäsars, als des Drusus, des Germanicus, des Probus und des Julianus Meisterstücke der Kriegskunst waren. Wenn man die Schlacht, welche Quintilius Varus durch seine Unvorsichtigkeit und Unklugheit gegen den Herrmann verloren hatte, und den Aufruhr des Civilis ausnimmt, so sind sonst die Deutschen fast immer von den Römern geschlagen worden. Selbst die schon damals sich äußernde Uneinigkeit der Erstern machte es den Letztern leicht, ihre einzelnen Haufen aufzureiben.

»Da sie,» wie Tacitus sagt, »einzeln stritten, wur»den sie zuletzt alle überwunden. Möge doch,» sagt er weiter, »dieser wechselseitige Haß gegen einander unter »den Deutschen verbleiben, weil wir für unser Reich von »den Göttern weiter nichts zu erbitten haben, als der Bar»baren Uneinigkeit!» Da also die Römer bis gegen das vierte Jahrhundert nach Christi Geburt fast in allen Schlachten und Feldzügen gegen die Deutschen siegten, so scheint

mir nicht sowohl, wie viele große Geschichtschreiber behaupten wollen, die Feigheit, oder Weichlichkeit, oder der Mangel an Kriegszucht die Ursache des Untergangs des römischen Reichs gewesen zu seyn, als vielmehr die Ungleichheit in den Sitten der streitenden Partheien. Wir wollen dieses näher untersuchen.

Wenn man die Elemente, woraus das römische Reich zusammen gesetzt war, mit reinem philosophischen Auge näher betrachtet, so war es nichts anders als eine ungeheure, entweder aus verdorbenen, oder gedrückten, oder karakterlosen, oder leidenden Menschen und Völkern zusammen gesetzte Maschine, ohne Nationalgeist, ohne eine geliebte Regierung, ohne eigenthümliche Verfassung. Die griechischen Sophisten und philosophischen Sekten hatten alle Volksreligion hinwegräsonnirt oder hinweggespöttelt; die römischen Heere und Prokonsuln alle eigenthümliche Verfassungen und den Patriotismus der Völker unterdrückt. Nur zwei Dinge erhielten das Ganze noch in Bewegung: das Aufblühen der christlichen Religion und der alte Soldatengeist der Legionen. Wenn man daher zu der Zeit in der Römerwelt noch große Thaten und Gesinnungen finden will, dann muß man sie in den Martyrologien der Christen und bei den nach Deutschland geschickten Legionen aufsuchen. Diese Christen- und Soldatenrömer stunden also an dem Rhein hinter ihren fünfzig Kastellen und dem Pfahlgraben, und wollten Völker bezwingen, welche keine andere Heimath

als Wälder, keine Künste als den rohen Krieg, keine Obrigkeiten als Schiedsrichter, keine Fürsten als tüchtige Klopffechter hatten. Jeder Sieg, den die Römer davon getragen hatten, kostete sie eine Armee, und je weiter sie vordrangen, desto gefährlicher wurde ihr Zug, weil sie nichts als Wälder und abgebrannte Hütten vor sich fanden. Die Deutschen kamen wieder zurück, zogen ihnen zwischen ihren Festungen und geschlossenen Legionen in den Rucken und verwüsteten hinter ihnen die Provinzen, woher sie ihre Nahrung ziehen mußten. Die Römer hätten von Ungarn her, längst der Donau und dem Rhein hin, eine Legion, eine Festung neben der andern aufstellen müssen, um solche Streifzüge der Deutschen zurückzuhalten. Dazu kam noch, daß in einem Reiche, wo die oberste Gewalt von der Wahl der Soldaten abhängt, nothwendig der bürgerliche Krieg die Stärke gegen außen schwächen muß. Wie viele Kaiser wurden zu der Zeit von den Legionen am Rhein gemacht, und wie oft haben die Gegenkaiser die Deutschen selbst in das römische Gebiet gerufen! Unter solchen Umständen konnten die nordischen Völker immer neue Einfälle wagen, und fanden bei jedem weniger Widerstand.

Indessen ist es wahrscheinlich, daß die Römer durch die Superiorität ihrer Kriegszucht und ihrer Künste die Deutschen am Ende doch würden besiegt haben, wenn nicht zwei andere Umstände hinzugetreten wären, welche von den Geschichtschreibern so wenig bemerkt wurden: nämlich die Unzufrie-

denheit der Provinzialvölker mit der römischen Regierung und die Zufriedenheit der nordischen Barbaren in diesen schönen Provinzen. Wir müssen hierauf besonders Acht haben, wenn diese fürchterliche Geschichte für uns lehrreich werden soll.

Schon zu der Zeit, wo die römische Republik noch gute Sitten hatte, sagt Mithridat bei dem Justinus: »Ganz Asien erwartet mich als seinen Befreier, so sehr »haben sich die Römer durch die Bedrückungen ihrer Pro»konsuln, durch die Erpressungen ihrer Kriegsbedienten, »und die Ungerechtigkeit ihrer Urtheilssprüche verhaßt ge»macht.« Auf eine ähnliche Weise fodert Civilis die Bataver und Deutschen gegen die Römer zum Aufstande auf: »Man hat vergessen,« sagt er, »daß wir Bunds»genossen sind; als Sklaven behandelt man uns. Wir wer»den den Präfekten und Centurionen überliefert, welche, »nachdem sie unser Eigenthum und Blut weggenommen »haben, noch neue Namen und Mittel der Räuberei ersin»nen. Nie war eine glücklichere Zeit gekommen, das Joch »der Römer abzuwerfen. Rom ist entnervt, der Name der »Legionen ein Schattenbild; in den Winterlagern giebt es »alte Männer, aber keine Soldaten. Die Deutschen sind »unsere Stammverwandte, die Gallier haben mit uns glei»che Wünsche, und selbst den Römern kann unser Krieg »nicht unangenehm seyn, dessen mißlichen Erfolg sie auf

» Vespasians Rechnung bringen können. Beim Siege ist » ohnehin nichts zu verantworten.»

Tacitus giebt von diesem Aufstande die wahre Ursache noch deutlicher an. »Zu der Zeit,» sagt er, »mußte sich » die junge Mannschaft auf Befehl des Vitellius zum Sol- » datenzuge stellen. Der Geiz und die Wohllüste derer, » welche die Aushebung zu besorgen hatten, machte jenen » Befehl sehr drückend. Bald nahmen sie alte schwache Leute, » um sie wieder für Geld zu entlossen; bald suchten sie schöne » Jünglinge aus, aber zu Wohllüsten, welche die Scham zu » verschweigen gebeut. Der dadurch erweckte Haß gegen » die Römer gab den Häuptern des Aufruhres Ursache, die » Aushebung gänzlich abzuschlagen.» *)

Aus diesen von Justinus und Tacitus angeführten Stellen und Reden sieht man deutlich, wie viele mißvergnügte oder wenigstens gleichgülrige Menschen die nordischen Barbaren bei ihren Einfällen in das römische Reich finden mußten, wovon sich der größte Theil entweder aus Rache, oder aus Gewinnsucht zu ihnen schlug und ihre Haufen vermehrte. Bei dem Aufstande des Civilis haben nicht nur die Bataver, die Trierer und Gallier seine Parthei ergriffen, sondern, wie Tacitus ausdrücklich sagt, ganze römische Legionen sind zu den Deutschen übergegangen.

---

*) Siehe umständlicher hievon meine Abhandlung im historischen Archiv. I. Heft.

Die Geschichtschreiber dieser großen Völkerwanderung nennen zwar den Norden eine vaginam gentium, einen Völkerbehälter, weil ihnen die dorther kommenden Schwärme mit Weibern, Kindern und allen den Mißvergnügten, welche sich zu ihnen gerottet hatten, ungeheuer vorkamen; allein wenn man bedenkt, daß, nach Tacitus und den alten Erdbeschreibern, Deutschland und die nördlichen Länder noch mit Wüsten und großen Wäldern bedeckt waren, so konnte die Bevölkernng dieser Gegenden doch nicht beträchtlich gewesen seyn. Diese Barbarenschwärme fielen also nicht als gebildete Heere, sondern als gänzlich auswandernde Völkerstämme in die römischen Provinzen ein; und da sich nun alles, was in diesen Provinzen unruhig, mißvergnügt, verarmt oder verdorben war, zu ihnen schlug, so konnten ihnen die römischen Festungen und Legionen nicht mehr widerstehen, welche, wie alle ordentliche Kriegshaufen, nur auf gewissen Punkten, oder in gewissen Abtheilungen zu schlagen gewöhnt waren. Der Kaiser Julianus mußte mit seinen Legionen einen Umweg über Vienne und Rheims nehmen, um nur denselben beikommen zu können. Daher schreibt er auch: »Die Zahl der Ortschaften, welche von »den Barbaren zerstört wurden, beläuft sich auf fünf und »vierzig, ohne die Festungen und Kastelle dazu zu rechnen. »Die Länder, welche sie diesseits des Rheins inne haben, »erstrecken sich von dessen Quelle bis zum Ozean. Sie »sind bis über drei hundert Stadien über den Fluß vorge-

»trungen; aber die Gegenden, welche ſie verwüſtet und »durchſtreift haben, ſind noch dreimal ſo groß, als jene, »welche ſie einnahmen, und nicht einmal mehr zur Vieh»weide tauglich.«

Zu dem kam noch, daß dieſe nordiſchen Völker in den eroberten Provinzen des reichen und ſchönen Südens ganz neue Gegenſtände des Wohllebens fanden, welche ſie zuvor in ihren Wuſten und Wäldern gar nicht gekannt hatten: gute Speiſen und berauſchende Getränke, bequeme Wohnungen und niedliche Kleidungsſtücke; ſie, die an keine feſte Heimath gewöhnt waren, vertauſchten alſo gerne ihr rauhes Mutterland gegen die blühenden Gärten Italiens, Griechenlands, Spaniens und Galliens, und faßten den Entſchluß, ſich da niederzulaſſen.

Dieſen erſten Völkerſchwärmen folgten bald andere, und noch verwüſtender, nach; und die Wanderung erſtreckte ſich von Europa nach Aſien. Nachdem die deutſchen Völker, die Franken, die Gothen und die Schwaben den Anfang gemacht hatten, kamen die aſiatiſchen, die Alanen, die Heruler, die Slaven und die Hunnen; und dieſe ſtritten nun ſelbſt mit jenen um den Beſitz der Provinzen. Ein ſo ſchrecklicher und alles zerſtörender Kampf, nicht von Armeen, ſondern von ganzen Völkerſchaften, mußte die Verfaſſungen und Künſte der alten Welt zertrümmern, um eine neue hervorzubringen. Nicht alſo die Weichlichkeit, oder der Mangel an Kriegszucht der römiſchen Legionen,

wie viele Geſchichtſchreiber behaupten, brachte den Umſturz des römiſchen Reiches hervor, ſondern das Mißvergnügen und die Karakterloſigkeit ſeiner Unterthanen und die durch ihre Herrſchſucht hervorgebrachte Auswanderungsliebe der nordiſchen Völker.

Der in vielen Stücken ſo richtig urtheilende General Lhoid ſagt an irgend einem Orte: »daß, wenn ein Volk, »wie die Tartarn, den Krieg blos mit Kavallerie oder »ſchwärmenden Haufen führen würde, ihm keine Feſtung, »oder eine nach unſerer Art gebildete Armee in ſeinen Ein»fällen widerſtehen könne.» Hier haben wir alſo in wenig Worten das Geheimniß der großen Völkerwanderung. Die nordiſchen Schwärme drangen nämlich durch die Lücken zwiſchen den Feſtungen und geſchloſſenen Legionen durch; zu ihnen ſchlug ſich alles in den römiſchen Provinzen, was mißvergnügt, verarmt, ausgeſaugt war (alſo die bei weitem größere Anzahl des Volks); dadurch vermehrten ſich überall ihre Haufen; die Reichen, die Beamten, die an Bequemlichkeit gewöhnten Bewohner mußten weichen. Keine Feſtungen und Garniſonen waren im Innern der Provinzen; und wer wollte nun noch ferner ſolchen Menſchen widerſtehen, die, an beſtändige Kriege gewöhnt, nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatten? Rohe, noch durch keine Weichlichkeit entnervte Völker, welche die Alten Barbaren nannten, und durch Revolutionen verwilderte Menſchen, welche die neuern Geſchichtſchreiber Sansculot-

ten nennen, haben in der Weltgeschichte immer die größten Veränderungen hervorgebracht.

Solche alles verwüstende Völkerwanderungen erscheinen, wie ich in meinem System des Gleichgewichts sagte, nur dann, wenn Gott die Menschheit für ihre Laster züchtigen will. Ich habe daher ihre Zeichen darum hier aus der Geschichte angegeben, um Schriftsteller und Volkslehrer vor dem elenden Herostratenruhm zu warnen.

V.

Von einer Geschichte der Deutschen nach Urkunden und Quellen.

In meinem historischen Testamente sagte ich, daß, als ich mich dem Studium der Geschichte widmete, ich mir einen Codex historicus aus Quellen über die allgemeine Weltgeschichte gesammelt habe, welcher mir zum Stoffe meiner Vorlesungen und Schriften diente. Ich habe auch in der Abhandlung über die Geschichte der Deutschen meine Ansichten über diesen Gegenstand in dieser Zeitschrift mitgetheilt. Zu diesem Zwecke werde ich, so mir Gott das Leben fristet, eine Geschichte der Deutschen nach Urkunden und Quellen meinen Landsleuten hinterlassen, wovon die im vorigen Hefte eingerückte Uebersetzung von Wippos Lebensbeschreibung Kaiser Konrads II. eine Probe seyn soll. Wir haben für die deutsche Geschichte so viele vortreffliche Urkunden und Geschichtswerke, daß eine zweckmäßige Zusammenstellung davon vielleicht für einen künfti-

gen Geschichtschreiber der Deutschen die nützlichste und beste Vorbereitung werden kann. Da ich ein solches Unternehmen aber schwerlich allein vollfuhren kann, so werde ich mir dazu junge Liebhaber der deutschen Geschichte zur Seite nehmen, und selbe zu solchen Uebersetzungen aufmuntern, wie ich dies bereits schon bei erwähnter Lebensbeschreibung Kaiser Konrads gethan habe. Auf diese Weise erhalten wir eine vollständige Sammlung von Originalien und Werken von Leuten, welche in der Zeit, wo die Begebenheiten vorgefallen sind, gelebt, folglich mit eignen Augen gesehen und in dem Geiste einer jeden Zeit geschrieben haben. Dieses wird dem Ganzen eine Wahrheit und Lebendigkeit geben, welche man in nachgeschriebenen Werken schwerlich findet.

Diese große Sammlung werde ich aber so ordnen, daß die Schriften der verschiedenen Geschichtschreiber so zusammengestellt und benutzt werden, als wenn sie aus einem Stücke gebildet wären. Ich werde daher in jedem Zeitraum, oder wo über die nämliche Begebenheit mehrere geschrieben haben, von jedem nur das herausheben, was mir das Vortrefflichste scheint. Eben so werde ich bei demjenigen Geschichtschreiber, den ich für den besten dieses Zeitraums halte, aus andern Geschichtschreibern das einschieben, was er vielleicht nicht so wahr und umständlich beschrieben hat. Wo von zwei gleich guten der Karakter eines berühmten Mannes, oder auch eine und dieselbe Begebenheit, vielleicht aus Partheisucht, verschieden angegeben ist, werde ich beider

Urtheile und Darstellungen zusammenstellen, und es bemerken. Um nun das Publikum vorläufig mit dieser Art von einer Geschichte der Deutschen bekannt zu machen, will ich hier in Kürze angeben, welche Geschichtschreiber ich in jeder Epoche zum Grunde legen, und wie ich ihre Werke aus andern vollständiger machen werde.

Für die Epoche von der ältesten Geschichte der Deutschen bis zur großen Völkerwanderung lege ich zuerst des Tacitus Werk: von den Sitten der Deutschen, dann seine Annalen und Historien zum Grunde; und halte mich in der Uebersetzung an die deutschen Gesetze und Worte der Urkunden, welche er vielleicht nicht kannte. Wo er in den ersten Kapiteln von dem Ursprunge der Deutschen redet, werde ich alte Sagen einschalten, welche die deutsche Mythe erklären. Auf ihn lasse ich des Ammianus Marcellinus Geschichte folgen. Für die Epoche der Völkerwanderungen werde ich die Begebenheiten aus den Schriften des Sidonius, Cassiodorus, Jornandes, Procopius, Gregorius von Tours und Fredegars eine zweckmäßige Zusammenstellung machen müssen.

Zur Epoche der fränkischen Kriege wird mir hauptsächlich der Gregorius von Tours als Grund dienen; was ihm noch fehlt, werde ich aus den Annalen von Metz und Fuld und andern gleichzeitigen Schriftstellern ersetzen. Das Leben Karls des Großen wird mir Eginhard

beſchreiben. Den Zuſtand des Reichs und der Sitten werde ich aber aus den Urkunden der Kirchengeſchichte, aus den alten deutſchen Geſetzen, aus den Kapitularien und den Helden- oder Spottgedichten der Zeit erklären laſſen. Die Geſchichte ſeiner Nachfolger bis auf Konrad I. werde ich aus des Tegans, Nithards, Weginons und Luitprands ꝛc. Werken zuſammen ſetzen.

Für die Epoche der ſächſiſchen Kaiſer lege ich Wittekinds, Luitgards und Ditmars von Merſeburg Werke zum Grunde. Zur Darſtellung der Veränderung in der Verfaſſung und den Sitten werden mir der Hroswithe Gedichte und Urkunden dienen. Für die Epoche der ſaliſchen Kaiſer wird mir hauptſächlich Wippo, Lambert von Aſchaffenburg und Adam von Bremen dienen. Die Werke des Hermanns, Ekkards und des ſächſiſchen Annaliſten ꝛc. werde ich zum Einſchalten benutzen. Nach dieſen folgt Otto von Freiſingen; dieſer wird mir auch für die Epoche der ſchwäbiſchen Kaiſer dienen. Ihm zur Seite ſtelle ich Roderichs von Freiſingen Leben Friedrichs I.

Die folgende Epoche des großen Interregnums oder der Anarchie, welche unter den Hohenſtaufen ſchon beginnt, und bis auf Maximilian I. dauert, iſt wohl die ſchwerſte für die Zuſammenſtellung der verſchiedenen Geſchichtſchreiber und Urkunden. Ich werde daher zuerſt jene davon auf einander folgen laſſen oder brauchen, welche den allgemeinen

Zuſtand von Deutſchland beſchrieben haben, z. B. den Konrad von Lichtenau, den Albert von Staden, die Chronik von Colmar, den Johann von Winterthur, den Heinrich von Rebdorf, den Albert von Straßburg, den Johann von Tritheim, den Peter von Andlau und den Aeneas Sylvius ꝛc. Alsdann werde ich die Geſchichten und Chroniken der einzelnen Staaten und Städte zuſammenſtellen, in ſo weit ſie die einzelnen Begebenheiten beſchreiben, und eine ſo innige Darſtellung des Zeitgeiſtes geben. Da zu dieſer Zeit die Urkunden alle deutſch geſchrieben wurden, und die Minne- und Meiſterſänger auf den Volksgeiſt wirkten, ſo müſſen auch die ſchönſten Stellen derſelben angeführt werden.

Von Maximilian I. bis auf unſere Zeit geht alles in das Große; und in dieſer Epoche müſſen auch öfter fremde Geſchichtſchreiber benutzt werden. Man wird jedoch beſonders jene Bücher brauchen, die wie Münſters Geografei und das Theatrum europäum deutſch geſchrieben ſind. Die Ueberſetzungen muß man, ſo viel möglich, dem alten treuherzigen Chronikſtyle nahe bringen, ohne die Eckigkeit und Wörterwiederholungen beizubehalten. Ich ſchmeichle mir, daß ein ſolches Corpus historiae germanicae für die künftigen Geſchichtsforſcher und Geſchichtſchreiber von großem Nutzen ſeyn werde.

VI.

Noch einige Worte über Buonaparte.

Ich will nicht unterſuchen, ob die Zeitgenoſſen Napoleons, durch ihr Benehmen gegen ihn in ſeinem Glück und Unglück, ſich ſelbſt oder ihn mehr herabgewürdigt haben; aber ich bin überzeugt, daß er nicht kühn genug geweſen wäre, ſie ſo tief unter die Menſchheit herabzuſtoßen, hätten ſie ihn nicht ſo hoch über dieſelbe erhoben. Der Freudentaumel, der bei ſeinem Falle die Völker ergriff, bezeugt ihren gerechten Haß gegen den Tyrannen der Welt, aber auch ihre Schwäche. Wie hätte der Mann ſo unendlich viel ſeyn können, wären ſeine Zeitgenoſſen nicht ſo wenig geweſen? Die Art, wie das Volk ſeine Herrſchaft ertrug, beweiſet aber, nach meinem Gefühle, weniger gegen es als die, wie es ſeinen Sturz gefeiert hat. In einem Augenblick ſollte der Mann nichts mehr ſeyn, der ihm während fünfzehn Jahren alles geweſen war! Es iſt eine traurige Bemerkung, daß man bei den Menſchen viel iſt, wenn man

viel vermag, und daß der Mächtige bei den Schwachen mit der Gewalt auch die Achtung verliert. Indem Frankreich über Buonaparte das Urtheil seines gänzlichen Unwerths aussprach, fühlte es da nicht, daß es sich selbst verdammte? Gäbe es einen Götzen ohne Götzendiener; und wenn der Herr so erbärmlich war, was konnte dann an den Knechten seyn, die sich ihn gaben?

Buonaparte ist von einer Höhe gefallen, zu der sich kein Mensch ohne große Kraft erhebt. Beinahe ganz Europa lag ihm zu Füßen; Könige freuten sich seiner Gunst; und die den Gefallenen am lautesten höhnten, waren am tiefsten vor ihm gekrochen, da er noch aufrecht stund. Gott schuf Buonaparte, und ruhte aus, sagte ein großer Beamte im Rausche der Begeisterung. Seine Schmeichler haben ihn verdorben; und da er, im Uebermuthe seines Glücks, keine Wahrheit mehr wollte, eilte er dem Abgrunde taumelnd entgegen, in den er als Opfer seiner blinden Gewaltthätigkeit fiel. Wäre er gerecht, mäßig und menschlich gewesen, dann führte er unter den Großen der Völker einen großen Namen, und wäre der wohlthätige Genius seines Jahrhunderts geworden. Kein furchtbareres Beispiel kennt die Weltgeschichte als das seinige, daß der Mensch, der sich frech, als ein Wesen höherer Art, über Seinesgleichen setzt, sich auch von allem lossagt, was sich Menschen schuldig sind, und daß jede Größe, die nicht auf Tugend und eine wohlthätige Wirksamkeit gegründet ist, sich

selbst zerstört. Was Napoleon für die Völker Europa's hätte werden können, wird nach ihm so leicht Niemand mehr; und was er zerstört, vernichtet und verdorben hat, läßt sich nicht wieder ersetzen. In ihm verehrte ein neues Jahrhundert seinen Repräsentanten, und alles kam ihm voll Vertrauen und Hoffnung entgegen. Von der Macht, die ihm das Vertrauen und die Hoffnung einer bessern Zukunft gab, machte er einen so fürchterlichen Gebrauch, daß die Hoffnung Verzweiflung, das Vertrauen Abscheu ward, und die Welt sich wieder nach dem erträglichen Alten sehnte, weil dem Neuen nur Haß und Verwünschungen folgten. Das ist, nach meiner innigen Ueberzeugung, die größte Sünde Napoleons. Nicht die Millionen, die er auf die Schlachtbank führte, wo sie seinem unersättlichen Ehrgeitz ihr Leben ausröchelten, nicht die rauchenden Städte, die verwüsteten Provinzen und die ausgeplünderten Reiche lasten als die schwerste Schuld auf seinem verbrecherischen Haupte, sondern daß er die empfängliche Zeit, die willig den Saamen des Bessern in ihren befruchtenden Schooß aufgenommen hätte, mit giftigem Unkraut täuschte, und sogar den Wunsch einer schönern Pflanzung in ihr vernichtete.

Die Nachwelt wird Buonaparte als Fürsten, Krieger und Staatsmann richten, wenn das Geschrei der wilden Leidenschaften sich gelegt hat, und die Stimme der Vernunft und der nüchternen Billigkeit gehört werden kann. Sie wird ihn richten und uns seine Zeitgenossen, den Re-

genten und ſein Volk, den Tyrannen und die Schmeichler; ſie wird ſagen, was wir thaten zu unſrer Befreiung; ſie wird unſre Siege rühmen, die Opfer und Anſtrengungen, die ſie gekoſtet haben, und der Art erwähnen, wie wir die ſchwer erkämpfte Ueberlegenheit zu benutzen verſtanden. Bis jetzt haben wir uns nur vom fremden Joche befreit. Das thaten viele Völker; aber ſeltner ſind die, welche ihre Freiheit zu ſichern wußten. Unſre Rolle haben wir kaum zur Hälfte geſpielt, und ſollten beſcheiden das Ende des Stücks abwarten, ehe wir uns die Lorberkrone auf das ſtolze Haupt ſetzen. Wir haben viel gethan, dörfen wir mit einem berühmten Feldherrn ſagen; aber es iſt noch mehr zu thun übrig. Siege zu erkämpfen iſt leichter, als die Früchte derſelben zu erndten, und ihre Reſultate zu ſichern. Doch greifen wir der Zeit nicht vor! Die nahe Zukunft wird das Urtheil, durch welches wir uns ſelbſt kanoniſiren, beſtätigen oder verwerfen, je nachdem wir die Erwartungen, die wir von uns erregt haben, rechtfertigen oder täuſchen.

Von Buonaparte wollen wir nur ſammeln, was in ihm den Menſchen kennen lehrt; alſo vorzüglich, was erſt ſeit ſeinem Falle über ſein Privatleben bekannt geworden iſt, und unter ſeiner Regierung keiner zu ſagen wagen durfte. Sein öffentliches Leben, das Geſchichtſchreiber genug gefunden hat, werden wir nur in ſo weit berühren, als es uns zur nähern Kenntniß des Mannes führt. Da Napoleon, im Jahre 1784, die Militärſchule von Brienne verließ, um

seine Bildung in Paris zu vollenden, brachte er folgendes schon bekannte Zeugniß von seinen Lehrern mit: »Herr Buonaparte (Napoleon) geboren den 15. August 1769, vier Fuß, zehn Zoll und zehn Linien groß, hat seine vierte Klasse geendigt. Mit einem starken Körper, und einer vortrefflichen Gesundheit verbindet er einen gehorsamen, bescheidenen und dankbaren Karakter. Er hat sich immer durch seinen Fleiß in der Mathematik ausgezeichnet, in der Geschichte und Erdbeschreibung aber sehr mittelmäßige Fortschritte gemacht. In den blos angenehmen Künsten ist er ziemlich schwach. Er wird einst ein vortrefflicher Seemann.« — Wie wenig entsprach das Leben Napoleons dieser Schilderung!

Chateaubriand versichert, Buonaparte sey im Jahre 1768, den 5. Februar, geboren, und habe sich um ein Jahr jünger gemacht, um, nach der Epoche der Vereinigung Korsika's mit Frankreich, ein geborner Franzose zu werden. Wir sind nicht im Stande, die Wahrheit dieser Behauptung zu untersuchen. Auch scheint uns die Sache an sich sehr gleichgültig zu seyn. Die meisten Franzosen, und vorzüglich der berühmte Verfasser vom Geiste des Christenthums, der sich gegen Napoleon eben nicht sehr christlich gezeigt hat, geben sich alle erdenkliche Mühe, zu beweisen, er sey kein geborner Franzose. Es ist nun die Frage, ob man einem Volke mehr durch den Zufall der Geburt, als durch Erziehung, Unterricht und ein ganzes Leben angehört.

In Frankreich hat er ſich gebildet; und er ward Feldherr, Konſul und Kaiſer der Franzoſen. Wie Viele hätten vor weniger als einem Jahre noch Vater und Mutter verläugnet, um auch nur in einem entfernten Grade mit ihm verwandt zu ſeyn? Würden aber die Franzoſen um etwas beſſer, wenn ſie beweiſen könnten, daß Napoleon ihrer Nation nicht angehört? Iſt auch er vielleicht der Urheber der blutigen Septembertage und des ſchrecklichen 31ſten Mai, der Noyaden, Sabraden, Fuſilladen und republikaniſchen Hochzeiten? Welchem Volke gehören Robespierre, Collaut d'Herbois und Carrier an? Uebrigens ſagt man, er ſelbſt habe keinen großen Werth auf die Ehre gelegt, ein Franzoſe zu ſeyn, und mehr als einmal ſey ihm der Ausdruck entfahren: So ſeyd ihr Franzoſen! (Voilà comme vous êtes, vous autres Français!)

Das erſtemal wurde Buonaparte als Artillerieoffizier bei der Belagerung von Toulon, im Jahre 1793, bemerkt. Der General Dugommier ſpricht in einem ſeiner Berichte ſehr vortheilhaft von ihm. Obgleich in den Schulen zu Brienne und Paris auf Koſten des Königs erzogen, zeichnete er ſich doch, bei dem Ausbruche der Revolution, durch ſeine Anhänglichkeit an die Sache der Republik aus. Manche glauben, er habe dieſe Geſinnungen nur geheuchelt, um ſich den Götzen des Tages zu empfehlen. Die Konventsdeputirten Robespierre, der jüngere, und Freron, welche ihren Mann zu kennen ſchienen, trugen ihm den Mord der

unglücklichen Bewohner von Toulon auf; und er entledigte sich dieses ehrenvollen Auftrags mit jener kalten Grausamkeit, von der er später noch so viele schreckliche Beweise gab. Folgendes Schreiben, in welchem Buonaparte den Konventskommissären berichtet, wie er ihre Befehle vollzogen habe, wird die Geschichte aufbewahren:

»Bürger Repräsentanten, von dem Schlachtfelde, in »dem Blute der Verräther watend, kündige ich Euch mit »Freuden an, daß Eure Befehle vollzogen sind, und Frank»reich gerächt ist. Weder Alter noch Geschlecht wurde ge»schont: die nur von den republikanischen Kanonen verwun»det waren, sind durch das Schwerdt der Freiheit und das »Bajonnet der Gleichheit geopfert worden. Gruß und Be»wunderung! — Unterzeichnet, Brutus Buonaparte, »Bürger Ohnehose.«

In dem Anfang seiner Laufbahn gehörte er zu jener Klasse von Republikanern, die unter dem Namen der Terroristen berüchtigt waren; und er mußte sich wohl ausgezeichnet haben, weil, nach dem 9. Thermidor, der Robespierres Tyrannei ein Ende machte, der Heilsausschuß ihn seiner Stelle entsetzte, und sogar verhaften ließ. Nachdem er einige Monate im Gefängnisse zugebracht hatte, erhielt er seine Freiheit wieder. Er benutzte dieselbe, um nach der Hauptstadt zu gehen, wo er einige Zeit ohne Anstellung ungekannt und verborgen lebte. Lange bemühete er sich vergebens, wieder eine Stelle zu erhalten; und des fruchtlosen

Ansuchens müde entschloß er sich endlich, in der Türkei ein Glück zu suchen, das in Frankreich ihn zu fliehen schien. Auch dazu konnte er die Erlaubniß nicht erhalten, und mußte in seinem Vaterlande bleiben. Was wäre aus Frankreich, aus Europa, ohne diesen unbedeutenden Umstand, geworden? Die Laune eines unbekannten Menschen versagt einem namenlosen, entlassenen Offizier die Erlaubniß, sein Vaterland zu verlassen, und giebt — dem Schicksale der Welt eine andere Richtung. Es ist bekannt, daß Cromwell, in einer ähnlichen Lage, nach Amerika gehen wollte, und durch einen Befehl des Hofs in England zurückgehalten wurde. Cromwell setzte sich auf den mit Blut befleckten Thron Karls I., und herrschte, ohne den Titel eines Königs, eigenmächtiger, als wenige Könige vor ihm geherrscht hatten. An welchen leichten, kaum sichtbaren Fäden hängt oft das Schicksal ganzer Nationen und Geschlechter!

Die glänzende Laufbahn unsres Helden fängt mit dem blutigen 13. Vendemiaire (dem 5. Oktober des Jahres 1795) an. Barras nahm den jungen Korsen unter seinen Schutz, und durch ihn erhielt dieser das Kommando der Armee, welche die aufrührischen Pariser bekämpfen sollte, die sich gegen die Tyrannei des Konvents empörten. Buonaparte wußte in den Straßen der Hauptstadt, gegen das suveräne Volk, die Kartätschen so gut zu benutzen, daß der Konvent den Sieg erhielt. Um ihn für diesen wichtigen Dienst zu belohnen, wurde er zum Befehlshaber von Paris ernannt.

Bald darauf vermählte er sich mit der Wittwe des Generals Beauharnais, dessen Kopf unter der Guillotine gefallen war, der guten, liebenswürdigen und so unglücklichen Josephine. Man kann sagen, er habe das Kommando der Armee von Italien als Brautschatz erhalten.

In seinem ersten italienischen Feldzug erwarb Napoleon sich jenen glänzenden Ruhm, der ihn endlich bis auf den Thron von Frankreich führte. Seine Erscheinung war die eines Kometen, wie Dumouriez sich ausdrückt. Die Armee, welche seiner Leitung anvertraut wurde, erhielt zwar beträchtliche Verstärkungen aus Spanien, mit dem man Frieden geschlossen hatte, und aus der endlich unterworfenen Vendée, aber sie hatte weder Kleider noch Lebensmittel. Der Soldat, welcher nicht allein mit einem übermächtigen Feinde, sondern mit allen Bedürfnissen des Lebens zu kämpfen hatte, war muthlos. Der Jüngling, dessen Name früher kaum genannt worden war, beseelte das Heer mit einem neuen Geiste; und in den Jahrbüchern der französischen Waffenthaten begann jene glänzende Epoche, welche die Welt in Erstaunen setzte, und das übermäßige Glück Frankreichs vorbereitete. Aber auch hier sah man das erste verderbliche Beispiel eines Heeres, das ohne das nöthige Kriegsgeräthe, ohne Magazine und Spitäler ins Feld rückte, und alles von dem friedlichen Bürger nahm, der unter der Last des Krieges erlag. Der Neuling machte einen Versuch mit diesem verderblichen Systeme, das die Armeen

nicht weniger zu Grunde richtet, als das Land, in dem sie stehen, und welches er, als Meister, zur höchsten Vollendung ausbildete. Was er damals mit einem nicht sehr zahlreichen Heere, vielleicht von der Noth des Augenblicks gedrungen, that, wiederholte er später, aus freier Wahl, mit fünf- bis sechsmal hunderttausend Mann.

Ich will es Andern überlassen, einem Heerführer Feldherrntalente abzusprechen, der, bei mehr als einer Gelegenheit, nur zu starke Beweise davon gab; aber daß er zu verschiedenen Zeiten und unter veränderten Umständen nicht derselbe war; daß mehrere ganz entgegengesetzte Wesen in diesem Menschen zu leben und zu wirken schienen, zeigt die ganze Geschichte desselben. Nicht nur sein Kopf, auch sein Gemüth stund oft mit sich selbst in einem seltsamen feindlichen Widerspruch, wie wir später sehen werden. In den Jahren 1812 und 1813 war in ihm kaum mehr eine Aehnlichkeit mit dem Buonaparte von 1796 zu erkennen.

Buonaparte rückt, nach der Schlacht von Millesimo und der Kapitulation des Corps von Provera, durch das Thal von Tanaro vor, und reißet kühn und entschlossen die östreichischen und piemontesischen Heere auseinander, daß ihnen gemeinschaftliche Operationen unmöglich wurden.. In dem Laufe seines Siegs kömmt er zu Lodi, an dem Ufer der Adda, an. Der Uebergang wird ihm mit überlegener Macht verwehrt. Er greift den Feind in seiner vortheilhaften Stellung an, und dieser muß dem wilden Ungestümme des Jüng-

lings weichen. Auch hier machte man ihm den Vorwurf, der später so oft wiederholt wurde, daß er nie die Menschen schone, sondern sie gern mit muthwilliger Verachtung in großen Massen opfere. Hätte Buonaparte einen Tag warten wollen, dann konnte er an einem andern Punkte eine Brücke schlagen, oder auch durch den an vielen Stellen seichten Fluß gehen. Seine Ungeduld kostete 12,000 Mann das Leben; aber nie hat er, bei seinen Unternehmungen, die Menschen gezählt.

Die Lombardei wurde erobert. Toskana, Rom und Neapel sahen sich genöthigt, eine vorübergehende Neutralität theuer zu erkaufen. Dies waren die Früchte der glorreichen Siege, mit denen Buonaparte seine Laufbahn eröffnete. Jetzt unternahm die französische Armee die Belagerung von Mantua, und Wurmser eilte herbei, um sie zu nöthigen, dieselbe aufzuheben. In dieser Lage faßt Buonaparte den kühnen Entschluß, das schwere Geschütz in seinen Verschanzungen zu verlassen, und dem Feinde entgegenzugehen. Der schnellen Ueberlegung folgt rasch die That. Bei Castiglione findet er das östreichische Heer, übersieht mit einem Blicke die Nachtheile seiner Stellung, durchbricht den Mittelpunkt, der durch die weite Ausdehnung der beiden Flügel zu sehr geschwächt war, siegt und kehrt zur Belagerung von Mantua zurück.

Es würde zu weit führen, wenn wir alle Thaten dieses Feldzugs erzählen wollten. In ihm wirkte Buonaparte

Großes mit kleinen Mitteln. Später verdankte er seine Siege wenigstens eben so oft der Mehrzahl seiner Truppen, als der Ueberlegenheit seines Geistes. Nach dreizehn Monaten waren die Friedenspräliminarien von Leoben erkämpft, und Frankreich führte eine entscheidende Sprache in den Angelegenheiten von Europa. Damals wäre keinem Menschen die Frage eingefallen, ob Buonaparte ein Feldherr und Staatsmann sey; und gegenwärtig haben kaum Einige den Muth, daran zu glauben. So wenig ist der Menschen Glaube das Resultat eigner Prüfung und Ueberzeugung! Wie in allem so führet auch hier das angesehene Beispiel Weniger die gläubige Menge; und die öffentliche Stimme, die, nach einem bekannten Sprichworte, die Stimme Gottes seyn soll, steht nicht selten unter der Leitung einiger geschwätzigen Vettern und Basen; und je unverschämter der Mensch oft spricht, desto zuverlässiger wird ihm geglaubt.

Buonaparte's Feldzüge gegen Oestreich und Preußen könnten doch, sollte ich meinen, für seine Feldherrntalente einigermaßen zeugen, und die Haltung, welche Europa gegen ihn angenommen, dürfte für seine Kraft einige Bürgschaft leisten. Wenn es ein Vergehen ist, zu einer gewissen Zeit seinem entscheidenden, herrischen Einflusse nachgegeben zu haben, dann mögen alle Theile unsres Kontinents, das einzige Spanien ausgenommen, sich diese Sünde wechselseitig vergeben; und selbst der heilige Vater, dessen ausdau-

render Heldenmuth übrigens mit Recht gepriesen wird, ist nicht ganz von diesem Vergehen frei, das jetzt die am strengsten rügen, welche zur Erhöhung des Tyrannen am meisten beigetragen haben.

Buonaparte, sagte ich an einem andern Orte, würde unter den großen Männern der Weltgeschichte eine ausgezeichnete Stelle einnehmen, wäre er nicht ein kleiner Mensch gewesen; und dieser Meinung bin ich noch. Zu seinem Kopfe fehlte das Herz; und darum ward er für die Welt eine Geißel Gottes, der Mörder Pichegru's und des Herzogs von Enghien, der Verfolger Moreaus, der Quäler seines Volks und der Henker seiner eignen Familie. In seinem Privatleben besonders lernen wir den Mann, der die Welt so lang durch den Glanz seiner Thaten geblendet hat, nach seinem wahren Werthe schätzen.

Man erinnert sich noch, welchen tiefen schmerzlichen Eindruck der Mord des Herzogs von Enghien auf jedes fühlende Gemüth machte. Der unglückliche Prinz wurde, mitten im Frieden, auf fremdem Gebiete verhaftet, und von zwei Gens-d'armen nach seinem Vaterland zurückgebracht, das er beinahe noch als Kind hatte fliehen müssen. Um Mitternacht kömmt er zu Vincennes an, erschöpft von den Anstrengungen der Reise, auf welcher man ihm weder Schlaf noch Ruhe gestattet hatte. Angeklagt, gegen sein Vaterland die Waffen getragen zu haben, wird er sogleich zum Tod verurtheilt. Der Prinz, der seinen Mörder als einen großen Feldherrn

bewunderte, konnte sich nicht überreden, daß, was geschehen, sein Wille sey, und verlangte ihn zu sprechen. Man lachte über die gutmüthige Einfalt, entkleidete ihn, band ihm eine Laterne auf die Brust, um den Henkersknechten in der Finsterniß das sichre Ziel zu zeigen, und er — stürzte entseelt zu Boden. Murat und Savary, des Herrn treue, würdige Diener haben, wie Augenzeugen versichern, alle Anstalten bei diesem Morde geleitet, und dieser besonders den Unglücklichen, in dem letzten Augenblicke seines Daseyns, mit bitterm Spotte gehöhnt.

Diese Thatsache ist bekannt; weniger aber ist es der sonderbare Umstand, daß Moreau die unschuldige Veranlassung zu diesem schändlichen Morde gewesen seyn soll. Im Jahre 1796 befand sich dieser Feldherr nämlich, nebst mehrern französischen Generälen, oft bei der Gräfin Oberndorf, Gemahlin des Präsidenten von dem Herzogthum Neuburg, einer geistreichen Dame. Moreau erklärte sich, in bestimmten Ausdrücken, gegen die damalige Regierung, die er für unfähig hielt, Frankreich zu retten, und schloß mit den Worten: »Wir müssen einen konstitutionellen Monarchen haben. »Die Armee zählt sehr auf einen jungen Prinzen, der sich »auf dem Schlachtfelde schon einen Namen gemacht hat, »und des Blutes des großen Condé, das in seinen Adern »fließt, würdig ist.« In der Gesellschaft befanden sich auch die Generäle Vandamme und St. Cyr nebst andern angesehenen Offizieren. Das Gesagte wurde gehörigen Ortes hin-

terbracht, und Buonaparte soll den Tod des Prinzen beschlossen haben, weil er fürchtete, die Voraussagung Moreaus möge in Erfüllung gehen. Man weiß übrigens, was er der Befestigung seiner Gewalt zu opfern fähig war.

Zu den schrecklichsten Handlungen Buonaparte's gehört ohne Zweifel auch der Mord der türkischen Gefangenen zu Jaffa. Während der egyptischen Expedition hatte der Anführer derselben diese Stadt mit Sturm genommen. Die Besatzung wurde niedergemacht; so wollte es der Befehlshaber. Aber sey es, daß der Soldat des Würgens müde war, oder daß ein Gefühl von Mitleid ihn überraschte, es blieben dem Sieger 6800 Gefangene. Diesem waren die Menschen, die genährt und bewacht werden mußten, zur Last, und er befahl ihnen, sich auf eine Anhöhe vor Jaffa zu begeben, wo auch eine Abtheilung französischer Infanterie eintraf. Diese stellte sich in einer langen Linie auf, und die Türken mußten, den Franzosen gegenüber, ihre Stelle nehmen. Ein Kanonenschuß gab das Zeichen, und in demselben Augenblick stürzten die Gefangenen, von Flintenkugeln und Kartätschen niedergedonnert, zu Boden. Buonaparte, erzählt der Geschichtschreiber, sah dem Schauspiele durch ein Fernrohr zu; und da er den Dampf bemerkte, der von der Erde aufstieg, entfuhr ihm ein Freudenruf. Er hatte gefürchtet, der Soldat möge sich zu dem Henkerswerke nicht verstehen. Kleber hatte wirklich dringende Vorstellungen dagegen gemacht, war aber nicht ge-

hört worden. Aus Mitleid tödteten die Franzoſen die Unglücklichen, die nur verwundet waren, mit dem Bajonnette; aber nach drei Tagen lagen noch röchelnde Leichname auf dem Felde.

Buonaparte ſelbſt hatte die Gefangenen gemuſtert, weil er diejenigen verſchonen wollte, die aus Städten waren, welche er noch anzugreifen gedachte. Sie ſollten ihm in Zukunft zu ſeinen Abſichten taugliche Werkzeuge ſeyn; darum wollte er ihnen menſchlich das Leben ſchenken. Im Vorüberreiten fiel ihm die edle Geſichtsbildung eines bejahrten Janitſcharen auf. »Alter,« fragte er ihn in ſeinem barſchen Tone, »wie kömmſt du hieher?« Der Janitſchar erwiedrete unerſchrocken: »Ich antworte mit derſelben »Frage an dich. Ohne Zweifel wirſt du mir erwiedern, »du ſeyeſt im Dienſte deines Sultans in dieſes Land »gekommen. Wohlan, auch ich bin hier, weil »ich dem meinigen diene.« Buonaparte lächelte. Er iſt gerettet, ſagte einer dem andern in die Ohren, und freuete ſich ſeiner Rettung, weil jeder, wegen dem freien kühnen Weſen des Menſchen, Antheil an ihm nahm. »Ihr kennt »den Mann nicht,« bemerkte einer von den Adjudanten des Feldherrn, der ſchon in Italien unter ihm gedient hatte; »dieſes Lächeln zeigt kein freundliches Wohlwollen. Denkt »daran!« Der Janitſchar wurde auch wirklich mit den übrigen gemordet.

So schrecklich diese grausame Behandlung der türkischen Gefangenen war, so scheint sie uns doch nicht so unnatürlich als die Vergiftung der französischen Kranken in Jaffa. Da Buonaparte die Spitäler mit Leidenden angefüllt sah, ließ er einen Arzt kommen, dem er, Anfangs in allgemeinen Ausdrücken, die Gefahr der herrschenden ansteckenden Krankheit auseinander setzte. Endlich schloß er mit der Bemerkung: »Man muß einen Entschluß fassen; nur die »gänzliche Vernichtung aller in den Spitälern befindlichen »Kranken kann dem Uebel ein Ziel setzen.« Der Arzt machte die nachdrücklichsten Vorstellungen dagegen, aber vergebens. Da seine Einwendungen nichts fruchteten, verabschiedete er sich von seinem übel gelaunten Befehlshaber mit den Worten: »Weder meine Grundsätze, noch die »Würde meines Standes erlauben mir, ein Meuchelmör»der zu werden; und wenn, mein General, zu einem gro»ßen Manne die Eigenschaften gehören, die Sie zu rühmen »scheinen, dann danke ich Gott, daß ich sie nicht besitze.«

Ein Apotheker, den Buonaparte nachher, aus derselben Absicht, kommen ließ, war weniger gewissenhaft; er mischte unter einige wohlschmeckende Speisen, welche die Kranken mit Begierde verschlangen, eine so starke Dosis Opium, daß in wenigen Stunden 580 Menschen starben. Der Arzt, welcher den Muth gehabt hatte, sich zu weigern, die Unglücklichen zu opfern, hatte noch den größern, nach seiner Zurückkunft, vor dem versammelten Institut, Buona-

parte dieſer Gräuelthat und des Mordes der türkiſchen Gefangenen anzuklagen. In einem umſtändlichen Bericht, den er darüber erſtattete, verſichert er, ſchon zu Roſette habe Napoleon mehrere Franzoſen und Kopten, welche die Peſt hatten, erdroſſeln laſſen. Der Obergeneral verſuchte ſein Betragen mit der Bemerkung zu rechtfertigen, er habe weder Lebensmittel gehabt, um die gefangenen Türken zu ernähren, noch Truppen, um ſie zu bewachen. Ueberdies ſeye zu fürchten geweſen, ſie möchten ſeine Armee im Rücken anfallen, wenn er ſie hätte leben laſſen. Was die Peſtkranken beträfe, ſo habe er ihnen einen leichten Tod gegeben, anſtatt ſie in feindliche Hände fallen zu laſſen; und die Armee ſey zugleich dadurch vor einer allgemeinen Anſteckung bewahrt worden. So weit gieng die menſchenfreundliche Vorſicht Buonaparte's!

Mit ſeiner Familie lebte er auch nicht im beſten Einverſtändniſſe; wie denn überhaupt ein gemüthloſer Menſch für häusliches Vergnügen nicht geſchaffen iſt. Man weiß, wie wenig Schonung er, bei mehrern Gelegenheiten, für ſeine Mutter hatte, und mit welchem Undank Joſephine, die ſein Glück gründen half, alle Opfer, die ſie ſo gefällig ſeiner Erhöhung brachte, vergolten ſah. Die Geſchichte, die allein Völker und Fürſten richtet und zur ſtrengen Verantwortung ziehen kann, hatte von jeher eine ſträfliche Nachſicht für große Sünder, die ausgezeichnete Kräfte des Geiſtes mit einem ſchlechten Herzen verbanden. Das Ta-

lent ohne Tugend ist gewöhnlich verderblich; und ein großer Mann muß nothwendig ein großer Mensch seyn. Hätten wir nicht von jeher unsre Henker und Mörder vergöttert, und dem glücklichen Verbrechern gehuldigt, gewiß würden wir weniger Helden zählen, die kein andres Denkmal ihrer Größe hinterließen, als entvölkerte Provinzen und verödete Länder. Zu diesen gehörte Napoleon; um den großen Mann in ihm zu vollenden, fehlte das Größte und Höchste — der große Mensch.

Es ist bekannt, welche Dienste ihm Luzian geleistet hat. Bei allen seinen Unternehmungen, und besonders am entscheidenden 18. Brumaire, unterstützte er ihn mit Treue und Eifer, bis er endlich den ganzen Plan des grenzenlosen Ehrgeitzes seines Bruders sich entwickeln sah. Er soll ihm dringende Vorstellungen gegen den Entschluß, den französischen Thron zu besteigen, gemacht haben. Napoleon seiner Seits wollte Luzian nöthigen, seine glänzende Laufbahn mit ihm zu theilen, und foderte von ihm die Scheidung von einem geliebten Weibe, der Mutter seiner Kinder. Luzian flüchtete sich auf ein Gut, vier Stunden von Rom, wo er seiner Familie, den Künsten und dem Vergnügen lebte. Der kaiserliche Bruder wollte wenigstens dessen Sohn Karl, und die zwei ältesten Töchter in seiner Nähe haben. Der Vater schickte ihm sein siebenzehnjähriges Mädchen, Charlotte, welche mit ihren vier Schwestern und zwei Brüdern eine vortreffliche Erziehung erhalten

hatte. Nach einem Aufenthalt von zwei Monaten an dem französischen Hofe verschwand auf einmal Charlotte, und erschien wieder in ihrem väterlichen Hause. Sie hatte sich vor einer Verfolgung von ganz sonderbarer Art gerettet, und dürfte in diesem Punkte wenig Nachahmerinnen finden: ihr Oheim wollte sie nämlich, wider ihren Willen, zur Prinzessin machen.

Seit dieser Zeit schien Napoleon unversöhnlich. Luzian wußte zu gut, was der Bruder zu thun fähig sey, und dachte an seine Sicherheit. Er faßte den Entschluß nach Amerika zu gehen, und zu diesem Ende bat er den englischen Gesandten bei dem Hofe von Sardinien, Herrn Hill, um Päße. Dieser ersuchte ihn, zu ihm zu kommen, bis die nöthigen Papiere aus London eingetroffen seyen. Der englische Hof fürchtete aber einen listigen Betrug, und versagte die Päße. Indessen war Luzian wirklich von Italien abgesegelt; und, zu seinem Erstaunen, verbot man ihm, an den Küsten von Sizilien zu landen. Welch schreckliche Verlegenheit! Zurückkehren durfte er nicht, ohne sich dem wilden Zorn des Kaisers hinzugeben. Glücklicher Weise kam Herr Adair, der als Gesandter nach Konstantinopel gieng, über Sardinien. Dieser schickte, auf seine Verantwortlichkeit, Luzian nach der Insel Malta, um daselbst eine neue Entscheidung des Londoner Kabinets abzuwarten. Dieses verlangte, er solle sich nach England begeben, wo er als Kriegsgefangener angesehen würde, und, auf sein Eh-

renwort, frei leben könne. Den 13. Dezember 1811 landete Luzian zu Plymouth mit seiner Gemahlin und sieben Kindern. Unter den edelmüthigen Britten lebte er bis zum Falle Napoleons; und mit der Freiheit Europa's erschien auch die seinige, die er sogleich benutzte, um nach dem freundlichen, schönen Italien zurück zu kehren. Der Pabst empfieng ihn zu Rom mit Auszeichnung und Achtung. In England hatte Luzian ebenfalls einen großen Theil seiner Zeit den Künsten und Wissenschaften gewidmet. Die Frucht seiner Muse ist ein episches Gedicht, Karl der Große, in zwei und zwanzig Gesängen.

Seinen Bruder Ludwig machte Napoleon, gegen dessen Neigung, zum Könige von Holland; und da er ein Vater war seines Volks, und den Handel und die Schifffahrt, die Quelle des ehemaligen Wohlstandes der Niederlande, unter der Hand begünstigte, stieß ihn der zärtliche Bruder wieder von dem Throne. Ludwig suchte seinen Zufluchtsort nicht in dem weitschichtigen Reiche Napoleons, sondern zu Grätz in Steyermark, wo er ebenfalls in den Wissenschaften Trost und Erholung fand. Von ihm ist der Roman: Marie, oder die Leiden der Liebe. Auch Joseph hat sich als Schriftsteller versucht; ihm wird der Roman: Moina, oder die Bäuerin vom Mont-Cenis zugeschrieben. Bei dem Ausbruch des letzten Kriegs verließ Ludwig die Staaten des Kaisers von Oestreich, und lebte verborgen in der Schweiz. Seine Gemahlin Hor-

tenſia, eine geborne Beauharnais, und Joſephinens Tochter, welche die Herrlichkeiten des Hofs zu lieben ſcheint, war Ludwig nicht gefolgt, ſondern hielt ſich in der Nähe Napoleons. Ihrem Sohne hatte dieſer das Großherzogthum Berg geſchenkt; und als der junge Prinz ſeinem Wohlthäter vorgeſtellt wurde, empfahl dieſer ihm die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern und der Regenten gegen die Unterthanen, indem er ſeinen Vater für einen Narren erklärte, und ihm ausdrücklich ſagte, als Großherzog von Berg gehöre er ihm (dem Kaiſer), dann Frankreich und endlich ſeinem Volke an. Damit das koſtbare Fragment aus dem kaiſerlichen Katechismus für die Welt nicht verloren gehen möge, las man es den folgenden Tag in dem Amtsblatte. Napoleon hatte ſo ſeine eigne Begriffe über Rechte und Pflichten.

Hieronimus, der ehemalige König von Weſtphalen, wurde, wie ſeine Brüder, ein Opfer des kaiſerlichen Zornes. Nach einigen jugendlichen Abentheuern war er nach Amerika gegangen, wo er die Bekanntſchaft eines reichen und ſchönen Frauenzimmers, der Miß Paterſon, in Baltimore machte. Er heirathete ſie; und dieſe Verbindung hatte den vollkommenen Beifall der Mutter und der meiſten ſeiner Geſchwiſter. Zu derſelben Zeit hatte ſich Napoleon zur Würde einer kaiſerlichen Majeſtät erhoben, und fand die bürgerliche Verbindung nicht ganz nach ſeinem Geſchmack. Er beſtimmte ſeinen Bruder, deſſen junge Ge-

mahlin die Standeserhöhung mit einem gemischten Gefühl von Eitelkeit und Besorgnissen vernahm, nach Frankreich zu kommen. Auf einige schmeichelhafte, aber unbestimmte Versicherungen schiffte er sich ein, und landete mit seiner Gattin zu Lissaben. Sogleich ward diese, auf Befehl des Kaisers, von ihrem Mann getrennt, und nach einem amerikanischen Schiffe gebracht, das nach ihrem Vaterlande zurückkehrte. Sie war ihrer Niederkunft nahe, und nicht mehr im Stande, die Beschwerlichkeiten einer langen Seereise zu ertragen. Sie ließ sich also zu Plymouth ans Land setzen, und wartete in England ihre Entbindung ab. Hieronimus ward, unter strenger Aufsicht, nach Paris geführt, fand Gnade vor den Augen des Kaisers, und ward mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft. Glaubwürdige Personen versichern, er habe, Anfangs wenigstens, die Trennung von seiner unglücklichen Gattin schmerzlich gefühlt, und sich nach dem stillen, friedlichen Leben in Baltimore zurück gesehnt.

Darauf wurde er, wie wir wissen, König von Westphalen, und mit einer Prinzessin von Würtemberg vermählt. Der Hof von Hessen-Cassel war wegen seiner Verschwendung und dem freien, lustigen Wesen, das daselbst herrschte, in Deutschland bekannt genug. Auch das hat sich mit dem großen Wechsel der Dekorationen und des Schauspiels verändert. Die Geschichte unsrer Zeit, wenn sie weniger blutig wäre, würde einem Feenmährchen gleichen, in dem die

größten und unerwarteſten Reſultate wie durch die Macht eines Zauberſpruchs herbeigeführt werden. Was haben wir ſeit vier und zwanzig Jahren geſehen? Was werden wir noch ſehen? Wird der endliche Erfolg alle die ungeheuern Mittel und Opfer werth ſeyn? Wohl dem, der wenigſtens auch dieſe Hoffnung nicht verliert!

Ein Mann, der während fünfzehn Jahren, wie er verſichert, um Buonaparte geweſen iſt, fand auch einen unbegreiflichen ſeltſamen Widerſpruch in ſeinem Karakter. Welche Miſchung unzuſammenhängender Stoffe iſt in dieſem Menſchen! ruft er aus. Welch umfaſſender Blick, und welcher Kleinigkeitsgeiſt! Was aber mir und Tauſenden, die ihn öfters ſahen, am meiſten auffiel, war, daß er ſo maſchinenmäßig und plötzlich von einem Extrem zum andern überſprang, in dieſer Minute als ein wahrhaft großer Staatsmann, und in der andern wie ein Dorfſchultheiß, jetzt als ein großer Feldherr, und bald darauf wie ein gemeiner Soldat ſprach und handelte. »Du wirſt ihm vorgeſtellt, erzählt dieſer Schriftſteller *), und ſprichſt mit ihm; er hört dich gelaſſen an. Deine Rede iſt geendigt, er antwortet dir. Der Ton ſeiner Stimme iſt ſanft, der Ausdruck höflich, abgemeſſen und zuſammenhängend. Blickſt du ihn an, dann iſt ſein Auge ruhig, ſeine Züge ſind heiter, angenehm und flößen Zutrauen ein; du hoffſt alles von dieſer Stunde.

*) Précis historique sur Napoléon Buonaparte etc.

Aber neben ihm ist zufällig etwas, eine Landkarte, ein Buch, oder was es auch immer sey, das die ganze Sache ändert. Er sieht nach dem Gegenstande hin, und diese maschinenmäßige Zerstreuung hat den Mann in einem Augenblick umgewandelt. Nun starret er dich an, seine Stimme wird plötzlich rauh, seine Ausdrücke sind beleidigend und lakonisch. Betrachtest du sein Gesicht, dann findest du seine Stirne in ernsten Falten, sein Auge sprühet Flammen, und seinem stark geöffneten Munde entfährt ein stolzes Nein, oder er verabschiedet dich mit wegwerfendem Blicke, wie ein asiatischer Despot seine Sklaven. Bestürzt, vernichtet gehest du weg, zweifelhaft, ob dies derselbe Mensch noch sey, der erst den Augenblick vorher so huldreich gewesen.

»Einer seiner Minister überreicht ihm einen Bericht, der eine gegen ihn angelegte Verschwörung betrifft. Diesen Bericht hatte er lebhaft gewünscht. Er liest ihn und sagt: »Das Wohl des Staates ist ungefährdet, kein Beamter »wurde beschimpft; auf mich allein hatten es also die Ver»schwornen abgesehen. Ich beklage sie, daß sie nicht wuß»ten, daß alle meine Wünsche das Glück Frankreichs be»zwecken; doch jeder Mensch kann sich einmal verirren. »Sagen Sie den Undankbaren, daß ich ihnen verzeihe. »Vernichten Sie die Prozedur.«

»Einige Tage später siehst du ihn wieder, aber sehr verändert. Die Schaar seiner Höflinge umgiebt ihn; Aller Augen sind auf ihn gerichtet. Sein Gesicht ist entstellt, und

alle Muskeln desselben in krampfhafter Bewegung; seine ganze Haltung drückt Zorn und Wildheit aus; eine furchtbare Stille herrscht in der Versammlung. Kaum bemerkt er den Minister, als er sich mit den Worten an ihn wendet: »Herr Graf, haben die feigen Verräther ihren Lohn »empfangen, und büßen ihre Mitschuldigen im Kerker? »Hat der Henker ein neues abschreckendes Beispiel gegeben, »wie es denen geht, die meine Person antasten?« Der arme Minister ist wie niedergeschmettert; er will sich entschuldigen, er stottert, die Zunge versagt ihm. Vergebens erinnert er den Beherrscher an seine bewilligte Gnade; barsch antwortet er ihm: »So etwas habe ich nie gesagt; Sie »haben mich falsch verstanden.« Nun ändert sich auf einmal wieder der ganze Mensch. Seine Züge erheitern sich; seine Stimme wird wieder sanft und geschmeidig; er redet mit einem seiner Marschälle, grüßt einen fremden Gesandten, wendet sich dann abermals zu dem Minister, der noch hochroth vor Scham oder Zorn dasteht, und spricht mit ihm von Geschäftssachen, mit einer Güte und Leutseligkeit, die alle Anwesende in Erstaunen setzt, das aber den höchsten Grad erreicht, wenn er in dem Augenblick, wo sich die Versammlung entfernt, dem Minister im rauhen Tone nachruft: »Herr Graf, Sie werden die Sache beschleunigen!«

»Während seiner Anwesenheit in Egypten trat Buonaparte, nur von drei Personen begleitet, unter denen sich auch der Verfasser befand, in eine Hütte, welche das Bild

der größten Armuth, aber auch der höchsten Reinlichkeit darstellte. Ein krankes Weib lag auf einer Binsenmatte; an ihrer Seite kniete ihr einziges Kind, ein reizendes Mädchen von 16 Jahren. Man gab ihr zu erkennen, daß der eintretende Fremde der Obergeneral sey. Freundlich lächelnd trat sie ihm entgegen und küßte ihm den Arm, zwischen dem Ellenbogen und der Hand, und wollte diese Höflichkeit wiederholen, als Buonaparte sich es verbat. Dieser wird nun von der Lage der Unglücklichen unterrichtet. Man sagt ihm, die zärtliche Tochter sey außer Stand, die kranke Wittwe, wie sie es wünsche, zu unterstützen. Das Mädchen, den Gegenstand des Gesprächs errathend, fängt an zu schluchzen, und große Thränen rollen über ihre Wangen. Buonaparte, der dies bemerkte, schloß sie, wie es schien, theilnehmend, in seine Arme, giebt ihr einen herzlichen Kuß auf die Stirne, und verlangt von einem aus seinem Gefolge die Börse, welche er sogleich dem Mädchen in die Hand drückt. Dieses, sobald es beim Eröffnen derselben, das Gold gewahr wird, erhebt ein lautes Freudengeschrei, die Börse entfällt ihren Händen, sie umarmt den großmüthigen Geber und küßt ihn wiederholt, im überströmenden Gefühle ihres dankbaren Herzens. Plötzlich geht, Gott weiß was, in der Seele Buonaparte's vor. Er starret seine Begleiter an, sucht sich von dem Mädchen los zu machen, und stößt sie so heftig von sich, daß sie auf das Lager ihrer Mutter zurücktaumelt, und dieser im Falle einen Schrei

des Schmerzes entreißt. Er ſelbſt aber eilt zur Thüre hinaus. In dem Geſichte des Mädchens mahlt ſich das höchſte Erſtaunen. Nicht weniger betroffen ſind diejenigen, welche Zeugen eines Auftritts waren, von dem die Geſchichte des menſchlichen Herzens vielleicht kein ähnliches Beiſpiel mehr aufzuweiſen hat.«

VII.

Einige von Deutschlands Hoffnungen.

Das schwere Gewitter des Kriegs hat ausgedonnert, und der Sturm, der über die Erde gezogen ist, schweigt. Ueber den rauchenden Brandstätten bauet der Mensch, voll Vertrauen auf eine bessre Zukunft, seine zerstörte Hütte wieder auf, und pflanzt die verwüsteten Felder an. Wir werden nun sehen, ob die kostspieligen Lehren einer so nahen Vergangenheit für die Gegenwart und Zukunft verloren sind, und ob die politischen und moralischen Gewitter mit den meteorologischen auch den Vortheil gemein haben, daß sie zerstören, und — befruchten. Es wird schwer seyn, alle kämpfende Interessen versöhnend auszugleichen, und alle, oft überspannte Foderungen zu befriedigen. Auch hier muß man der langsam aber sicher wirkenden Zeit überlassen, was keine menschliche Macht und Klugheit ohne sie zu vollenden vermag. Kaum noch hat der aufgeregte Strom alle beschränkende Dämme unwiderstehlich zu durchbrechen, und

das weite Land zu überfluten gedroht; aber ſieh! mit dem heitern Himmel kehrt die Ruhe der kämpfenden Elemente zurück, und die gewaltigen Gewäſſer fließen ſanft in dem bekannten Bette fort. Auch der Sturm der aufgeregten Leidenſchaften wird ſich legen, wenn man ſie nur, wie ein wildes Pferd, beſänftigend leiten, und nicht gebieteriſch treiben will. Viele Völker ſind in einem geſpannten, reizbaren Zuſtand, der eine Folge langer Unruhen und großer Anſtrengungen iſt. Die Ereigniſſe vieler Jahre haben den Wohlſtand einer Menge Familien zerrüttet, tauſend und tauſend Menſchen aus ihrem Wirkungskreis geworfen, und auf der einen Seite ſo viele Hoffnungen getäuſcht und ſo viele Wünſche betrogen, als auf der andern geweckt und genährt. In dieſer Lage werden ſich die aufgeregten Kräfte und Leidenſchaften noch lange drängen, reiben und ſtoßen, bis ſie das verlorne Gleichgewicht wieder gefunden haben.

Vorſicht und eine kluge Mäßigung iſt nöthig, wenn die noch nicht ganz vernarbte Wunde nicht wieder blutiger aufbrechen ſoll. Nur Weisheit, Gerechtigkeit und eine ruhige Feſtigkeit können dem langerſehnten Frieden Dauer geben, und mit ihm auch die friedlichen Tugenden und Künſte zurückrufen. Sind die Fürſten gerecht, und achten ihre Völker, dann werden die Völker ihre Fürſten ehren. Man erkenne nur den Geiſt der Zeit, und beſtehe nicht auf dem Alten, wo es zwecklos, vielleicht gar zweckwidrig geworden iſt! Andre Menſchen mit andern Sitten und Begriffen fodern

eine andre Behandlung. Vor Jahrhunderten kann brauchbar gewesen seyn, was jetzt verderblich wäre; und bei dem ewigen Wechsel der Zeit, und der Wesen und Erscheinungen in ihr, muß der Verstand erkennen, was gerade unter den vorliegenden Umständen das Beste ist.

Die Nationen müssen fühlen, daß des gütigen Himmels größtes Geschenk gute und gerechte Fürsten sind, die als Väter für das Wohl ihrer Kinder wachen. Die Fürsten dürfen nicht vergessen, daß ihre Würde ihnen eine große Verantwortlichkeit vor Gott und den Menschen auferlegt, und das Glück und die Zufriedenheit der Völker allein ihre hohe Bestimmung heiligt. Die neue Zeit verlangt eine neue Ansicht und Behandlung; und wer fortgehen wollte auf dem alten Pfade, würde sich auf demselben so gewiß von seinem Ziele entfernen, als er ehemals darauf sicher zu ihm gelangte. Roher Starrsinn und wilder Trotz würden auf beiden Seiten höchst gefährlich wirken, weil in dem gereizten Zustande jede zu starke Erregung bis zum Wahnsinn des Fiebers erhitzt. Revolutionen, durch welche das Volk sich Recht sucht mit Waffen in der Hand, sind schreckliche Momente in der Geschichte; aber ich kenne keine, die nicht der harte Druck, die Schwäche oder der Unverstand der Machthaber erzeugt oder doch begünstigt hätte.

Deutschland sieht, nach einem heldenmüthigen glorreichen Kampfe für Selbstständigkeit, Ehre und Eigenthum, seiner politischen Wiedergeburt entgegen. Für kein Land

darf man gröſsre Hoffnungen haben, wenn man das Gute mit aufrichtigem Herzen will. Der Geiſt der Billigkeit und Mäſsigung, der gerade Sinn für Recht und Wahrheit, die bei dem Volke herrſchen, die liberalen Geſinnungen der meiſten ſeiner Fürſten, die ſich durch menſchliche und bürgerliche Tugenden eben ſo ſehr als die guter Regenten auszeichnen, berechtigen zu ſchönen Erwartungen. Zwar reicht des Menſchen Blick nicht über die Spanne des Tags, und keiner weiſs am ſpäten Abend, was ihm der frühe Morgen bringt; aber doch bin ich voll Hoffnung für mein deutſches Vaterland, weil es, was ihm in den letzten Zeiten immer fehlte, das Gefühl ſeiner Kraft hat, und einſieht, was es einig vermag; weil man nicht leicht im beſten Staate ſo viele gute, aufrichtige Menſchen, und Fürſten mit ſo mannigfachen häuslichen Tugenden findet. Von den Führern und Groſsen der Völker hängt unſer Schickſal ab; ein wichtiger entſcheidender Augenblick iſt ihnen in die Hände gegeben.

Der herrſchende Geiſt der Zeit iſt der Geiſt der Humanität, einer geſetzmäſsigen Freiheit und der Duldung. Mitten unter den Zuckungen einer wilden Anarchie und unter den Schlägen der eiſernen Ruthe des Welttyrannen hat er ſich ausgeſprochen. Im Kampfe gegen dieſen Genius iſt der furchtbare Menſch gefallen, gegen den Europa endlich aufſtand, zum Kampfe für dieſen Genius. Die Weltgeſchichte, und beſonders vernehmlich die Geſchichte unſrer Zeit,

giebt die große Lehre, mit der Johann von Müller die vierundzwanzig Bücher seiner Historie schließt: »Ihr Stür»mer, ihr Treiber von Menschen! Was waret ihr? Werk»zeuge, Räder waret ihr, durch deren in einandergreifen»des Maschinenwerk der Unsichtbare den mystischen Wagen »der Weltregierung über den Ozean der Zeiten fortgeleitet »hat. Bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei jeder »Umkehrung eines Rades, schallt von dem Geiste, der auf »den großen Wassern lebt, das Gebot der Weisheit: Mä»ßigung und Ordnung! Wer es überhört, der ist »gerichtet. Menschen von Erde und Staub, Fürsten von »Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschehen, das »zeigt die Geschichte.«

Mit großen Erwartungen sieht die Gegenwart in die nahe Zukunft, und alle, die zum Rathe sich berufen fühlen, reichen ihre Plane ein, nach denen sie glauben, daß der Tempel des Ruhms und Glücks vollendet werden müsse. Die dem gegenwärtigen Geschlechte weniger vertrauen, begnügten sich wohl auch mit einer stillen Hütte, läßt es sich in ihr nur sicher und zufrieden wohnen. Der Kongreß in Wien soll auf das herrliche Gebäude die stolze Kuppel setzen, oder, was wesentlicher und schwerer seyn möchte, ihm eine dauernde Grundfeste unterlegen. Auch wir freuen uns in der Hoffnung einer bessern Zukunft; und mäßig in unsern Erwartungen wollen wir von den Menschen fodern, was sie menschlicher Weise, unter den Verhältnissen, in denen sie

leben, leiſten können. Je beſcheidener wir in unſern Wünſchen ſind, deſto gewiſſer gehen ſie in Erfüllung.

Durch die Geſchichte belehrt ſetze ich mein Vertrauen ſeltner auf der Menſchen Weisheit und Tugend, als auf des Schickſals endliche Entſcheidung. Darum fürchte ich auch ihre Thorheiten und Verbrechen weniger. Nicht was der Menſch, ſelbſt in ſeiner höchſten Weisheit, mit der angeſtrengteſten Thätigkeit will, kann ihm immer werden. Aus dem Samen, den wir ausſtreuen, zieht die Zeit oft eine Frucht, die wir nicht gewollt. Wer kann ſagen, daß ſogar in dem engen Raume ſeines Lebens die Wirklichkeit auch die ſicherſten Erwartungen, die gegründeteſten Hoffnungen immer erfüllt hätte? Wo fanden wir ſtets die Reſultate, zu denen die Prämiſſen uns zu berechtigen ſchienen? Beinahe alles endete anders, als man gehofft oder gefürchtet hatte. Das Schickſal führt uns, mit unſichtbarer Hand auf dunkeln Pfaden, durch das Leben. Wir ſäen aus mit Vertrauen, und bauen und pflegen fromm und fleißig; aber die Ernte iſt nicht einzig unſer Werk. Die Geſchichte lehrt dieſe Wahrheit auf jedem Blatte. Wir brauchen nur auf die unſrer Tage zurückzuſehen, um uns davon zu überzeugen. An dem Altare der Freiheit baueten die erſten Jahre einer ewig denkwürdigen Revolution, und ein neuer Tag ſollte beglückend aufgehen über dem menſchlichen Geſchlechte. Wer blickte nicht voll freudiger Hoffnung nach dem ſchönen Morgen? Aber der Altar der Freiheit geſtaltete ſich zum

Throne des wildeſten Despotisms, der je die Welt zerfleiſchte, und die wohlthätige Gottheit, der man zu opfern gedachte, ward zur grauſamen Megäre. Da ſahen wir mit ſtarren Blicken hoffnungslos in die Zukunft. Immer größer und fürchterlicher erhob ſich der eiſerne Koloß, unter deſſen Füßen Europa zitterte. Die eine Fauſt ſtreckte er drohend nach dem äußerſten Norden aus, während dem die andere in den Eingeweiden des Süden wühlte. Stumm gehorchte die Erde. Auf Jahrhunderte ſchien die Freiheit aus unſerm traurenden Welttheil verbannt. Da wehete das ewige Schickſal mit einem froſtigen Hauche die Hunderttauſende ſeiner Diener an, die nach dem letzten unabhängigen Staate des Kontinents die Sklavenfeſſeln trugen, und ſie erſtarrten ohne Leben. Die Kraft des Tyrannen war durch eine höhere Macht gelähmt; aber Muth, Eintracht und Beharrlichkeit haben rühmlich das große Werk vollendet. Mit Recht ſollte auf dem Tempel unſrer geretteten Ehre und Freiheit das Zeichen des eiſernen Kreuzes glänzen; denn eiſern war der Druck der harten Zeit. Eiſen nur blieb zur Selbſthülfe den ausgeplünderten, geſchändeten Völkern, Eiſen und die Hoffnung auf den Beiſtand der ewigen Gnade, die dem Geſchlechte durch das Kreuz ſchon einmal Erlöſung gegeben hatte. Der Menſch war in den Genüſſen eines müßigen Lebens verweichlicht, und im Ueberfluſſe der zeitlichen Güter und dem Streben nach ihnen hatte er das Ewige vergeſſen. Die Noth mußte ihn ſtählen, und die Hülfloſig-

keit, in der dieſe Welt ihn ließ, ſeinen Blick nach einer höheren aufrichten. So ward das eiſerne Kreuz das Sinnbild des böſen Geiſtes der Zeit, der uns quälte, und des guten, der uns rettete.

Wir ſahen demnach die Freiheit aufblühen, wo der Despotism reifen ſollte. Der Druck weckte zur Erlöſung, wie früher die Tyrannei aus dem Streben nach Freiheit hervorgegangen war. Wer mag ſagen, welche Jahre den denkwürdigen folgen werden, in denen das feſte Land von Europa ſich ſeine Selbſtſtändigkeit erkämpft hat? Wer mag die Frucht beſtimmen, die aus dem Samen aufſchießen wird, den wir ausgeſtreut haben, und noch ausſtreuen? Frankreich ſchickte ſeine Krieger nach der neuen Welt, um ſeinen Nebenbuhler in der alten zu demüthigen. England verlor auch wirklich ſeine Kolonien, die unter dem Namen der vereinigten Staaten in ihrer Unabhängigkeit beſtehen. Aber was die Krieger aus ihren Feldzügen zurückbrachten, vermehrte den Gährungsſtoff in Frankreich, und trug zur Entwickelung einer Umwälzung der Dinge bei, welche die königliche Familie auf das Blutgerüſt führte, und Europa in ſeinen tiefſten Grundveſten erſchütterte. Dieſelbe Revolution erhebt Frankreich auf die höchſte Stufe der Macht und des kriegeriſchen Ruhmes, und giebt Großbritannien endlich den herrlichſten Sieg über ſeinen Todfeind, den eine Nation je errungen hat. Wiſſen wir, ahnen wir nur, welche Folgen die Völkerwanderung von Heeren haben wird, die aus

einer ihnen unbekannten Welt neue Ansichten und Begriffe in ihre Heimath bringen? Sollte der Aufenthalt der Russen in Frankreich und Deutschland ohne Wirkung bleiben, da es der einen unbedeutenden französischen Macht in Amerika nicht geblieben ist?

Daraus folgt dann auch für uns die Lehre, daß wir von der Zukunft nie zu viel hoffen oder fürchten sollen, weil sie gewöhnlich ganz andre Resultate giebt, als wir in unsrer Hoffnung oder Furcht erwarten. Auch befreit sie uns von dem thörichten Glauben an menschliche Allmacht, die uns so oft zu Sklaven der Menschen macht, weil keine menschliche Gewalt, und beherrschte sie die ganze Erde, das Schicksal eines Volks und noch weniger das der Menschheit zu bestimmen vermag. Wie Wasserblasen an einem Felsen zerschellen sich die Riesenplane eines Alexanders, Cäsars, Karls des Großen und Napoleons an den Beschlüssen der ewigen Vorsehung, und der höchste Thron steht zitternd an dem Abgrunde des nächsten Augenblicks, den kein Lichtstrahl erhellt. Ein altes verständiges Sprichwort sagt: Der Mensch denkt's, Gott lenkt's. Wir haben nichts zu thun, als das Gute allenthalben zu wollen und zu befördern, wie wir es erkennen, ohne Rücksicht auf den Erfolg, der nicht in unsrer Hand, sondern in der des Schicksals liegt. Haben wir gethan, was Gewissen und Pflicht von uns fodern, dann können wir der Zukunft mit innerer Ruhe entgegensehen; denn was uns zustand, ist geschehen,

und was im dunkeln Schoſe kommender Zeiten ruht, gehört nicht in das Reich menſchlicher Kräfte, ſondern in das einer höheren Gewalt. Wir ſollen, was recht und gut iſt, mit Ernſt und Feſtigkeit wollen, und den Gefahren der Zukunft begegnen, in wie weit es menſchliche Klugheit vermag. Im Uebrigen müſſen wir unſre Angelegenheiten, wie die der Welt, voll Vertrauen, der Fügung jener Macht überlaſſen, die am Himmel die Sonnen und Monde ihre Bahn führt, und auf der Erde dem Wurme Leben und dem Halme Wachsthum giebt.

Der Kongreß in Wien wird das Loos eines großen Theils von Europa, und wenigſtens das unſres deutſchen Vaterlands entſcheiden. Ob das Schickſal ſeine Beſchlüſſe genehmigen, und mit ihm in ſeinen Abſichten einverſtanden ſeyn wird, hängt doch zum Theil von ſeiner Weisheit und Gerechtigkeitsliebe ab. Meine Wünſche an die erhabenen Glieder deſſelben ſchränken ſich auf wenige Punkte ein:

Erſtens gebe man der deutſchen Nation, in ſo viele Völker und Staaten, als Unterabtheilungen ſie auch zerfallen mag, einen Zentralpunkt, von dem die Leitung ihrer Thätigkeit nach Außen gehe. Das innere Leben bewege ſich in fröhlicher Freiheit, nur durch das Geſetz beſchränkt und gebunden, und die mannigfachſte Individualität ſey geſchützt und geachtet; aber in allen Verhältniſſen mit dem Auslande herrſche die ſtrengſte Einheit, und alles, was von der Na-

tion ausgeht, oder auf sie zurückwirkend eingreift, trage das Gepräge einer bestimmten Nationalität.

Zweitens ruhe jeder Staat, wie die Konföderation oder der Gesammtstaat, als ein kräftiger, weitästiger Baum auf den tiefen und breiten Wurzeln einer Nationalrepräsentation, die, für das Volk, aus Landesständen oder aus einem Hause der Gemeinen bestehen mag. Nur eine Verfassung, die diesen Grundsatz anerkennt, ist gerecht, und in unsern Tagen stark, und den wenigsten Erschütterungen ausgesetzt.

Drittens werden alle Lasten gleichmäßig vertheilt im Verhältnisse des Vermögens eines jeden Staatsbürgers, und Allen seyen gleiche Ansprüche auf Stellen, Aemter, Würden und Auszeichnungen zugestanden. An der gemeinschaftlichen Last trage jeder nach seinen Kräften; und die Belohnung werde dem Talente, der Tugend, dem Verdienste zu Theil. Es gebe weder Exemptionen noch Privilegien, die nicht aus einem anerkannten Bedürfnisse des Staates im Einverständnisse mit dem strengsten Rechte hervorgehen.

Viertens führe man für die deutsche Nation einen und denselben Plan der öffentlichen Erziehung und des Unterrichts ein. Auf dieser Foderung würde ich strenger bestehen, als auf irgend einer andern, weil ein Volk, was es auch immer seyn mag, es durch den Grad seiner Bildung seinen Karakter und seine Kraftübung ist.

Eine Nation ist es nur durch ihre Sprache, Sitten und Gebräuche, und überhaupt durch alles, was ihren eigenthümlichen Karakter ausmacht. Darum wird sie es auch mehr durch Erziehung — im weitesten Sinne des Wortes — nämlich durch Unterricht, Lehre, das Beispiel der Väter, Religion, Feste und Spiele, als durch Gesetze. Unsre Staatsleute kennen nur diese als Mittel zur Begründung und Befestigung der Staaten. Der Herr befiehlt, und der Knecht gehorcht. So erläßt der Suverän seine allerhöchsten Verordnungen, nach denen sich der Unterthan allerunterthänigst zu benehmen hat. Da ist nicht eigne Ansicht und lebendige Ueberzeugung, sondern ein todtes Wort, das von dem Gebieter mit Härte ausgesprochen, von dem Diener mit Kälte aufgenommen wird. Das verstanden die Alten besser, die das Herz und die Seele des Menschen, und, nicht wie wir, nur den Leib zum Bürger machten.

Darum finden wir bei ihnen auch eine größre Kraft, mehr Glück und Freiheit. Was sie thaten, gieng aus ihrem innern Leben hervor, und der Mann handelte für das Vaterland, mit Liebe und Begeisterung, wie für eine Geliebte, da wir, als Bürger, größtentheils nur, wie Sklaven, Sklavenarbeit thun. Wir wissen, wie stumpf, träge und arm ein Leibeigener, der nur Herrendienste verrichtet, neben dem freien Gutsbesitzer ist, der weiß, daß er für sich und die Seinigen erwirbt. Der Mensch ist für die Freiheit geboren, und auch wirklich frei, wenn er in dem Gesetze

den Ausdruck ſeines eignen Willens, und in den Verfügungen des Staates den Zweck, das allgemeine Beſte, und ſomit auch das ſeinige zu befördern, findet. Darum muß der Menſch auch zur Freiheit erzogen werden, weil er nur lernen kann durch Unterricht und eigne Anſicht, was unter allen wechſelnden Verhältniſſen des Vaterlands dauerndes Wohl befördert, und nur durch vaterländiſche Sitten, Spiele und Feſte gewöhnt wird, ſich allenthalben in dem Vaterlande und das Vaterland in ſich wiederzufinden. Die Alten hatten Bürger, wir haben Unterthanen; darum ſehen wir bei jenen die großen Thaten, die nur der Begeiſterung gelingen, bei uns, wenige Epochen ausgenommen, Dienſte in der Frohne oder im Taglohn abgethan. Der Staat iſt der beſte, wo der allgemeine Wille mit dem des Einzelnen zuſammenſtimmt. Da handelt der Menſch mit Freiheit und zugleich mit der ganzen Anſtrengung, der wir fähig ſind, wenn wir für uns wirken. Es giebt kaum etwas Edleres in unſrer Natur, als das göttliche Streben nach dem Beſſern, das uns aber nur da beſeelt, wo wir in unſerm Kreiſe, ſo groß oder klein er auch ſeyn mag, noch Schöpfer ſind, und uns über das Gedeihen unſres Werks mit belohnender Selbſtzufriedenheit freuen dürfen. Dieſes Gefühl kann in keinem despotiſchen Staate aufkommen.

Eine eigennützige Weisheit wollte den froſtigen Kosmopolitism an die Stelle der begeiſternden Vaterlandsliebe ſetzen. Man heuchelte, allen geben zu wollen, um keinen

geben zu müſſen. Wer aber aller Welt Freund ſeyn will, iſt keines Menſchen Freund. So lang unſer Geſchlecht in verſchiedene Nationen getheilt iſt, muß jede, wegen ihrer Selbſterhaltung, einen Nationalgeiſt, eigne Sitten und Geſetze, eine eigne Sprache und einen eignen Karakter haben. Weiß ſie dieſe nicht zu bewahren gegen fremden Einfluß, dann mache ſie keinen Anſpruch mehr auf Selbſtſtändigkeit; ſie wird dienſtbar, weil ſie nicht unabhängig ſeyn kann. Auf dieſer Grundlage eines Nationalkarakters nur kann ein Volk, wie ein ſtämmiger Baum auf ſeinen tiefen Wurzeln befeſtigt, in Sturm und Wetter ruhen. Ohne ſie iſt es eine Schmarotzerpflanze, die ſich nur, durch eine fremde Kraft gehalten, aufrichtet, oder verachtet auf ſchmutzigem Boden kriecht. Für den Bürger giebt es ohne Vaterlandsliebe keine Tugend.

Der Deutſche hatte, als ſolcher, kein Vaterland. In brudermörderiſchen Kriegen mit Deutſchen hat er ſeine zahlreichſten Lorberen geerntet. Das gemeinſchaftliche Elend und die gemeinſchaftliche Schande nur konnten ihn verbrüdern; und noch iſt es nicht lange, daß er es wagt, ſich und ſein Vaterland mit einem Gefühle von Selbſtſchätzung zu nennen. Möge die gemeinſchaftliche Ehre und der Ruhm des deutſchen Namens den ſchönen Bund bewahren! Möchten wir vergeſſen, was uns trennen und entzweien kann, und unſer Gemüth nur mit dem erfüllen, was uns verſöhnen und verbinden muß! Kehrt je verderbliche Zwietracht in das

kaum gerettete väterliche Haus zurück; kennt der Oestreicher, Preuße, Baier und Hesse je einen größern Ruhm, als den ein Deutscher zu seyn, dann mögen wir unser Schicksal in dem aller getrennten, getheilten und zwiespaltigen Nationen lesen, die eine verächtliche Beute mächtiger Nachbarn wurden. Die Vergangenheit möge uns eine Warnung seyn für die Zukunft! Polen war mächtig, aber uneins; darum ist es untergegangen. Deutschland war mächtig, aber uneins; und es stand mehr als einmal am Rande des Verderbens. Die Eintracht hat es, aber wie durch ein Wunder, gerettet. Erwarten wir von keinem Wunder mehr, was wir uns selbst geben können!

Die Staatsverfassung ist ohne Zweifel die vorzüglichste, welche die Freiheit der Einzelnen mit dem Nachdruck des Ganzen am sichersten vereinigt; wo unsre Individualität und Persönlichkeit am meisten geachtet, und der Zweck des Staats doch am gewissesten erreicht, der Mensch also dem Bürger nicht aufgeopfert, sondern der eine durch den andern vollendet wird. Für große Staaten ist demnach eine Föderativverfassung die zweckmäßigste, weil sie beide Vortheile, die Freiheit der Republiken und die Energie der Monarchien, mit einander verbindet. Deutschland hatte eine ähnliche Konstitution, die aber weder gehörig ausgebildet, noch zweckmäßig geleitet war. Gegenwärtig wird viel gegen Föderativstaaten gesprochen, weil man fürchtet, unser Vaterland reife in einem Staatenbunde nicht zu jener raschen und

entschlossenen Kraftäußerung, die zu seiner Selbsterhaltung in der Nähe von mächtigen Völkern so nöthig ist. Seit Jahrhunderten war Deutschland, in großen entscheidenden Momenten, der Willkühr des Auslandes hingegeben; und man glaubt, dieses traurige Schicksal seye eine Wirkung der Föderatifverfassung, da es doch die seiner fehlerhaften Bundeskonstitution war. Ich brauche nur den Verein der griechischen Völker in ihrer schönen Epoche, die Schweiz, Holland und die vereinigten Staaten von Amerika zu nennen, um meine Meinung gegen jeden feindlichen Angriff zu sichern. Diese Staaten verbanden innere Freiheit mit einer mächtigen Kraftäußerung nach Außen in einem hohen Grade, obgleich ihre Bundesverfassung nicht die vollkommenste genannt werden kann. Die alte Verfassung Deutschlands wird uns nicht retten, aber in ihr liegt der fruchtbare Keim einer Konstitution, wie sie noch bei wenigen Völkern blühete.

Aber welches Mittel giebt es, aus den streitenden Elementen, welche das deutsche Reich bilden, ein freundliches Ganze zu schaffen? Schwer mag das Werk seyn, das wage ich nicht zu läugnen, aber keineswegs unmöglich, wenn man es ernstlich will. Wäre aller Welt an dem Gelingen desselben so viel gelegen, als uns selbst, dann würde ich keinen Anstand nehmen, mit Bestimmtheit auf einen glücklichen Erfolg zu zählen. Ich habe viele schöne Wünsche in meinem Herzen, das warm schlägt für Deutschland, aber wenige, — so sagt mir eine böse Ahnung — werden erhört. Wer auf

unſrer Erde am wenigſten hefft, wird am wenigſten betrogen.

Ein Volk werden wir ſchwerlich; aber was hindert auch eine zahlreiche Familie, ſich in mehrere Häuſer zu theilen, umſchlingt nur die Väter und ihre Kinder das Band einer gemeinſchaftlichen Abkunft; beſeelen ſie nur die Gefühle und Geſinnungen einer heiligen Verwandtſchaft, erkennt nur der Preuße in dem Baiern und Sachſen, der Bewohner der Ufer der Donau und Oder in dem der Rheinländer ſeinen ebenbürtigen Bruder? Was einigt und ſcheidet Nationen? Vielleicht die willkührlichen Grenzbeſtimmungen, die Markſteine und Pfähle, welche das vorübergehende Intereſſe, die augenblickliche Konvenienz in einem Vertrage feſtſetzen und aufheben, erweitern oder näher zuſammenrücken kann. Nein! jene heiligen Bande, welche Menſchen mit verwandten, freundlichen Gefühlen an einander ſchließen: eine gemeinſchaftliche Abkunft, Sprache und Religion, dieſelben Sitten, Geſinnungen und Gebräuche. Dieſe Bande, die in der Natur gegründet und bleibend ſind wie ſie, laßt uns enger zuſammenziehen; den Nationalgeiſt wecken und erhalten durch Belebung alles deſſen, was uns zu Deutſchen macht; entfernen, was den böſen Samen des Mißtrauens, der Eiferſucht und Zwietracht unter uns ausſtreuen kann, und wir werden ſtark und groß ſeyn auch in ſchwächern Volkerſtämmen und auf kleinen Gebieten vertheilt. Die in ihrem muthigen Beſtreben zu dieſem edeln Zweck wirken, von denen

will ich glauben, ſie ſeyen des heiligen Gefühls voll, das ſchöne Seelen begeiſternd ergreift, und das deutſche Vaterland und deutſcher Sinn lebe auch in ihrem Herzen, und nicht nur in gutgeſetzten Phraſen, die unſer hochgebildetes Zeitalter ſo wenig koſten.

In dieſem Sinne ſind wohl wenige Staatsmänner. Unſre Staatswirthſchaft — der weſentlichſte Theil der heutigen Staatskunſt, weil uns viel wichtiger ſcheint, was der Menſch hat, als was er iſt, — ſorgt emſig für unſer Wohl. Ihr höchſter Zweck iſt, die Erzeugniſſe des Bodens und des menſchlichen Fleißes auf den höchſten Ertrag zu ſteigern. Da der thätige Menſch, durch ſeine Anſtrengung, nichts beſſres vermag, als zu produziren, ſo giebt es für ihn, in der ruhigen Muße, auch nichts Angenehmeres, als zu konſumiren. Nach dieſer Theorie wäre dann das höchſte Gut (summum bonum) eine ewig gefüllte Krippe, der Menſch ein liebes Vieh, der Staat eine Holländerei, die Großen Gottes Pächter, und die höchſte Staatsklugheit, wenn ſie barmherzig ſeyn wollte, beſtünde in dem Tiberiſchen Scheren aber nicht Schinden (tondere pecus non deglubere). Sehr weit war unſre Staatsweisheit und Philoſophie nicht mehr von dieſer Anſicht; nur drückte ſie dieſelbe mit andern, anſtändigeren Worten aus, worin beſonders der Vorzug einer falſchen Zwiliſation beſteht. Aber man irret ſich doch in dem Menſchen, ſelbſt in dem thieriſchen, wenn wir die ganze Seele ſeines Weſens in dem

Magen ſuchen, und alles auf ſeine Gefräßigkeit beziehen. Auch in ſeinen Genüſſen liebt er noch eine gewiſſe Freiheit, und das Gemeine, das er ſich ſelbſt gewählt, zieht er dem Köſtlichſten vor, das ihm aufgedrungen wird. Auch iſt der Oekonomie die Bemerkung nicht entgangen, daß ein freier Menſch, der für ſich arbeitet, in vier Tagen thut, was dem Sklaven, wenn ihn auch Peitſchenhiebe treiben, in einer Woche nicht gelingt.

Ich muß hier erklären, daß ich unter einer freien Verfaſſung nicht gerade eine republikaniſche, (obgleich res publica der Gegenſtand aller iſt, oder ſeyn ſollte) und noch weniger eine demokratiſche verſtehe, ſondern vielmehr eine beſchränkte Monarchie für die beſte Regierungsform halte, welche der Freiheit, beſonders in größern Staaten, am zuträglichſten iſt. Die Meinung aber, ein Fürſt ſey um ſo mächtiger, je unumſchränkter er iſt, halte ich für eben ſo falſch, als ſie bis jetzt allgemein war. Schöpft der Fürſt ſeine Kraft nicht aus der des Volks? Was vermag der fähigſte, muthigſte König mit einem geiſt- und muthloſen Volke? Wir brauchen nicht in das Alterthum hinaufzuſteigen, um Beweiſe für dieſe Behauptung zu ſuchen; unſre Tage haben ſie geliefert. Kein Staat hat ſich größer und kräftiger gezeigt als England, wo die Freiheit des Bürgers mit der Gewalt der Regierung am zweckmäßigſten verbunden iſt, und im ſchönſten Verhältniſſe ſteht. Die Völker widerſtanden der durchgreifenden Willkühr Napoleons am

nachdrücklichsten und längsten, welche die bestimmtesten Züge noch als eine Nation bezeichneten. Wo der Mensch nur Bürger ist durch den Boden, den er bauet, oder durch ein Gewerbe, das ihn nähret, da wechselt er den Herrn und die Verfassung des Landes ohne ein schmerzliches Gefühl, bleibt ihm nur sein Leben und Eigenthum, die einzigen Güter, die er kennt. Eine Nation aber, die es noch ist durch ihre eigenthümliche Sitten, durch Sprache, Religion und angeerbten Stammkarakter, wird schwer unterjocht. Besiegt kann sie werden und ausgeplündert, und das Land und die festen Plätze können in Feindes Hände kommen; aber sie selbst unterliegt nur dem physischen Druck, und der Krieg wird nicht durch den Verlust von Schlachten entschieden, weil er gefährlicher fortwährt gegen die Unterdrücker in dem Geiste des Volks und die moralische Kraft doch endlich über die körperliche siegt.

Wo der Bürger nicht zählt, und der Herrscher durch sich selbst alles ist, da sind die Revolutionen am häufigsten, und die Macht der Fürsten am ungewissesten. Diese werden von dem Throne gestoßen und auf denselben erhoben, ohne daß der Unterthan eine solche Veränderung seiner Aufmerksamkeit würdigt, weil durch sie in seinen Verhältnissen nichts geändert wird. Der Sklave wechselt seinen Herrn, aber nicht seinen Zustand. Befestigte und sicherte Eigenmacht die Gewalt, welche Herrschaft hätte länger währen müssen, als die Napoleons? Er fiel, der Uebermüthige, weil er mit

dem Geiste der Zeit im Krieg lebte, der an dem Menschen mehr geachtet wissen will als den Arm, der den Pflug führt oder die Flinte trägt. Er glaubte ihn durch seine Bastillen und Kanonen zu beschwören; aber die Savary und Davoust vermögen ihm nur Opfer zu schlachten, doch nicht ihn selbst zu opfern. Den Strom können sie eindämmen und aufhalten, daß er mächtiger und verheerender anschwillt, aber ihn nicht zwingen, daß er nach seiner Quelle zurückkehrt.

Wird der deutschen Nation ein Geist und eine Seele gegeben durch Erziehung, Unterricht und die übrigen gesellschaftlichen Institutionen, dann blühet sie auch im Innern, und behauptet sich gegen jede äußere Anfeindung selbst bei einer mangelhaften Verfassung, wie die deutsche doch vorläufig, wegen Verhältnissen, gegen die der beste Wille nicht alles vermag, werden muß. Ein hochherziges, biederes, treues und muthiges Volk ersetzt viele Vorzüge, die seiner Konstitution und Gesetzgebung fehlen, wie ein knechtisches, falsches, geist- und herzloses bei der vollkommensten schlecht und elend bleibt.

Bei der Bitte an den Kongreß, für die Deutschen eine Nationalerziehung, bei welcher besonders auf religiöse Bildung Rücksicht genommen werden müßte, zu organisiren, habe ich mich etwas lange aufgehalten, weil sie meine größte ist. Wir scheinen es kaum zu ahnen, was Erziehung und Unterricht vermögen. Durch sie beinahe allein werden die Menschen Spartaner, Athenienser, Perser, Römer, Eng-

länder und Franzoſen. Die ungeheure Kluft, die Zeiten, einzelne Menſchen und Nationen, das Mittelalter von den Jahrhunderten des Perikles und der Medicis, einen Newton und Leibnitz von manchem Knechte, der vielleicht den Ochſen am Pfluge folgt, die Germanen des Tacitus von den gegenwärtigen Deutſchen, die Griechen unter Miltiades und Cimon von den heutigen Bewohnern ihres Landes unter türkiſcher Herrſchaft trennt, iſt das Werk der Erziehung in der weiteſten Bedeutung des Wortes. Die unermeßliche Kraft, welche Nationen und Regierungen durch ſie in Händen haben, wird ſeit den Alten — man denke nur an Moſes, Minos, Lykurg und Numa! — nicht mehr erkannt. Wir ſcheinen immer noch zu glauben, das Mark der Völker komme aus den Minen von Potoſi, wo wir doch ſahen, daß Spanien das ſeinige größtentheils verloren hatte.

Man könnte mich fragen, ob ich hoffe, daß meine Schrift, in der ich es wage, dem Wiener Kongreſſe einige von Deutſchlands Hoffnungen vorzutragen, von den Mitgliedern deſſelben geleſen werde? Ich antworte, daß ich darum unbekümmert bin. Indem ich meine Gedanken und Gefühle dem Druck übergebe, wünſche ich, nach Kräften auszuſäen für die künftige Zeit. An die Gegenwart mache ich keine große Foderungen, weil ich wenig von ihr hoffe. Die Blätter, denen ich mein Inneres anvertraut, werfe ich, ohne Anſpruch, in den Strom der Zeit, der ihren Inhalt

als fruchtbaren Samen auf dankbaren Boden tragen, vielleicht auch nur ein Korn an einem wilden Eilande absetzen, oder alles, ohne eine Spur von künftigem Leben, in seiner Tiefe begraben kann. Meine kleine Gabe lege ich, mit aufrichtigem Herzen, auf dem Altare des Vaterlands in der Ueberzeugung nieder, daß sie Gott gefällig ist, wenn sie den Priestern auch nicht gefallen sollte.

Druckfehler und Verbesserungen:

Im Januar- und Februar-Hefte.

Seite 1 Zeile 4 statt väterliches lies väterlich.
— 1 — 12 — azurnen — azurenen.
— 2 — 13 — Begeisterung lies Begeistrung.
— 4 — 13 — sinkenden lies stickenden.
— 18 — 14 von oben lese man:

Schweigt dir der Warner im Busen? O hemme, eh' es zu spät, des
Sieges stürmischen Flug; setze dir selber ein Ziel.
Aber du höreſt nicht mehr; dich haben die Wetter betäubet,
Die du selber erregt. Grauenvoll tönet die Wag'.
Säumst du, Gewaltiger, noch? Jetzt steht sie, donnert Entscheidung:
Weh dir, voll ist das Maas! Frevler, es nahet dein Fall.

Seite 19 Zeile 2 von oben lese man:

Seine Stunde doch naht. Siehst du von Moskau den Qualm
Lodern zum Himmel empor? (sich selbst hat geopfert, ein Muster
Allen, die heilige Stadt, Rettung zu bringen und Heil
Ueber Europa) Dort soll dir des Opfers Flamme die Ketten
Schmelzen, u. s. w.

Im März- und April-Hefte.

Seite 197 Zeile 3 von oben und Seite 200 Zeile 10 von oben statt jubelir'n lies jubilir'n.
— 199 Zeile 7 von unten statt schmieß' lies schmiß'.
— 202 — 4 von unten statt mächtigen lies gewaltigen.
— 250 — 13 von oben statt Aufmunterung lies Aufschwung.
— 252 — 6 von oben statt tragischen lies thrazischen.
— 254 — 8 von unten statt theilen lies trennen.
— 257 — 7 von oben statt deutlichsten lies vortrefflichsten.
— 341 — 3 von unten statt Ausgabe lies Anklage.
— 343 — 2 von unten statt auf sich zu laden lies auf sie geladen!
— 346 — 9 von unten statt fehlte lies fehle.
— 349 — 4 von unten statt bat lies betete.
— 350 — 10 von oben statt setzte lies setze

Im Mai- und Juni-Hefte.

Seite 20 Zeile 4 und 5 von oben statt: ein poetischer Hypostasschwung, lies: eine poetische Hypostasirung.
— 21 — 10 von oben statt Wesentheit l. Wesenheit.
— 22 — 8 von oben statt Mannigfaltigkeit lies Die Mannigfaltigkeit.
— 22 — 11 von oben statt an lies mit.
— 42 — von oben statt verdunkelt lies verdankt.
— 46 — von oben statt verrichtet lies vernichtet.

I.

Gedichte.

Das Blümchen.

Ich kenn' ein Blümchen, hold und zart,
Das nicht auf Wiesen blühet;
Es ist ein Blümchen höh'rer Art,
Das nur im Herzen glühet:
Von himmlischen Fernen kam es daher,
Drum wird's dem Pilger zu pflegen so schwer.

Doch hat es einer aufgepflegt
Und aus dem Sturm gerettet:
Im Busen er den Himmel trägt,
Auf Sternen er sich bettet.
Er nährt im Innern so göttlichen Muth,
Er singt und lächelt auf tosender Fluth.

Die Jungfrau, die das Blümchen nährt,
Der Jüngling, der es wartet,
Sie sind, wenn noch das Leben währt,
Zu Engeln schon geartet:
Sie wandeln so innig durch's Leben hin
Und freu'n sich herzlich der Blumen, die blüh'n.

Doch knickt ein Frecher unverschämt
Des Blümchens Leben nieder,
Wie sehr er auch darum sich grämt,
Es blüht ihm nimmer wieder:
Sein Inn'res wanket, sein Herz wird leer —
Nicht stillfroh genießt er das Leben mehr.

Bewahre, Jüngling, Jungfrau, dir
Das Himmelsblümchen immer:
Euch blüht das Leben für und für
In nie getrübtem Schimmer;
In Stürmen des Schicksals, in glücklicher Zeit,
Stets duftet das Blümchen euch Heiterkeit.

Wie heißt das Blümchen, hold und zart,
Das nicht auf Wiesen blühet:
Das Blümchen einer höher'n Art,
Das nur im Herzen glühet?
Wer Unschuld im Herzen sich treu bewahrt
Der kennet das Blümchen der höheren Art.

Erſte Liebe.

Erde! biſt du verwandelt?
Hat ſich der ſelige Himmel
Mit dir vermählt?
Wohin biſt du verſunken,
Düſt'res Traumbild
Von irdiſchem Seyn?
Mich umfiengen Banden,
Mich drückt' es laſtend nieder,
Wie Felſenlaſt!
Die ſtürmenden Flügel
Konnte die gottgeborne,
Sehnende Seele nicht ſchwingen,
Es rief, es zog, es ſchmettert' mich
Ewig zurück in den Staub!

Die Wonnen des Frühlings floh' ich,
Haſchte nicht Schmetterlinge,
Brach nicht Blumen.
Den Sternenhimmel, widerſtrahlend im Bach,
Säuſelnde Büſche floh' ich. —
Wo von Felſen ſchäumend
Und donnernd, der Waldſtrom
Eichen dem Schooße der Erd' entriß,
Da weilt' ich!

Unter dem rollenden Wolkenmeer,
Unter dem Riesenhalle des Donners,
In dem wälderbeugenden Sturme,
Da weilt' ich!

Dem schäumenden Waldstrom,
Dem rollenden Wolkenmeer,
Dem Donner, wenn er durch Berge hallt,
Dem wälderbeugenden Sturm
Glich meine Seele!

Dunkel war um mich!
Ich sucht', und fand nicht;
Ich forscht', und alles war Räthsel;
Ich lauscht', und keine Harmonie
Durchrann die bebende Seele.

Wo bist du, Traumbild? —
Noch hat die ewige Seele nicht gelöst
Die Banden des Staubs!
Doch webt sie in ätherischen Gluthen,
Sphärische Harmonien
Hallen um sie her!
Rings ist Verklärung!
Aufgelöst ist das All in einen
Wohllautstrom!

Ich höre den Pulsſchlag
In den Adern der Mutter Natur;
Das Herz, das ſie ausſtrömt,
Die Fülle des Lebens,
Durch alle Adern der Mutter Natur,
Iſt Liebe!
Und was ſie ausſtrömt,
Die ewige Liebe,
Das Herz im Buſen der Mutter Natur,
Iſt Liebe, Liebe!
— Leben iſt Liebe,
Lieb' iſt Leben!
Als ich lebte, da liebt' ich,
Als ich liebte, da lebt' ich!
Träume von Leben
Waren die Stunden mir,
Als ich im erſten Bewußtſeyn
Der ſeligen, unendlichen Liebe,
Noch an die ſchlagende Bruſt nicht drückte
Erd' und Himmel.
Der Traum der Jugend iſt ſüß,
Leben iſt, ſeyn wie Gott!
Sich fühlen Gott! —

Der Schwur.

Eine Volkssage.

In Trauerkleidern reich versammelt standen
Die Brüder um das Haus des Meisters her,
Ihn zu geleiten auf dem letzten Gang,
Des Lebens ruhmerfüllte Bahn beschließend.
Still war's im Kreis, wo die Erinnerung
Dem Heiligen ihr heilig Opfer bracht',
Und thränenschwer zur Erde sank der Blick.
Von Seufzern schwoll, von Klagen, jede Brust;
Der hohen Tugendlehren des Verklärten
Und seiner Thaten Wunderkraft gedenkend.
Da öffnet sich die weite Flügelpfort',
Und auf der Schulter vieler Jünger schwebend,
Erscheint in traurig festlichem Gepräng'
Ein reichgeschmückter Sarkophag', an den
Ein langer Zug sich unermeßlich schließt.
Voran ihm schwebt der hellen Fackeln Schimmer
Und mildes Flötenspiel, des Himmels Glanz
Und Harmonie in zarten Bildern deutend.
Und als sie nun gelangten zu der Stätte,
Die den geweihten Rest in dunklen Schooß
Aufnehmen sollte, trat hervor ein Greis,
Als des Verklärten erster Freund gekannt,

Und ihm in seines Amtes Würden folgend.
Zum Sarge bückt er sich, und sendet stilles
Gebet zum Himmel, für den Meister, auf.
Und als er drauf sich aufgerichtet, spricht er,
Sich zur Gemeine wendend, diese Worte:
»Der heil'gen Freundschaft nie verletztes Band,
Das einst hienieden in der Prüfung Land
Den Hochgefeierten und mich umwunden,
Die Hand des Todes hat es losgebunden.
Doch Alles löst auch seine Allmacht nicht;
Denn zwischen uns noch waltet eine Pflicht,
Ein Schwur, den einst, in Schwärmerei verloren,
Wir beim Hochheiligsten uns zugeschworen:
Daß der, so seinen Abruf aus der Welt
Von seinem Genius zuerst erhält,
Dem Andern, was es ihn auch kosten sollte,
Des Jenseits dichten Schleier lüften wollte.
Bei dieses Eides bindender Gewalt,
Ermahn' ich ihn, der über uns noch wallt,
Ermahn' ihn feierlich vor Euch, Ihr Zeugen,
Zu brechen mir des Todtenreiches Schweigen;
Und das, was er erfahren wird und seh'n,
Mit seines Lebens Treue zu gesteh'n.«
So sprach der Greis. Und ein geheimes Grauen,
Als träte näher jedem sein Geschick,
Ergriff ringsum die schweigende Gemeine.

Und noch ſind jene Worte nicht verhallt,
Als von dem Sarkophage ſpringt der Deckel,
Und des Erblaßten Augen, weit geöffnet,
In ihren Kreiſen ſich verneinend drehen.
Und auf die Knie ſtürzt die Menge nieder,
Und Schauder wandelte durch alle Glieder,
Als vor dem Todten ſich der Greis verbeugte,
Und horchend ſich nach ſeinen Lippen neigte.
Erlaſſen, ſprach er, muß ich ihm den Schwur,
Der Zwang anthut der geiſtigen Natur.
» Geſchloſſen — dies ſind ſeine leiſen Worte —
Geſchloſſen bleibt des Geiſterreiches Pforte;
Und keine Stimme wird es jemals wagen,
Das ewige Geheimniß auszuſagen. »

Die Kaiſergräber zu Speyer.

Wanderer kommſt du hierher, die Gräber der Kaiſer zu ſchauen?
Achtlos irret dein Fuß, ſuche nicht! über ſie hin.
Faſt das Gedächtniß erloſch, das ihre Stätte bezeichnet,
Und du ſucheſt umſonſt einen erinnernden Stein.

Einſam ſchweiget der Chor, verhallt ſind die Todten-
geſänge, *)
Die am hohen Gewölb ewige Stimmen geweckt.
Laß die Gebete verhallen, es ruhen verſöhnt und im
Frieden
Die mit tödtlichem Zorn einſt ſich im Leben gehaßt!
Wenn im Todtengefilde mit blutender Stirn dem Erleger
Adolph begegnet, ſo zeigt jener der Wunden noch
mehr.
Und ſie erkennen ſich ſeufzend, und reichen ſich ſeufzend
die Hände;
Wandeln dann tiefer hinab in den erdunkelnden
Hain. **)
Heinrich ***) begegnet dem Vater, und kehrt zu dem
Boden die Blicke;
Aber der Vater erkennt doch den verblendeten Sohn.
Philipp ****) zeigt durch die Wunde, die Freundeseiſen
geſchlagen,
Wieder ein liebendes Herz, Otto, Bekümmerter dir.

---

*) Nach Eiſengrein wurden im Dom jährlich über 11,000 Meſſen für Todte und Lebendige geleſen.

**) Adolph fiel in der Schlacht bei Gellheim durch die Hand ſeines Gegners.

***) Heinrich V., der ſeinen Vater des Throns beraubte.

****) Philipp von Otto von Wittelsbach, zu Bamberg ermordet.

So sühnt alles der Tod, und zeigt die wahre Gestalt nur;
Und was sich feindlich getrennt, machet der friedliche gleich.
Welche Stille! was faßt dich plötzlich mit Grauen, o Wandrer?
Hörst du zerstörtes Gebein rasseln im modernden Sarg?
Siehst du noch Geister der Todten die hohen Gewölbe durchirren,
Oder mit nächtlichem Flug suchen ihr stilles Gemach?
Dem sich mit Freveler Hand ein Geschlecht des Raubes genahet,
Und von der heiligen Nacht riß das versiegelnde Band *)
Fasset Grausen dich an in diesen einsamen Hallen?
Conrad **) stehet empor Flammen des Zornes im Blick;

---

*) Weltbekannt ist die Verbrennung der Stadt Speyer mit ihren Nachbarn am Rheine durch die Franzosen im Jahr 1689 am Pfingsttage; ein entsetzliches Pfingstfeuer! und die Schändung der Kaisergräber um — eine Handvoll Metall.

**) Conrad II. v. Salicus hatte den Dom und die Gräber gebaut.

Schauſt du ihn, Wandrer? ſo flammte ſein Blick, da Trümmer auf Trümmer
Rollt, und von Albrechts Verſchluß *) ſank der verhüllende Stein;
Sanken und ſtürzten die Male **) der hohen Todesgenoſſen;
Deines auch Rudolph, ***) du Stern in der umnachteten Zeit.
Der ſich im Stamm ein Gedächtniß erſchuf, das ewige Zeiten,
Immer, Teutonia's Stolz, immer verherrlichter wächſt.
»Eigene Könige ſollt ihr, ſo ſprach der zornvoll Empörte,
»Eigene Könige ihr wählen aus heiliger Ruh'.
»Sollt mit dem Ehrfurchtswerthen, wie mit dem Verächtlichſten, ſpielen;
»Und euch einziger Schmach ewiges Denkmal erhöh'n! ****)

---

*) Mit dieſem Grabe fiengen ſie vermuthlich an.

**) Die oberen Grabmäler wie Särge geſtaltet, mit Inſchriften.

***) Rudolph von Habsburg, der weiſe Ordner der Verwirrung.

****) Man leſe darüber die Beilage in Châteaubr. Génie du Christ. Tom. IV. pap. 396, und im Text Chap. IX., ſiehe die Ueberſetzung am Ende.

»Gräuelgeſchlecht ſoll einſt der entferntere Oſten euch nennen,
»Heiliges ſollt ihr auch dort ſchänden zu dauerndem Fluch!« *)
Alſo ſprach die Geſtalt, und ſchaudernd ſah es die Nachwelt,
Daß ſie Wahrheit nur ſprach, hüllte ſich ſchaudernd — und ſchwieg.
Wer den Todten entehrt, den ſchweigenden Mahner des Friedens,
Der uns menſchliches Thun, menſchliche Milde gebeut;
Deſſen eiſerner Arm ſo fromm nun die betenden Hände
Zur Barmherzigkeit ſtreckt, die auch der Höchſte bedarf:
Dem der erhabene Blick in gemeinen Staub iſt geſunken;
Dem an der Seite das Schwert ewig von Thaten nun ruht:
Wer ihn entehrt, nicht die Lehre vernimmt, dem folge des Todten
Zürnende Rachegeſtalt, welche kein Sterblicher trägt!
Schauer gehen vor ihm, wie Wetterwolken; ſein Gang iſt
Schweben eines Orkans, welcher die Wälder zermalmt;

*) Die Heiligthümer Rußlands im letzten Kriege.

Seine Rüſtung iſt Glut und Tod raſſelt des Schildes
Schreckliche Wölbung, ſein Schwert iſt ein gerötheter
Blitz.
Ganze Völker bedräut er, und ſchüttelt in ihre Gebeine
Todesgrauen und Flucht, giebt ſie dem Schwerte zum
Raub;
Völker, die nicht ihn beſtraften, den Schänder der heili-
gen Gräber,
Wirft er, verſagend den Grund, Thieren des Feldes
dahin.
Doch was erkühnſt du dich, Seele, das Unnennbare zu
denken?
Hier verweile, wo ernſt Tod dich ans Leben ermahnt;
Hier iſt Vergängliches, Ewiges hier; ſchau hoch zu den
Pfeilern,
Die zum Himmel hinauf wagen den kühneren Gang:
Sinken werden ſie einſt, und Gräber der Mächtigen
decken;
Decken ein würdiger Stein, würdiges Herrſcherge-
ſchlecht!
Großes muß ſich zu Großem geſellen: ſo ſinket nur
Pfeiler!
Zehn Jahrtauſende noch wiſſen es, wen ihr bedeckt.

Veranlassung und Stoff zu dieser Elegie gab mir ein kleines Werk des ehemaligen Konrektors Litzel in Speyer, dessen Verdienste ich mich bei dieser Gelegenheit ins Andenken zurückzurufen, gedrungen fühle. Er war geboren zu Ulm 1694, studierte in Straßburg und legte sich noch neben der Theologie besonders auf altdeutsche Sprache und Geschichte der deutschen Dichtkunst, wovon er Beiträge sammelte, die vermuthlich für manche Forscher unserer Zeit vom höchsten Nutzen seyn könnten. Ich mache sie darauf aufmerksam, da diese Manuskripte in mehreren Folio- und Quartbänden noch bei Herrn Kuhlmann in Speyer werden zu finden seyn. Auch arbeitete Litzel, nach erhaltener Magisterwürde, als Joh. Georg Scherz durch Krankheit verhindert wurde, an dessen Stelle, an der Schilterschen Sammlung der deutschen Alterthümer; wobei er vier Monate lang Tag und Nacht, unermüdet, mit Vergleichung alter Handschriften, deutscher Gedichte, Gesetzbücher u. s. w. zubrachte.

Von Straßburg gieng er nach Jena, wo er sich vorzüglich aufs Griechische legte, und als Frucht ernster Bemühung eine Geschichte der griechischen Dichter Deutschlands im Jahre 1730 herausgab.

Von Wittenberg, wo er sich auch aufhielt, ward er 1737 nach Speyer als Konrektor berufen. Diese Stadt, die seiner Liebe fürs Alterthum reiche Ausbeute darbot, gewann er nun so lieb, daß er sie nie wieder verließ. Er starb

1761, als er eben im Begriff war, eine vollständige Beschreibung der Speyerischen Alterthümer herauszugeben.

Seine kleinen Schriften sind meistens bei feierlichen Gelegenheiten entstanden, und haben sich wenig verbreitet. Ich habe davon, durch die Güte des Herrn Geheimen Raths v. Hoffmann dahier, folgende vor mir liegen:

1) Historische Beschreibung der kaiserlichen Begräbnisse in Speyer. — Speyer und Frankfurt bei Fleischer 1751.

Er geht hierin die Geschichte der Domkirche durch; zeigt, welche Kaiser hier begraben seyen, und meldet endlich die Wiederaufgrabung der kaiserlichen Gräber zu seiner Zeit, und in seiner Gegenwart; welches er für die seligste Stunde seines Lebens hielt. Er war ein wahrhaft begeisterter Liebhaber von Seltenheiten des Alterthums. Einen hervorgeworfenen Kopf in den Händen, rief er nach dem ersten Anblick, im Feuer aus: dieſen Kopf kenne ich; er gehört dem Kaiser Albrecht und dieſen Hieb hat ihm der von Palm gegeben! Diese ganze Entdeckung der Gräber ist überhaupt sehr anziehend zu lesen; zuerst entdeckte man, nach einigen vergeblichen Versuchen, zwischen dem Kreuzaltar und den Staffeln, wenn man dieselbe hinaufgeht, nach aufgehobenen Platten, in der Erde zerstreute Gebeine von verschiedener Farbe; das os sacrum fand man doppelt, und Litzel schloß daher, daß hier zwei Personen müßten in Einem Grabe gelegen haben; bis Albrechts Schädel hervor-

kam, welcher der Sache Licht gab. Auch einen abgebrochenen Degen, woran das Gold und Silber vom Griff geschlagen war, fand man darin, so wie Ueberreste des Sarges. Rechter Hand von diesem Grabe machte man nun eine Oeffnung und entdeckte ein von den Franzosen unbeschädigtes Grab, worin nach Abwälzung des Steins, ein Sarg in Blei gewickelt sich zeigte, den man aber nicht öffnete, und worin, wie Litzel behauptet, der Kaiser Philipp liegt, den der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach 1208, wegen Verrath an der Freundschaft ermordete. Weiter wurden keine Gräber eröffnet; und Litzel vermuthet, daß die in der Reihe folgenden eben so unbeschädigt seyen, als des jenes Kaisers Philipp, und daß die Franzosen, die in den zuerst eröffneten Gräbern nicht die gehofften Kostbarkeiten fanden, die übrigen in Ruhe gelassen hätten. Die zweierlei Knochen in dem erst eröffneten Grabe gehörten aber, nach seiner Meinung, theils dem K. Albrecht, theils der Kaiserin Beatrix, Friedrichs des Ersten Gemahlin. Die Gräber waren mit steinernen Platten auf allen Seiten ausgefüttert, und so diente immer eine Platte zur Seitenwand zweier Gräber. Die Grabmale darüber waren wie Särge gestaltet, und standen einzeln auf den Gräbern, doch alle nebeneinander. Sie waren aus Marmor, polirt, prächtig und künstlich verfertigt, und standen in zwei Reihen hintereinander. Die erste Reihe bedeckte Conrad II.; Gisela, dessen Gemahlin; und Bertha, Heinrichs IV. Gemahlin; Heinrich III.; den unglücklichen

Heinrich IV. und seinen Sohn Heinrich V. Die zweite Reihe Philipp, Rudolph von Habsburg, Agnes, Heinrichs III. Gemahlin, und Adolph, beide in Einem Grab, so wie auch die folgenden, Beatrix und Albrecht. Jedes Grabmal hatte eine besondere Inschrift. Von keinem ist etwas mehr vorhanden, als die 8 Statuen der Kaiser, die hier liegen, und die nun eine andere Stelle im mittleren Chor bekommen haben.

Nun berührt Litzel kurz die Zerstörung der Stadt und der Gräber, den Brand, der zwei Tage ununterbrochen wüthete; (welches alles weitläuftiger in der wahrhaften und umständlichen Geschichts-Erzählung, welchergestalt die H. R. freye Stadt Speyer überfallen u. s. w. gedruckt zu Speyer bey Gustav Resten im Jahr 1709; und in Kublmanns Geschichte der Zerstörung der Reichsstadt Speyer im Jahr 1689 — Speyer 1789, zu lesen ist) und giebt dann einige Merkmale, woran man noch jetzt die Stätte der Begräbnisse finden könne. Er sagt: »Sobald du in den Dom und dermalen noch in die Chorkirche gehen willst, so siehst du gleich nach dem Eingange zwölf steinerne Staffeln vor dir; diese steige hinauf, und wenn du auf der obersten Staffel stehst, so gehe entweder rechter Hand fünf oder sechs Schritte, so stehest du auf dem Grabe Philipp's, oder linker Hand, so stehest du auf dem Grabe Albrecht's. Gehest du drei oder vier Schritte weiter fort, so stehest du auf den vordern Gräbern Conrad's und der drei Heinriche. Von den Sei-

tenmauern ſind vier oder fünf Schritte zu den Gräbern.«

2) Beſchreibung einer alten jüdiſchen Synagog zu Speyer, nebſt der Anzeige eines kleinen römiſchen Caſtells. 1759.

3) Hiſtoriſche Nachricht von dem Rheinwein überhaupt und beſonders von dem Speyerer und Rulandswein. 1758.

4) Homerus Mantuanus, sive P. Virgilii Maronis Aeneis XII libris comprehensa et eodem carminis genere *Graece reddita* Lib. I; cui accedit *Virgilius* ex Homero illustratus Liber II. opera et studio Georgii Lizelii. — Spirae ex officina Christoph. Henrici Goethelii MDCCXLIV.

Von dieſem ins Griechiſche überſetzten Virgil iſt nur ein Probebogen gedruckt, den ich beſitze. Er enthält einen Eingang und eine Vergleichung des Virgil mit dem Homer, und dann auf der einen Seite den lateiniſchen Text, auf der andern die griechiſche, wohlgerathene Ueberſetzung, wovon hier 63 Verſe ſtehen, aber vom lateiniſchen Texte 96.

Schon der Gedanke dieſes Werkes iſt vortrefflich; wie kann man dadurch in den Geiſt des Mantuaniſchen Homers eindringen lernen! Eine Ausgabe in beiden Sprachen würde zu den nützlichſten Vergleichungen und ſchönſten Sprachbemerkungen Anlaß geben. In den Speyeriſchen Mannigfal-

tigkeiten findet ſich eine Nachricht, die Hoffnung giebt, daß das Ganze noch vorhanden ſey. Denn dort heißt es: Verfaſſer dieſes (vermuthlich Grether) beſitzt einen dicken Quartband, welcher eine griechiſche Ueberſetzung der Aeneide in Verſen enthält, und Kenner haben mich verſichert, daß es ein Meiſterwerk ſey, u. ſ. f.

Sonſt ſchrieb er noch, welches ich aber noch nicht geſehen habe:

Sendſchreiben von einer Schrift eines alten Steins in Speyer. 1747. 8.

Beſchreibung eines ſteinernen Sarges zu Speyer, worin eine edle Römerin liegend gefunden wurde. 1748. 8.

Beſchreibung der zu Speyer gefundenen römiſchen Todtenköpfe. 1749. 8. mit Kupfern.

Hiſtorie von einem römiſchen Caſtell bei Altrip. 1756. 8.

Erklärung eines jüdiſchen Grabſteins.

Noch ungedruckt im Beſitze des Herrn Kuhlmann in Speyer ſind:

1) Geſchichte vom Speyeriſchen Engel, desgleichen vom Geſpenſt zu Speyer am Rheinfahr in deutſchen Verſen, mit Noten. 1750. 4.

2) Nachricht von Kaiſer Albrechts I. von Oeſterreich dreimaligen Begräbniß. 4.

3) Abhandlung von den römiſchen Alterthümern in der Stadt Speyer. 4.

4) Beſchreibung der jüdiſchen Alterthümer in Speyer. 4.

Eine Ausgabe dieser sämmtlichen kleinen Schriften würde für Alterthumsforscher, besonders für die Speyerer, von großem Interesse seyn. Ich wünsche, daß sie bald zu Stande komme.

Uebersetzung des 9ten Kapitels im IV. Bande (p. 84.) von Châteaubriand's Génie du Christianisme.

Ehemals sah man in der Nähe von Paris Gräber, berühmt unter allen Gräbern der Menschen. Die Fremden strömten hinzu, die Wunder von Saint-Denys zu schauen. Dort lernten sie tiefe Verehrung für Frankreich, und beim Weggehen sprachen sie zu sich selbst, wie der H. Gregor: »Dieses Königreich ist doch fürwahr das erhabenste unter den Nationen. Aber es hat sich ein Sturmwind des Zornes um diese Wohnung des Todes erhoben; die Wellen des Volks wurden über ihr zusammengetrieben, und die Menschen erstaunt, fragen sich noch jetzt: »wie ist der Tempel Ammon's unter dem Sande der Wüste verschwunden?«

Die gothische Abtei, wo sich diese großen Vasallen des Todes versammelten, ermangelte nicht des Ruhms: Frankreich's Reichthümer waren an ihren Thoren; die Seine strich an ihrer Ebene vorbei; hundert berühmte Stellen erfüllten, in einigem Zwischenraum, alle Gegenden mit schönen Namen, alle Fluren umher mit schönen Erinnerungen; die Stadt Heinrichs IV. und Ludwigs des Großen thronte in

der Nähe; und das königliche Begräbniß von St. Denys befand sich in der Mitte unserer Macht und Herrlichkeit, wie eine Schatzkammer, wo man die Trümmer der Zeit niederlegte, und die Ueberfülle aller Größe des französischen Reiches.

Hier ist es, wo sich reihenweise Frankreichs Beherrscher versenkten. Einer von ihnen, und zwar immer der letzte der Herabgestiegenen, blieb auf den Stufen der Gruft, als ob er herabzusteigen seine Nachkommenschaft einladen wollte. Indeß hat Ludwig XIV. vergebens seine beiden letzten Absprossen erwartet; der eine hat sich in die Tiefen des Gewölbes gestürzt, indem er seinen Vorfahr auf der Schwelle zurückließ, der andere ist wie Oedipus in einem Wetter verschwunden. Wahrlich eine der Betrachtung würdige Sache! Der erste Monarch, welchem die Abgesandten der göttlichen Gerechtigkeit begegneten, war dieser Ludwig, so berühmt durch den Gehorsam aller Nationen gegen ihn *). Er war noch wohlbehalten in seinem Sarg. Vergebens schien er sich, um seinen Thron zu vertheidigen, mit der Majestät

*) Hier lernt, Nationen Europa's, von einem Franzosen das Eigne schätzen, lernt Vaterlandsstolz! Aber ich mache auch auf einen Umstand aufmerksam, der aller Betrachtung würdig ist: derselbe Ludwig, der einem Louvois erlaubte, die Städte am Rhein zu verbrennen, die Gräber der Kaiser schänden zu lassen, ward auch aus seinem Sarg gerissen! —

seines Jahrhunderts zu erheben, und mit ihm eine Folgereihe der Könige von 8 Jahrhunderten; vergebens bedräute seine furchtbare Miene die Feinde der Todten, als er, gestürzt in die gemeinschaftliche Grube, an den Busen der Maria Medicis fiel: alles wurde zertrümmert. Gott hatte, in seines Zornes Aufwallung, geschworen, Frankreich durch sich selbst zu züchtigen: laßt uns nicht die Ursachen ähnlicher Ereignisse auf der Erde suchen; sie sind höher *).

Zu der Zeit Bossuets konnte man in der Gruft dieser in Nichts gesunkenen Fürsten kaum Madame Henriette beisetzen: »so sind die Reihen gedrängt«, rief der beredetste der Redner aus; »so fertig ist der Tod, seine Stätten voll zu machen!« In der Gegenwart der Zeitalter, deren weggeronnene Wellen noch in diesen Tiefen zu murmeln scheinen, arbeitet der Geist unter dem Gewichte der Gedanken, die ihn niederdrücken. Die ganze Seele bebt bei der Betrachtung von so viel Nichts und von so viel Größe. Wenn man noch so erhabenen Ausdruck sucht, um darzustellen, was vom Höchsten sich findet, so verlangt die andere Hälfte des Gegenstandes, den niedrigsten Ausdruck, um es ganz zu sa-

*) Meistens liegen sie doch in der wenig sittlichen Bildung der französischen Nation: man erzieht nur für den Staat und das Weltliche; die Franzosen sind nur eine politische Nation. Darum sinkt sie immer da, wo Tugend und wahre Religion vor den Riß treten sollten!

gen, was es dort des Gemeinſten giebt *). Hier beugen ſich die Schatten der alten Gewölbe nieder, um ſich mit den Schatten der alten Gräber zu vermiſchen: dort umgeben Eiſengitter unnütz dieſe Särge, und können den Tod nicht gegen die Wuth der Menſchen ſchützen. Höret das dumpfe Arbeiten des Gräberwurms, welcher in dieſen Särgen die unzerreißbaren Netze des Todes zu ſpinnen ſcheint. Alles verkündigt, daß man ins Reich der Zerſtörung geſtiegen iſt, und, möcht' ich ſagen, mit einem gewiſſen Geruch von Alterthümlichkeit glaubt man den Staub der vergangenen Zeiten einzuathmen.

Chriſtliche Leſer, verzeihet den Thränen, die von unſern Augen rinnen, indem ſie mitten unter dieſer Familie des heiligen Ludwigs und Chlodwigs herumirren. Wenn plötzlich dieſe Monarchen, abwerfend die Grabesleinnen, die ſie decken, ſich in ihren Gräbern empor richteten, und auf uns ihre Blicke, beim Schein dieſer Lampe, richteten!.... Ja, wir ſehen ſie alle ſich halb emporheben, dieſe Schatten von Königen, wir unterſcheiden ihre Abſtammung, wir erkennen ſie, wir wagen es dieſe Majeſtäten des Grabes zu befragen. »Wohlan, königliche Schaar von Luftbildern, ſagt uns: möchtet ihr wohl wieder jetzt um den Preis einer Krone aufleben? lockt der Thron auch jetzt euch noch?...

*) Hier ſchreibt Chateaubriand wie Seneca, dem er überſetzt viel gleicht.

Aber woher diese tiefe Stille? Warum seyd ihr alle stumm unter diesen Gewölben? Ihr schüttelt eure königlichen Häupter, von denen eine Staubwolke sinkt, eure Augen schließen sich, und ihr legt euch langsam in eure Särge zurück!

Ach! wenn wir jene ländlichen Todten, deren Asche wir so eben besuchten, gefragt hätten, sie würden den Rasen ihres Grabes durchdrungen, und hervorsteigend aus der Erde Schoß, wie glänzende Nebel, uns geantwortet haben? »Wenn es Gott so befiehlt, warum sollten wir uns weigern, wieder zu leben? Warum sollten wir nicht nochmals in unsern Hütten stille, bescheidene Tage verleben wollen? Unser Karst war nicht so schwer, als ihr denkt, unsere Schweiße selbst hatten ihre Reize, wenn sie durch eine zärtliche Gattin getrocknet wurden, oder gesegnet durch die Religion.« *)

Aber wo reißt uns die Beschreibung dieser schon von der Erde verschwundenen Gräber hin? Sie sind nicht mehr diese Grabeshallen! Die kleinen Kinder haben mit den Gebeinen der Mächtigen gespielt: St. Denys ist verlassen; der Vogel hat es zum Durchflug gewählt, das Gras wächst auf zer-

*) Die Frage an die königlichen Todten und die eines gemeinen Dorfkirchhofs (in dem nahen Dorfe) hat etwas wahrhaft Dichterisches und Erhabenes. Jene Todten geben keine Antwort! sie sinken zurück in die Särge, — wie schauerlich dieß!

trümmerten Altären, und anstatt des Todtengesanges, welcher unter diesen Bogen wiederhallte, hört man nur die Tropfen des Regens, welche durch sein offnes Dach fallen, den Sturz eines Steines, welcher sich von diesen lockern Mauern losreißt, oder den Ton seiner Uhr, welche in den leeren Gräbern und den öden Todesgemächern rasselt.

In einer Anmerkung hierzu (not. F.) ist ein Tagebuch der ganzen Ausleerung dieser Grüfte, das ein Geistlicher zu St. Denys verfertigt hat, beigefügt. Hier lagen die Könige von Dagobert I. († 638) und seinem Sohne Chlodwig († 662) bis auf Ludwig XV.; also von 10 Jahrhunderten her; deren Gräber nun in 3 Tagen (im Oktob. 1793) ausgeleert, und die zinnenen Särge im Jan. 1794 umgeschmolzen wurden. Die Gebeine wurden alle in einer großen Grube des Kirchhofs daselbst vermengt! —

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß meine Elegie früher entstanden ist, als ich diese Stelle Chateaubriand's las. Was wir also gemein haben, gab der gemeinschaftliche Gegenstand.

G. C. Braun,
Rektor in Wezlar.

II.

Die Urabstammung des Nassauischen Fürstenhauses von den Grafen des Kunigesundras.

Eine historische Untersuchung von K. Dahl.

Ueber den Ursprung des Nassauischen Hauses, besonders über dessen Verbindung mit dem alten Salischen Geschlechte, ist schon gar Vieles und von mehreren Gelehrten geschrieben worden. Der rühmlichst bekannte Geschichtsforscher Kremer nimmt unter letztern den vorzüglichsten Platz ein; seine Origines Nassoicae untersuchen nicht allein die Abstammung des Nassauischen Hauses aus dem Ottonischen Aste des Salischen Geschlechtes, sondern sie suchen auch diese Abstammung durch eine sehr weitläufige und gelehrte Abhandlung und durch ein beigefügtes starkes Urkundenbuch, sammt einer genealogischen Tabelle sicher zu stellen. In diesem mit sehr vielem Fleiße ausgearbeiteten Werke findet man auch die meisten Autoren aufgezeichnet, welche über die Nassauische Geschichte geschrieben haben; so wie auch in

beigefügten Tabellen die verschiedenen Systeme in der Genealogie des Salischen Geschlechtes. Allein, dem allen ungeachtet, muß ich hier zum voraus, ehe ich weiter gehe, das Urtheil unterschreiben, was der selige Konsistorialrath Wenk über Kremer und dessen Origines Nassoicas gefällt hat. Solches lesen wir im III. Bande seiner Hessisch. Geschichte, S. 23, not. y, mit folgenden Worten:

»Johann Martin Kremer war ein gelehrter »Mann, aber kein glücklicher Genealoge. Er übertreibt »wirklich das Vermuthungsrecht bis zur Ungebühr, und »bringt dadurch beinahe das ganze Grafenregister des Ober»rheinischen Kreises, und eines guten Theils seiner Nachbar»schaft, mit den Nassauern in eine Familie zusammen. Die »Hessischen Conradiner, die Salisch-Wormsische Familie, die »Grafen von Nassau (von Lurenburg), Geldern, Dietz, »Arnstein, Solms, Katzenelnbogen, Nurings, Rieneck, »Hohenlohe, Eberstein, die Hessisch-Wernerische und die »Gudensberger Grafen, sammt den Dynasten v. Merenberg, »weiß er alle, wie einzelne Reiser, auf einen Stamm zu »pfropfen. Was er von dem allen vorher aus den entfern»testen Vermuthungsgründen angenommen hatte, weißt er »nachher als erwiesen nach, und führt dadurch seine Leser »in ein Labyrinth, aus dem sich schwer zu helfen ist. Unter »die Hauptquellen seiner Verirrungen gehört der, freilich »sonst sehr gemeine Wahn (der im II. Bande der Hessisch. »Geschichte, S. 449 und 679 vollständig widerlegt wird),

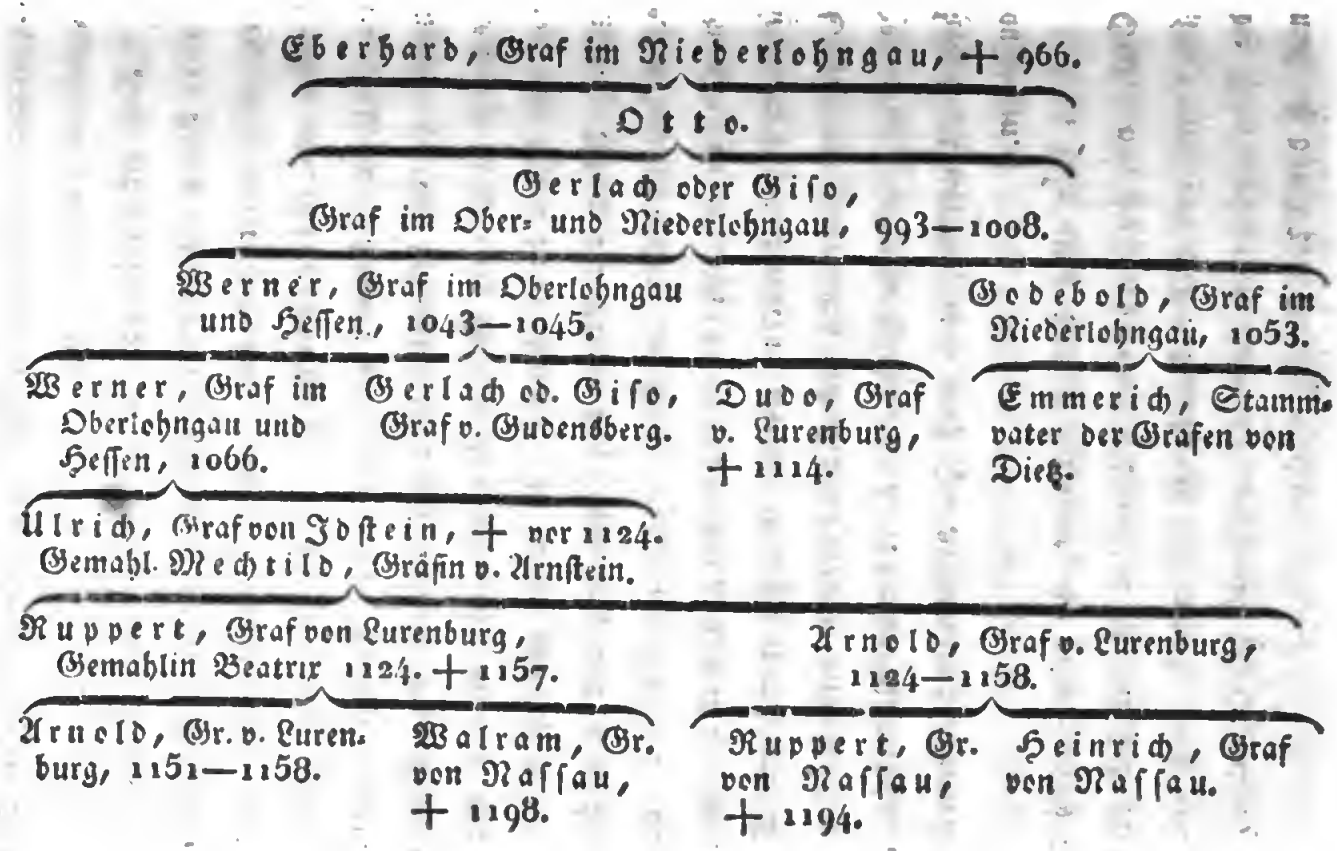
»als habe während der Gauverfaſſung jeder Gau gerade »nur einen einzigen allgemeinen Gaugraf gehabt, und »müſſe daher ein Graf, in deſſen Comitatum dieſer oder »jener Ort geſetzt wird, darum allein für den Graf des »ganzen Gaues gelten, in den der Ort gehörte. Wollen »ſich gleichwohl die Perſonen nicht dazu paſſen, ſo weiß »ſich Kremer durch die ſonderbarſten Namensverſetzungen »zu helfen; Giſo ſoll z. B. eine Verkürzung des Namens »Gerlach und Berengarius mit Werner einerlei »ſeyn. Kein Wunder alſo, daß ſolche Kartenhäuschen »wieder eben ſo ſchnell auseinander fallen, als ſie entſtan»den ſind.» — So gewiß dieß alles iſt, was Wenk von Kremer hier ſagt, ſo hat ſich doch neuerdings wieder ein berühmter und beliebter Geſchichtsforſcher, durch letzteren geleitet, auf Irrwege führen laſſen. Ich meine den Herrn Verfaſſer der angekündigten Geſchichte des Rheins, welcher in einem Aufſatze (im Septemberhefte des Rheiniſchen Archivs, 1813, Nro. V) das alte Muringiſche Grafengeſchlecht, ſo wie Kremer, zu einem Zweige des Naſſauiſchen Fürſtenſtammes macht. Daß dieſe Behauptung ganz irrig, wenigſtens nicht zu beweiſen ſey, ſolches werde ich noch in einem beſonderen Aufſatze zeigen. Zum voraus muß ich aber in gegenwärtiger Abhandlung von der Urabſtammung der Naſſauer Grafen und Fürſten auf eine Art reden, die von der gewöhnlichen ganz abweicht, übrigens aber, wo nicht Gewißheit, doch die größte Wahrſcheinlichkeit für ſich

hat, und sich blos auf alte Urkunden, und nicht auf Reimchroniken gründet. Denn obschon letztere manchesmal gute historische Wahrheiten enthalten, so kann man sich doch nie auf selbige verlassen, indem darin gar viel Fabelhaftes oder Ungewisses mit unterläuft.

Daß die Grafen von Nassau von den alten Grafen von Lurenburg abstammen, ist keinem Zweifel unterworfen. Aber man leitet die Lurenburger Grafen von den alten Grafen des Niederlohngaues her — und dieß ist ein Irrthum. Kremer geht noch etwas weiter; denn er macht den ersten bekannten Grafen von Lurenburg, Dudo, zu einem Sohne des Grafen Wernhers, dem er Hessen und den Oberlohngau zu seiner Grafschaft übergiebt. Allein die Grafen von Lurenburg und ihre Voreltern besaßen weder die Grafenwürde in Hessen, noch im Ober- oder Niederlohngau, unerachtet sie in letzterem begütert waren, wie wir noch hören werden. Die Grafen von Lurenburg und Nassau können also nicht von den alten Grafen in Hessen, im Ober- oder Niederlohngau hergeleitet werden; man muß ihre Abstammung anderwärts aufsuchen.

Da hier alles darauf ankömmt, zu zeigen, daß die Grafen von Lurenburg von den alten Grafen des Lohngaues und von Hessen keineswegs abstammen, auch erstere die Grafenwürde in diesem Gaue niemals gehabt haben, so muß ich damit den Anfang machen.

Um verständlich zu werden, füge ich hier einen Auszug der Kremerischen Stammtafel bei, mit Weglassung der Personen, die hier nicht interessiren.



Mit dem Grafen Eberhard, womit ich oben die Stammtafel angefangen habe, schließt sich die Reihe der Grafen des Niederlohngaues aus dem Salischen Geschlechte; es erscheinen ganz fremde, jener Familie nie gewöhnliche Namen, und keiner der nächst folgenden Herren zeigt sich in einem Ansehen oder Bedeutung, die den männlichen Abkömmling einer so großen Familie verrathen könnte. Schon aus diesem Grunde muß man also annehmen, daß Graf Eberhard ohne männliche Erben gestorben sey. Dagegen weiß sich aber Kremer recht gut zu helfen. Er findet in einer Stelle bei dem sächsischen Annalisten und dem Continuator Regin. unter dem Jahre 966 den Tod des Grafen Eberhard, aber auch zugleich nebenbei einen Grafen Udo bemerkt, welcher damals aus Italien, wohin er exulirt war, in Franzien zurückkehrte, um, wie Kremer glaubt, seine väterlichen Erbgüter in Besitz zu nehmen. Wenk hat aber im I. Bande seiner hess. Geschichte, S. 186 not. k. die Meinung Kremers völlig widerlegt, und gezeigt, daß jener Udo nicht Eberhards Sohn und Erbe, und auch kein Graf des Lohngaues, sondern ein Sohn des im Jahre 949 verstorbenen Wetterauischen Grafen Udo gewesen, und im Jahr 982 in einem Treffen zu Tarent geblieben sey. Nimmt man noch dazu, daß im Jahr 978, und also noch bei Lebzeiten des bemerkten Udo's, ein Graf Hugo im Einrichgau erscheint, *) welcher ein Zugehör des Nie-

*) Guden. C. d. I, 359.

derlohngaues war, so daß gedachter Hugo mit allem Recht auch für den allgemeinen Gaugrafen des Niederlohngaues angesehen werden kann, so bleibt für den angeblichen Sohn Eberhards noch zur Zeit nicht der geringste historische Grund übrig.

Mit dem Grafen Gerlach oder Giso, welchen Kremer als den Sohn jenes Udo, und als einen Grafen im Lohngau und in Hessen aufstellt, sieht es noch windiger aus. Es gab wirklich einen Grafen Gerlach im Niederlohngau (993—1008), und einen Grafen Giso im Oberlohngau (1008); aber daß diese beiden Grafen eine und die nämliche Person gewesen seyen — wem konnte dieß, außer Kremer, einfallen? — Aber noch mehr: Weil in einer Urkunde vom Jahre 1062 die Stadt Weilburg als in die Grafschaft eines Werners gehörig angegeben wird, *) unter diesem Namen aber verschiedene Grafen in Hessen erscheinen, so nimmt Kremer den erwähnten Gerlach für den Vater des im Jahr 1043 und 1048 vorkommenden hessischen Grafen Werners, und zugleich für den Stammvater der Grafen von Gudensberg und von Dietz an. Aber auch hier hat Wenk ihn gänzlich widerlegt, indem er erstens gezeigt, daß die Grafen Giso und Gerlach zwei ganz verschiedene Personen seyen, und er zweitens auch die Herkunft des gedachten Grafen Werners,

*) Schannat, hist. Wormat. inprob. p. 58.

so wie die Abstammung der Grafen von Gudensberg und von Dietz auf eine ganz andere und wahrscheinlichere Art beweiset. *) Hieraus folgt auch zugleich, daß Graf Dudo von Lurenburg kein Sohn des Grafen Werners seyn könne, und daß überhaupt die Grafen von Lurenburg und von Nassau von den Grafen des Niederlohngaues nicht abstammen. Wir kommen nun an eine Hauptperson der Kremerischen Stammtafel, nämlich an Ulrich, Grafen von Idstein (Eichenstein), welcher, wenn er bewiesen werden könnte, der eigentliche Stammvater des Nassauischen Hauses (nach Kremer) seyn würde.

Wenk rechnet in seinen diplomatischen Nachrichten von den Dynasten von Eppenstein (I. Fortsetzung, S. 30) drei Ulriche, wovon die beiden letztern zu gleicher Zeit lebten, nämlich einen Ulrich von Cosheim, einen Ulrich von Birgestadt, und einen Ulrich zu Etichestein, zu einer Familie, und zwar nicht zu der Nassauer, sondern zu der Eppensteiner. In der Folge hat er jedoch seine Meinung wieder geändert, und hält den letztgedachten Ulrich von Idstein für einen unbezweifelten Nassauer. **)

Was mich betrifft, so habe ich gute Lust, an diesem unbezweifelten Ulrich von Etichenstein noch immer

*) In der H. G. I. B. Seite 187, not. h. u. S. 534 ꝛc. — III. B. Seite 19 u. f.

**) l. c. I. B. Seite 191. not. m. sodann S. 73. u. f.

zu zweifeln, und ihn weder unter die Naſſauer noch Eppenſteiner Familie zu rechnen. Die Urkunde, woraus dieſer Ulrich theils für das Naſſauiſche, theils für das Eppenſteiniſche Haus bewieſen werden ſolle, iſt bei Gudenus in C. d. T. I. p. 395 — 398 zu finden. In derſelben wird unter andern erzählt, daß ein gewiſſer Graf Ulrich an das Erzſtift Mainz geſchenkt habe: Castrum *Dingenburc*, munitionem *Oberoldeshusen* cum praediis suis: Castra duo, *Etechenstein* et *Eppenstein* . . . cum universis praediis suis et ministerialibus suis; sicut probatur per quoddam privilegium Ecclesiae S. Jacobi, quod habet super quibusdam bonis in *Rudensheim*. Die Schenkung fällt ungefähr ins Jahr 1128. Vermög derſelben wären alſo im zwölften Jahrhundert die Burgen Dingenburg, Idſtein und Eppenſtein, ſo wie die Veſte Oberoldeshauſen, an das Erzſtift Mainz geſchenkt worden. Es iſt aber erſtens die Dingenburg ein völliges Unding, von welcher kein Menſch etwas wiſſen will, und auch nicht das Geringſte in den übrigen Mainziſchen Urkunden zu finden iſt. Für die Veſte Oberoldeshauſen ließe ſich wohl noch ein Platz ausmitteln, jedoch nicht als Veſte; denn hievon kömmt auch nicht das Geringſte weiter vor. *) Was aber die beiden Burgen Idſtein und

*) Ich werde in meiner Königſtein-Eppenſteiniſchen Geſchichte hievon reden.

Eppenſtein betrifft, ſo war erſtere niemals mainziſch. Wenn ſchon die Grafen von Naſſau das Landgericht Mechtildhauſen, in der Herrſchaft Eppenſtein, als Lehn anſprachen, ſo geſchieht dabei nicht die geringſte Meldung von der Burg Eppenſtein, als welche nicht zu beſagtem Landgerichte und auch nicht zum Kunigeſundra gehörte, und alſo die Naſſauer, als vormalige Grafen des bemerkten Gaues, gar nichts angieng. Eben ſo wenig hat Kurmainz jemals einen Anſpruch auf Idſtein gemacht. Die ganze hochtrabende Schenkung iſt alſo ein Irrthum, der ſich daraus leicht erkennen läßt, indem zur Gewährſchaft derſelben weiter nichts angeführt wird, als ein altes Privilegium des Kloſters Jakobsberg zu Mainz über deſſen Güter zu Rüdesheim, wovon aber eben ſo wenig irgend etwas bekannt iſt, als über das Privilegium ſelbſt, welches wahrſcheinlich in der Dingenburg geſchmiedet werden ſeyn mag. Aber was fangen wir nun mit dem Grafen Ulrich an, der alle dieſe Undinge geſchenkt haben ſoll? Er mag allerdings ein Graf von Dingenburg geweſen ſeyn, über welches Geſchlecht noch zur Zeit keine Genealogie exiſtirt, und auch keine zu hoffen iſt; aber zur Naſſauiſchen oder Eppenſteiniſchen Familie gehört er gewiß nicht.

Dagegen kömmt in einer mainziſchen Urkunde vom Jahr 1120 ohngefähr*), ein Udelricus de Edechinſtein vor,

*) Guden. I. p. 119. Die Urkunde hat zwar das Datum von 1135; aber ſie iſt ſicher ums Jahr 1120 oder

der mit mehrerer Wahrscheinlichkeit ins Lurenburgische (Nassauische) Geschlecht zu gehören scheint. Er führt zwar nicht den Namen eines Grafen, steht aber unmittelbar nach den Grafen und vor den Dynasten von Isenburg. Ich halte denselben mit dem Grafen Ulrich, welcher vor dem Jahr 1128 seinen Hof und Güter zu Bierstadt (Birgestadt) dem Domkapitel zu Mainz schenkt *), für eine und die nämliche Person. Bierstadt lag nämlich im Kunigesundra, aus welchem, wie ich nachher beweisen werde, die Grafen von Lurenburg und Nassau abstammen. Idstein kann demselben ebenfalls eigen gewesen seyn, und er seinen Sitz daselbst gehabt haben, weil dieser Ort zum Niederlohngau gehörte, in welchem die Grafen von Lurenburg schon frühzeitig stark begütert (jedoch nicht die Gaugrafen) waren. Ja, ich glaube allerdings, daß dieser Graf Ulrich den Lurenburgischen Stamm fortgepflanzt habe, indem wir wissen, daß Dudo von Lurenburg ohne Kinder gestorben ist **). In Ansehung seiner Söhne, Ruppert und Arnold, bin ich ebenfalls mit Kremer einver-

---

1121 ausgestellt, wie man aus den Zeugen ersieht, wovon mehrere 1122 und 1124 schon todt waren.

*) Guden. I. p. 76. Graf Ulrich war damals schon todt. Er war zwar kein eigentlicher Graf von Nassau, wie das bemerkte Todtenbuch angiebt, gehörte aber unter die Stammvorfahren der Grafen von Nassau.

**) Ich werde weiter unten solches beweisen.

ſſau.

ein) 1120, † 1128. Gemahlin
von Arnſtein.

en. Demud, vermählte Gräfin von Dietz.

Wa au, von Henrich, Graf von Naſſau, 1160 — 1206.

Agnes, vermählte Gräfin von Sayn, † 1201.

He
Na
Me al- Richarda, vermählte Gräfin v.
M . Geldern, † 1231.
von
12

Ru aſſau, ri ſchen nes, Noch 3 andere Söhne, und 3 Töchter.

ſtanden, aber nicht ſo in Betracht ſeiner Enkel, welche Kremer nicht richtig angegeben hat, wie ich ſolches weiter unten näher zeigen werde. Schließlich muß ich noch eines Umſtandes erwähnen, den ich bei Wenk (I. Band, S. 190. not. 12.) gefunden habe, der mir aber nicht anſteht. Beſagter Gelehrte glaubt nämlich, daß die in der Maximiniſchen Urkunde vom Jahr 1084 vorkommenden Gerlach und Otto noch am ſicherſten in die Naſſauiſche Geſchlechtsfolge aufgenommen werden könnten. Uneingedenk dieſer Behauptung, giebt er (S. 537.) den Herrn von Molsberg mit den Grafen von Dietz einerlei Urſprung und Stammeltern, und zweifelt (S. 535.) ſehr an der Geſchlechtsverbindung der Grafen von Naſſau und Dietz. Wie ſollen nun obgedachte Gerlach und Otto, als Anverwandte der Herrn von Molsberg, ins Naſſauiſche Haus gehören? Dies kann ich nicht zuſammen reimen, und muß alſo jenen beiden Herrn, für jetzt wenigſtens, noch einen Platz in der Naſſauiſchen Stammtafel verſagen. Nachdem ich nunmehr kurz erzählt habe, was man nicht als Naſſauiſche Abſtammung anſehen könne, ſo komme ich nun der Unterſuchung über die eigentliche und wahrſcheinlichſte Abſtammung der Grafen von Naſſau näher, indem ich jetzt eine verbeſſerte Stammtafel derſelben bis zur obgedachten Theilung aufſtelle, und ſolche zu erläutern und zu beweiſen ſuche.

(Siehe die hier beiliegende Stammtafel.)

In den segenreichen Fluren am Rheine, der Stadt Mainz gerade gegenüber, findet man den alten kleinen Gau Kunigesundra, welcher nach unten von der Waldafft, nach oben, gegen den Niedgau zu, von der Krüftel, und im Gebirge durch die Schneeschmelze von dem Niederlohngau begrenzt wird. Derselbe machte vormals und in den ältesten Zeiten der Gauverfassung einen Theil des großen Rheingaues aus, welcher sich am rechten Rheinufer von der Weschnitz bis zur Wisper hin ausdehnte, im Odenwalde die Schneeschmelze, und gegen Norden den Main, und über demselben abermals die Schneeschmelze in gewisser Richtung zur Grenze hatte. *) Dieser vorzüglich große Gau wurde frühzeitig in drei kleinere Gauen getheilt, wovon der obere Theil den Namen Oberrheingau, der mittlere die Benennung Kunigesundra, und der untere jenen des niederen oder unteren Rheingaues erhielt. Da sich aber in der Folge der Name des oberen Rheingaues in der gemeinen Sprache ganz verlor, so nannte man den unteren Rheingau nur geradehin den oder das Rheingau, welche Benennung auch bis heute noch fortdauert.

---

*) Man lese meine Lorscher Geschichte, S. 14 u. 115, und sehe die Seite 109 beigefügte Charte des Oberrheingaues, sodann Wenk's alte Gaucharte im II. B. seiner Hess. Geschichte.

Der Kunigesundra war Anfangs nur eine Cent des großen Rheingaues, und weil solche zu dem königlich-fränkischen Palatium in Wiesbaden gehörte, so nannte man solche die Königs-Cent, oder nach altem Sprachgebrauche die Kunigshundrede (Königshunderte), woraus dann endlich, als diese Cent ein besonderer Gau wurde, der Name Kunigesundra geschnitzelt wurde.

Da gewöhnlicher Weise jeder Gau seinen Grafen hatte, so war dieß auch der Fall im Kunigesundra; jedoch hatten Anfangs die Grafen von Mainz die Grafenwürde jenes Gaues im Besitze, und versahen das Grafenamt darin mit jenem von Mainz zugleich, welches wegen der Nähe dieser Stadt auch leicht möglich war, und zwar um so mehr zu begreifen ist, weil die ersten Grafen zu Mainz auch Grafen des ganzen Wormsgaues waren, zu welchem die Stadt Mainz selbst gehörte. *) Der erste Mainzer Graf, der mich hier interessirt, ist der Graf Hatto, welcher in dieser Würde von 772—802 erscheint. **) Ein Sohn von ihm war vermuthlich Graf Hatto von Mainz und im Wormsgau, der im Jahr 832, und als todt im Jahre 854 vorkömmt. ***) Crollius hält den in den Eginhardischen Briefen vorkommenden orientalisch-fränki-

*) Acta Acad. Pal. T. I. 243—294.

**) l. c. T. III. 344.

***) Wenk, hess. Gesch., II. 549. not. l. und 550. not. m. n.

ſchen Grafen Hatto für einen Sohn des obgedachten Hatto des Erſten; *) worin ich ihm auch beipflichte und glaube, daß dieſer frankiſche Graf Hatto mit dem ſo eben genannten (vom Jahre 832) einerlei ſey. Ein Abkömmling dieſes Hatto's ſoll, nach der Meinung des gelehrten Wenks, **) der im Jahre 960 vorkommende Graf Hatto im Kunigeſundra ſeyn, den ich auf meiner Stammtafel als den eigentlichen Stammvater der Grafen von Naſſau aufgeſtellt habe. Die Gründe jenes Geſchichtſchreibers ſind: erſtens die Namensähnlichkeit dieſes Hatto's mit den früheren Mainzer Grafen, und zweitens der frühe Güterbeſitz der letzteren im Kunigeſundra, wovon derſelbe die Beweiſe anführt. ***) Faſt gleichzeitig mit dieſem Hatto, nämlich im Jahre 970, erſcheint ein gewiſſer Numat als Graf des Kunigeſundras, welchen Wenk mit gedachtem Hatto für eine und die nämliche Perſon, den Namen Numat aber für einen Schreibfehler hält, worin ich ihm beipflichte, weil man letztern Namen in keinem Urkundenregiſter irgendwo findet. ****)

Ein Sohn dieſes Hatto war allem Vermuthen nach der im Jahre 992 vorkommende Graf Druwin im Kuni-

*) Acta Pal. T. III. 344. not. a.

**) l. c. 550, und Urk. Buch II. 31.

***) l. c. 521 u. 546.

****) l. c. 521.

gesundra *), welcher die Kirche und Pfarrei Lichtborn stiftete, wie solches Tuto oder Dudo, Graf von Lurenburg, in einer anderweitigen Stiftungsurkunde vom Jahr 1114 bekennt **). Diese Urkunde ist für uns sehr merkwürdig, indem sie mancherlei Aufschlüsse in der Abstammung der Grafen von Lurenburg und Nassau ertheilt. In derselben heißt es: Ut autem *parentum meorum* memoria ... saepius praesentaretur ... praecipue *Druthwini*, qui de suo patrimonio istud praedium *Lietprunin* quasi Deo decimam obtulit in sacrificium, legaliter constitui etc.

Aus diesem und dem Vorhergesagten fließen nachfolgende Bemerkungen: Es zeigt sich zu Ende des zehentn Jahrhunderts ein Druwin als Graf des Kunigesundra, dessen Vorfahren auch darin begütert sind. Gedachter Druwin ist zugleich im Einrich eingesessen ***); stiftet eine Kirche in demselben, und hat darin die nämlichen Güter, welche nachher der Graf Dudo v. Lurenburg zur Errichtung eines Klosters braucht und bestimmt. Ferner rechnet ein unbezweifelter Nassauer (Lurenburger) ein Jahrhundert hernach einen

---

*) *Kremer*, O. N. Cod. dipl. p. 92.

**) l. c. pag. 151.

***) Das Dorf Lichtborn, oder Löppern liegt im Einrichgaue.

Druwin unter seine Voreltern *), ist im Besitze seiner geistlichen Stiftung, über die das Nassauische Haus die Vogtei bis auf die neuesten Zeiten behauptete **). Wie kann man bei diesen Wahrheiten, wovon eine aus der andern fließt, noch zweifeln, daß der im J. 992 vorkommende Graf Druwin im Kunigesundra der von dem Grafen Dudo v. Lurenburg unter seine Vorfahren gezählte Druwin und also auch ein Lurenburger oder Nassauer sey? Gewiß kann man diesen Druwin mehr als jeden andern, den irgend ein Nassauischer Genealog als Stammvater dieses Hauses aufgestellt hat, für letzteren annehmen; mithin auch behaupten, daß die Grafen von Nassau nicht aus dem Niederlohngau, und nicht aus dem Salischen Geschlechte (wenigstens nicht von männlicher Seite), sondern aus dem Geschlechte der alten Grafen des Kunigesundras und von Mainz abstammen. Ich werde aber dieser Sache noch ein höheres Gewicht der Wahrheit zu geben versuchen.

Mit meiner Behauptung trifft nämlich die im Kloster Schönau völlig verjährte Tradition überein, daß sein er-

---

*) *Parentum meorum* ... praecipue *Drutwini*. Daß hierunter *Parentum* nicht gerade die leiblichen Eltern verstanden werden, sondern die Voreltern, dies ergiebt sich aus der Urkunde schon. Druwin war also wahrscheinlich der Großvater oder Urgroßvater des Grafen Dudo v. Lurenburg.

**) Weiter unten hiervon mehr.

ster Stifter Drutwin ein Herr von Lurenburg gewesen, der nach Besiegung seiner Feinde auf seinem bei Schönau gelegenen Gut Struth von einem Bauern getödtet worden sey. Das nämliche besagen auch die alten deutschen Reimen, welche sich auf einem Gemälde in der Schönauer Kirche befunden haben sollen *). Vermöge derselben wäre obgedachte Mordthat im J. 1126 geschehen. Aus letzterer Angabe sieht man freilich, daß der Dichter (wahrscheinlich ein Mönch des Klosters Schönau aus dem 15ten oder 16ten Jahrhundert) wenig historischen Glauben verdient, denn er setzt den Tod des Grafen Druwins des ersten Stifters der Lichtborner Kirche auf 1126, da doch schon im J. 1114 der zweite Stifter, der Graf Dudo von Lurenburg, erscheint, welcher den Grafen Druwin unter seine Voreltern zählt **). Gedachter Reimendichter hat sich aber noch weiter gar sehr gegen die Geschichte verstoßen; denn er giebt dem Grafen Druwin zwei Brüder, einen Ruppert und einen Dudo. Den ersten macht er zu einem Erzbischof von Mainz, und dem zweiten weißt er seinen Sitz uff dem Ring an ***).

---

*) Diese Reimen findet man bei Kremer (in Cod. dipl. p. 379), und erst ganz neuerdings in dem Rheinischen Archiv v. J. 1813, 9s Heft, S. 52, abgedruckt.

**) *Kremer*, C. d. p. 151.

***) Düdo zu Lippurg, eyn selttzam Dingk,
das man izund nenndet uff dem Ringk.

Was den Erzbischof Ruppert betrifft, so giebt es wirklich einen solchen, der von 970 — 975 auf dem heiligen Stuhle zu Mainz gesessen ist. Allein er gehört nicht in das Lurenburgische Geschlecht, sondern war ein edler Sachse von Geburt *), und seine Lebenszeit kömmt auch mit der in den Reimen angegebenen bei weitem nicht überein. Näher käme derselben der Erzbischof Ruthard, welcher von 1088 — 1109 regierte; dieser war aber ebenfalls kein Lurenburger, sondern ein Edler von Hartesburg.

Nach diesen sehr schiefen Angaben folgt nun von selbst, was von dem Dudo zu halten sey, der als Bruder des Grafen Drutwin auf der Lyppurg oder uff dem Ring, wie die Burg bei Lichtborn gemeiniglich genennt wird, gewohnt haben soll. Von diesem Dudo weiß nämlich die Geschichte gar nichts; dagegen glaube ich aber sehr wohl, daß die alte Burg uff dem Ring nicht allein ein Eigengenthum des Grafen Drutwin im 10ten Jahrhundert, und des Grafen Dudo v. Lurenburg im 12ten Jahrhundert gewesen sey, sondern diese Grafen auch daselbst (wenigstens zuweilen) gewohnt haben. Uebrigens aber waren die Grafen v. Lurenburg nicht die Grafen des Hainrichs (denn dieses waren die Grafen des Niederlohngaues, und später die Grafen von Arnstein), noch viel weniger aber

*) Joannis I., 447.

der Wetterau, in welcher ſie nicht einmal begütert waren (nämlich in früheren Zeiten). Von ihnen konnten alſo die Grafen von Nuringen nicht abſtammen, wie doch in dem Rheiniſchen Archiv (Septemberheft 1813, S. 54.) neuerdings wieder behauptet wurde. Ich werde aber dieſe Sache in der Königſteiniſchen Geſchichte weiter ausführen, wovon zu ſeiner Zeit ein Auszug in gedachter Zeitſchrift ebenfalls ihren Platz finden wird.

Inzwiſchen fahren wir in der Naſſauiſchen Genealogie weiter fort.

Von dem obgedachten Grafen Dudo von Lurenburg war, wie ich vermuthe, der Graf Ulrich (v. Idſtein) ein Bruder, deſſen Söhne Ruppert und Arnold, weil Dudo ohne Erben ſtarb, nicht allein den Namen v. Lurenburg fortführten, ſondern auch ſeine Güter erbten, diejenigen ausgenommen, welche er dem von ihm geſtifteten Kloſter zu Lichtborn vermachte *). Dies geſchah im J. 1114, in welchem Dudo auch geſtorben zu ſeyn ſcheint; wenigſtens

*) Daß dieſe beträchtlich waren, erhellt deutlich aus der Urkunde ſelbſt (*Kremer*, C. d. pag. 151), worin es heißt: Qualiter ego *Tuto* de Lurenborg Advocatus *Lietprunin* locum ipsum, in Comitatu *Lodowici* (de Arnstein) situm, cum omnibus bonis ad ecclesiam illam pertinentibus in villis, mancipiis, vineis, silvis, pratis, pascuis etc. . . . subjugaverim Schaffhusensi monasterio etc.

kömmt er nach dieſer Zeit nicht mehr vor. Graf Ulrich erſcheint aber nicht allein im J. 1120, ſondern auch noch 1128, jedoch im letzteren Jahre als todt *), und hatte eine Mechtild zur Gemahlin, welche, ſo wie den Ulrich ſelbſt, der Erzbiſchof Adalbert (von Saarbrücken) für ſeine Verwandte angiebt Kremer hält ſolche für eine Tochter des Grafen Ludwigs I. v. Arnſtein **), welches zwar ſeine Richtigkeit zu haben ſcheint; inzwiſchen iſt er aber in einem Irrthum, da er jene Verwandtſchaft und Abſtammung aus dem Saliſchen Geſchlechte herleitet, welches, wie wir gehört haben, mit den Grafen von Naſſau nichts gemein hat.

Ulrichs Söhne waren die Grafen Ruppert und Arnold v. Lurenburg, und eine Tochter Demud, welche den Grafen Embricho oder Emmerich von Dietz zum Gemahl erhielt.

Beide obgedachten Brüder kommen ſchon vom J. 1124 an in Urkunden vor. Der älteſte, nämlich Ruppert, ſtif-

*) Vid. *Guden.* C. dipl. I, p. 119 et 76. Erſtere Urkunde hat zwar das Datum von 1135. Dieſes iſt aber von der zweiten Beſtätigung und nicht von der erſten, als welche ſicher im J. 1120 oder 1121 ausgeſtellt wurde, wie man aus den unterſchriebenen Zeugen deutlich ſieht, wovon nämlich mehrere 1122 und 1124 ſchon todt waren.

**) In Origin. Nassov. §. 72, 87 u. 88 iſt die Rede von den Grafen von Arnſtein.

tete das Kloſter Schönau im Hainrich oder Einrich, und zwar dem Abt Tritheim zu Folge, im J. 1125. *) Derſelbe Graf übergab hierauf im J. 1132 dieſes neue Kloſter ſammt allen Zugehörungen dem Erzſtifte Mainz, welches denſelben und ſeine Nachfolger, die Grafen von Lurenburg, und unter ſolchen denjenigen, welcher das Gut von Milene im Beſitz habe, zum Vogte jenes Kloſters beſtimmte. **) Dieſes Kloſter Schönau erhielt alle Beſitzungen und Rechte des Kloſters Lichtborn, welches, wie wir gehört haben, Graf Dudo von Lurenburg geſtiftet, und ſolches dem Kloſter Schafhauſen (am Bodenſee) aus einer beſondern Grille, übergeben hatte, um ſolches mit ſeinen Mönchen zu beſetzen und zu benutzen. Dieſe Einrichtung hat aber, wie es ſcheint, bald wieder aufgehört, die Mönche kehrten nach Schafhauſen zurück, oder kamen in das neue Kloſter Schönau, und das Kloſter Lichtborn gieng völlig ein. ***)

---

*) Abt Trittheim hat übrigens (in Chron. Hirsang. ad an. 1125) die Geſchichte jener Stiftung ſehr ſchief vorgetragen, wie man daraus erſieht, wenn man ſeine Erzählung mit dem Schenkungsbriefe v. J. 1132 vergleicht.

*) *Guden.* I. p. 103. *Kremer* C. dipl. p. 160. Das *Milene* iſt das Dorf Mülen unterhalb Naſtädten an der Mühlbach. Die Vogtei über das Kloſter Schönau hatten die Grafen von Naſſau noch in den neueſten Zeiten, ſo wie das Erzſtift Mainz die Obervogtei darüber ſtets behauptete.

***) Zu dem Kloſter Schönau gehörten, nebſt vielen Gütern,

Graf Ruppert ſtarb noch vor 1151. Seine Gemahlin war Beatrix, die Tochter des Grafen Walrams von Limburg, (wie Kremer dafür hält *) und im Jahr 1158 noch lebte. **) Arnold, des Grafen Rupperts Bruder, war aber in dieſem Jahre ſchon todt. Seine Gemahlin iſt unbekannt. Graf Ruppert hinterließ nur einen Sohn, mit Namen Walram oder Walrav, welcher den Namen von Lurenburg ablegte, und dagegen jenen von dem Schloſſe Naſſau annahm. ***)

Schon im Jahr 794 ſchenkte Kaiſer Karl der Große die Villa Naſſau (Nassovia) dem Stifte St. Goar am Rheine. ****) In oder bei gedachter Villa war ein königlich-fränkiſcher Dominialhof (Curtis Nassowa), welchen König Conrad mit allem Zugehör dem Kloſter Weilburg (Wilinaburg) im Jahr 915 ſchenkte. *****)

---

auch die Orte Strüth, Weldenroth, Lipporn oder Lichtborn und Ehrenthal, wovon auch der Abt den Titel führte.

*) Origines Nassov. §. 90. Gebhard vom Urſprung des Hauſes Naſſau, §. 27.

**) Kremer l. c. C. dipl. p. 187.

***) Kremer giebt demſelben nebſt Walraven noch einen Sohn, Namens Arnold, den er aber gar nicht bewieſen, und (wie aus der angegebenen Zeitrechnung erhellet) mit Rupperts Bruder Arnold verwechſelt hat.

****) *Brower*, Annal. Trev. I. 387, welcher aber bemerkt, daß einige Nassonia leſen, welches dann Ober, oder Niederneſer an der Nar ſeyn würde.

*****) Origines Guelf. IV. 275.

Im Jahre 1034 übergiebt der Bischof Azecho von Worms dem Domstifte allda ein Gut zu Nassau (Nassovia) im Lohngau, zur Errichtung eines Altarbenefiziums. *) Dieses Gutes bemächtigten sich (man weiß nicht auf welche Art) die Grafen von Lurenburg, und legten auf einem dazu gehörigen Berge, in der Nähe der Villa Nassau, eine Burg (Castrum) an, und behielten diese sowohl, als das Gut selbst eine Zeit lang gewaltsam im Besitze. **) Wie Reinhard (in seinen Ausführungen Th. II. 151) uns bewährt, soll die Burg Nassau im Jahre 1101 erbaut worden seyn. Um sich so lose Gaste ganz vom Hals zu schaffen, verkaufte und vertauschte das Bisthum Worms sein Gut Nassau an den Erzbischof Hillin von Trier, welcher hierauf im Jahre 1158 das Gut sammt der Burg Nassau der verwittweten Gräfin Beatrix und den Söhnen der Grafen Ruppert und Arnold zu Mannlehen ertheilte. ***)

Diese eben gedachten Söhne nahmen also von dieser Zeit an ihren Namen von gedachter Burg, auf welcher sie auch wahrscheinlich ihren Wohnsitz aufschlugen. Der Name

---

*) Kremer l. c. C. dipl. p. 110.

**) *Hontheim* I. p. 585.

***) l. c. pag. 585, 586. — *Schannat* hist. Worm. in prob. p. 78. — *Browerus*, Annal. Trev. II. 64.

von Lurenburg und das Schloß selbst kamen nach und nach in Vergessenheit und in Verfall. *)

Die Söhne des obgedachten Arnolds waren Ruppert und Henrich, Grafen von Nassau. Der erste verdiente sich den Namen des Streitbaren (bellicosi); ich habe aber von ihm und seinem Bruder nicht viel zu sagen, weil Kremer desfalls alles erschöpft hat. **) Ruperts Töchter (Söhne hatte er keine) waren Kunigunde, welche den obgedachten Graf Walraven zum Gemahl erhielt, und Richarda, welche die Gemahlin Otto's II., Grafen von Geldern, wurde. Letztere will zwar Kremer nicht annehmen; allein dasjenige, was Foppens desfalls anführt, ***) ist doch, meines Erachtens, nicht so leicht zu verwerfen, oder zu verdrehen.

---

*) Das alte Schloß Lurenburg oder Laurenburg lag auf einem Berge an der Lahn nahe bei dem Dörfchen Zillner in der sogenannten Esterau, welche nun die Grafschaft Holzapfel ausmacht, und dermalen dem Herzoge von Anhalt-Bernburg zusteht. Auf gedachtem Berge sieht man noch einen alten Thurm, als den einzigen Ueberrest des Schlosses Lurenburg, an welchem die Grafen von Diez einen Antheil erheirathet hatten (Senkenberg sel. I. 414, 415.)

**) Orig. Nassov. §. 100, seq.

***) *Foppens* in annot. ad T. I. L. II. c. 87. Dipl. Belg. Miraei; woselbst auch eine kurze Stammtafel beigefügt wird.

Graf Henrich hatte eine Tochter, wovon Kremer nichts wußte. Sie hieß Agnes, war an Heinrich, Grafen von Sayn, vermählt, und 1201 schon todt.*) Ich komme nun auf den Graf Walraven zurück, von welchem ich noch dieses nachzuholen habe, daß man ihn (1195) zuerst in dem Besitze des Vogtrechtes über Weilburg und damit verbundener Rechte findet, unerachtet es gewiß zu seyn scheint, daß das Nassauische oder Lurenburgische Haus schon geraume Zeit vorher in dem Besitze ihrer Rechte in Weilburg und dem umliegenden Distrikte gewesen sey. **) Uebrigens war die Stadt Weilburg mit dazu gehörigen freien Hofgütern ein königlich fränkisches Eigenthum, welches K. Heinrich II. dem Hochstifte Worms im Jahr 1002 schenkte, ***) das in der Folge den Grafen von Lurenburg die Vogtei darüber auftrug. In dieser Stadt war aber auch ein Kollegiatstift oder Münster (Monasterium), welches K. Konrad I. im Anfange des 10ten Jahrhunderts errichtete, und mit mancherlei Gütern bereicherte. ****) Dieses Stift sammt der ganzen Burg (Castellum) zu Weilburg schenkte Kaiser Otto III. in den Jahren 993 und 1000 dem Hochstifte Worms, und

*) Aus archivalischen noch ungedruckten Nachrichten.

**) *Kremer* l. c. C. d. p. 207.

***) l. c. p. 99.

****) l. c. p. 56, seq.

behielt ſich nur, um allenfalls doch noch ſeinen Aufenthalt darin nehmen zu können, den ſüdlichen Theil des Schloſſes, ſammt einem binnen der Stadt gelegenen Hof (Curtis), bevor. *) Endlich kamen auch dieſe noch vorbehaltenen Stücke durch die Freigebigkeit der Kaiſerin Agnes, der Mutter Heinrichs IV., ebenfalls an das Hochſtift Worms, wozu beſagter Kaiſer im Jahre 1062 ſeine Einwilligung ertheilte. **)

Aus der erſten Naſſauiſchen Brüdertheilung ſehen wir, daß damals (1255) die Grafen von Naſſau im Beſitz der Stadt Weilburg waren, jedoch nur als Pfandſchaft von dem Hochſtift Worms ***). Sie wurde aber, wie es ſcheint, nicht wieder ausgelößt, ſondern die Grafen von Naſſau erhielten ſolche, ſammt allem Zugehör, vom gedachten Hochſtift zu Lehen. In dem Lehenbrief des Biſchofs Johannes von Worms (1486) für den Grafen Philipp von Naſſau wird zwar nur die Vogtei über Weilburg, ſammt dem Stift daſelbſt erwähnt ****); allein da ſchon in der Naſſauiſchen Brüdertheilung von 1355 die Stadt und Burg Weilburg zu des Grafen Johannes Theil ausdrücklich und

*) *Kremer* l. c. C. dipl. p. 93, 97.

**) l. c. p. 137.

***) l. c. No. 161, p. 299.

****) l. c. p. 329.

ohne Vorbehalt geschlagen wird *), so ist kein Zweifel, daß schon damals die Grafen von Nassau im Besitz von ganz Weilburg gewesen seyen.

Nach dieser Ausschweifung kehren wir zur Nassauischen Genealogie zurück. Des Grafen Walrams I. Söhne waren Heinrich und Ruppert, welche nicht allein den Namen von Nassau fortführten, sondern sich auch Herren von Metrich (Domini de Metricha) nannten **).

Graf Henrich starb 1250; Ruppert aber kömmt nach 1235 nicht mehr vor. Des ersteren Gemahlin war, nach Kremer und andern Autoren, Mechtild, Gräfin von Geldern. Des Grafen Rupperts Gemahlin hieß Gertrudis, ist aber ihrer Herkunft nach unbekannt; denn die von Kremer angegebene Cleebergische Erbtochter, als dessen Gemahlin, ist noch lange nicht bewiesen, wie Wenk solches deutlich gezeigt hat ***). Gewiß ist indessen, daß Ruppert keine Kinder hinterlassen hat. Desto mehr

---

*) In einem noch ungedruckten Extrakt der gedachten Mutscharung heißt es: des Grafen Johannes Theil, Weilburg, Burg und Stadt, Rheinfels ꝛc. S. auch Joannis T. I in tab. geneal. pag. 666. not. g.

**) *Hontheim*, I, 646. — *Kremer*, 284. Metrich oder Metternich liegt an der Mosel im Mayenfelde.

***) Im III. B. der hess. Gesch. S 340, besonders aber S. 347, und not. Z. — Daß Rupperts Gemahlin Gertrudis hieß, solches lehrt uns eine Urkunde v. J. 1221 (bei Guden. I, 478).

zeugte aber Graf Heinrich, dessen sechs Söhne und drei Töchter auf der Kremerischen Stammtafel namentlich angeführt sind.

Von denselben interessiren mich jedoch nur drei, nämlich der Graf Ruppert, welcher Deutschordensritter wurde, woran vermuthlich die von seinem Vater Henrich und Onkel Ruppert bezeigte Vorliebe für den deutschen Orden die Ursache war; denn diese hatten bereits im J. 1211 das Patronatrecht der Kirche zu Wiesbaden, sammt allen Einkünften derselben, welches alles die Grafen vom Reiche zu Lehen besaßen, dem Deutschorden überlassen, und desfalls die Bestätigung von dem deutschen König Friedrich (1214) und von dem Erzbischof Sifrid von Mainz (1218) erhalten *).

Rupperts nächstältesten Brüder Walram II. und Otto theilten im J. 1255 ihre sämmtlichen Lande und stifteten zwei Linien, welche nach ihrem Namen die Walramische und Ottonische genannt wurden. In gedachter Theilung wurde der Lahnfluß zur Scheidungslinie angenommen, und Otto wählte denjenigen Theil der Länder, welcher auf der rechten Seite dieses Flusses lag; Walram aber den Theil auf der linken Seite der Lahn; doch blieb auch,

*) *Guden.* C. d. T. 3, p. 1078, 1080 — T. I, p. 457.

nebst dem Schlosse Nassau, noch mehreres gemeinschaftlich *).

Unerachtet mehrere Geschichtschreiber und Geographen behaupten, daß in dieser Theilung auch die Stadt Wiesbaden begriffen und benennt worden sey, so ist dieses doch falsch, wie man sich durch die Theilungsurkunde selbst überzeugen kann, und es ist also irrig, was erst in neuern Zeiten der Wiesbader Stadtphysikus Lehr hiervon gesagt hat: »Wahrscheinlich im eilften oder zwölften Jahrhundert kam »die Stadt und Herrschaft Wiesbaden an die Grafen »von Nassau.... Diese erhielten durch die Freigebigkeit der »deutschen Kaiser .... denjenigen Strich Landes, deren bloße »Verwalter sie bisher waren, nunmehr für erb- und eigenthümlich **).« Letzteres ist richtig; es geschah aber nicht im 11ten oder 12ten Jahrhundert, sondern wahrscheinlich erst im 13ten, oder gar im 14ten Jahrhundert. Zwar hielten sich die Grafen von Nassau oft in Wiesbaden auf, und mußten dies thun, weil sie das Grafengericht des Kunigesundras, so wie auch insbesondere das Cent- oder Landgericht zu Wiesbaden zu verwalten hatten; zu welchem Ende auch daselbst ein ihnen eigener Frohn- oder Gerichtshof gewesen ist. Dann hatten sie auch schon im Anfang des 13ten

*) *Kremer* Orig. C. d. pag. 296, seq.

**) Versuch einer kurzen Beschreibung von Wiesbaden, 1799, Seite 39, 40.

Jahrhunderts das Patronatrecht der Pfarrkirche zu Wiesbaden als kaiserliches Lehen erhalten; aber aus allem dem folgt noch lange nicht, daß ihnen damals schon die Stadt Wiesbaden ganz eigen war, wenigstens findet sich hierzu gar kein Beweis *).

In einem alten Manuskript, vom J. 1239, lesen wir, daß zu eben der Zeit, wo ein Konzilium zu Mainz gehalten wurde, der griechische König Theobald, auf Befehl des römischen Königs Konrad, zu Wiesbaden von dem Erzbischof Sifrid v. Mainz feierlich empfangen und daselbst stattlich und nach allen Ehren bewirthet worden **). Hieraus folgt meines Erachtens zweierlei. Erstens zwar, daß damals die Stadt Wiesbaden dem König Konrad noch unmittelbar, wie vorher, zugehörte, sonst hatte er gedachten griechischen König nicht wohl dahin beschieden und daselbst bewirthet. Zweitens sehen wir hieraus, daß es falsch sey, was obbemerkter Dr. Lehr (S. 41) sagt, daß schon gegen das J. 1123 der fränkische Saal oder Pallast in Verfall gekommen sey. Gewiß ist es vielmehr, daß eben dieser Pallast im J. 1239 noch in seinem besten Zustande muß gewesen seyn, sonst hatte König Konrad den obgedachten königlichen Gast gewiß nicht nach Wiesbaden einladen und da-

*) Man darf nur, um sich zu überzeugen, die desfallsigen Urkunden aufmerksam durchlesen.

**) *Guden.* C. d. I, 555.

ſelbſt bewirthen laſſen. Aus einer Urkunde vom J. 1292 wiſſen wir, daß der römiſche König Adolph (aus dem Hauſe Naſſau) der königlichen Braut ſeines Sohnes Rupert unter andern zum Brautſchatz die Stadt Wiesbaden verſchrieben habe *). Billig ſollte man hieraus ſchließen, daß damals gedachte Stadt dem Naſſauiſchen Hauſe eigen geweſen ſey. Dieſer Schluß iſt aber nicht ganz richtig. Denn da dem Adolph dieſe Stadt als römiſchem Könige zugehörte, oder zugehören konnte, ſo durfte er auch ſolche aus königlicher Macht zur Verſicherung des Brautſchatzes von 10,000 Mark Silber mitverſchreiben und zum Unterpfand einſetzen. Ja, es ſcheinen ſolches die beigefügten Worte anzudeuten: »Promittimus eidem sub his »conditionibus et pactis, quod in hys, que ad nos »*tanquam Regem Romanorum* spectant .... consensum »nostrum apposuimus voluntarium et expressum.« — Freilich ſteht hier wieder im Wege, daß bei einer ausgebrochenen Fehde zwiſchen dem Grafen Adolph von Naſſau (dem nachherigen römiſchen König) und dem Godfried v. Eppenſtein, im J. 1283, letzterer dem erſteren ins Land fiel, und ihn bis nach Wiesbaden verfolgte, welche Stadt dadurch ein Raub der Flammen wurde **). Dieſe Begebenheit ſcheint zu bewähren, daß damals die Stadt Wiesba-

*) *Guden.* I, 859, 860.

**) *Kremer*, C. d. pag. 304, 305.

den schon zum Nassauischen Lande gerechnet wurde. Doch auch dieses folgt daraus noch nicht. Wiesbaden war zwar der Hauptaufenthalt der Grafen von Nassau; sie war auch der Hauptort der Nassauischen Grafschaft im Kunigesundras. Graf Adolph zog sich mit seinen Söldnern dahin zurück, und zwar in dasige feste Burg *). Gottfried zog ihm nach, nahm diese Burg mit Gewalt weg, oder suchte sie wenigstens wegzunehmen; bei welcher Gelegenheit die Stadt verbrannt wurde, ohne daß hieraus gerade folgt, daß sie ein Eigenthum des Grafen Adolph gewesen seyn müsse. Die erste gewisse Nachricht über das Eigenthum von Wiesbaden für die Grafen von Nassau finde ich in einer noch ungedruckten Urkunde vom Jahre 1348, worin Kaiser Karl IV. die Grafen Adolph und Johann von Nassau, Gebrüder, belehnt: »mit der Stadt Wiesbaden, »mit Walden, Lehenschaften, Wildbahnen und mit allen »Zugehörungen und Herrschaften, namentlich auch der »Münz daselbst, mit der Ueberfahrt auf dem Rhein zu »Birburg (Biebrich) und dem Zoll daselbst. Dat. »Nassau, Sonntags nach Jacobi.« — Jetzt erst kömmt die Stadt Wiesbaden zur Brüdertheilung von 1355,

*) Man muß hier bemerken, daß zu Wiesbaden, in älteren Zeiten, ein königlicher Maierhof und ein Pallast, dann eine feste Burg (Castrum) und endlich ein Nassauischer Frohnhof gewesen ist, wie wir aus mehreren Urkunden wissen.

wovon ich einen Auszug hier beisetze, weil diese merkwürdige Urkunde (außer dem Wenigen, was Joannis I. in Tab. pag. 666 davon geliefert hat), meines Wissens, noch nicht gedruckt ist. *) Der erste Lehnbrief für die Grafen von Nassau über Wiesbaden, welchen Kremer beibringt, **) ist von 1418, und also viel später, als der von mir allegirte. Inzwischen kömmt bei demselben schon eine Urkunde vom Jahre 1353 vor, welche die Auf-

---

*) Erzbischof Gerlach zu Mainz macht zwischen seinen Brüdern Adolph und Johann eine Mutscharung und Theilung:

Graf Johanns Theil:	Graf Adolphs Theil:
Weilburg B. und St.	Idstein.
Rheinfels.	Wiesbaden.
Grebenhausen.	B. und St. Catzenelnbogen, ihr beider Theil.
Cleeberg.	
Bleidenstadt.	Neuhof und Mehrenberg.
Wehen und zugeh. Dörfer.	Zoll zu Esch.
Zoll zu Emsenberg.	Zoll zu Cleen, wann die Straße zu Wiesbaden abgeht.
Die 2000 fl. auf Lurenburg.	

Zu Gemeinschaft bleibt:

Nassau, das Haus, der Zehenden zu Siegenhofen, ihr Theil zu Lurenburg, Hausendorf und die Dörfer Lieborn, Struth, Rehkenrodt, und ihr Theil auf dem Einrich an der Vierherrengericht; die Höhe von der Crifftel, als fern sie angeht, bis an die Wallof, da ihre Grafschaft wendet. Dat. Eltweil auf St. Catharina.

**) Orig. Nassov. C. dipl. p. 324.

schrift hat: »Diß ist solch Recht, als wir Adolff und Jo»hann Gebruder zu Nassauw han zu vnserm freien Fron»hof zu Wisebaden, den wir vom heiligen Reiche »han. ꝛc.« *) In derselben ist vorzüglich die Rede von der Grafschaft, Herrschaft und Gericht, welche zu gedachtem Frohnhofe oder eigenthümlich zum Landgerichte zu Wiesbaden gehören, und wird der Bezirk desselben durch die Schöffen des Gerichtes angegeben und bezeichnet.

Diese Urkunde führt mich nun auch allmählich zu dem Wege zurück, von welchem ich ausgegangen bin, um die Abstammung der Grafen von Nassau aus dem Kunigesundra historisch und diplomatisch zu begründen.

Nachdem wir oben die Urvorfahren und Stammeltern der gedachten Grafen im Kunigesundra gefunden haben, so sehen wir nun auch die Grafen von Nassau selbst im Besitze des Grafengerichtes in besagtem Gau, welcher in zwei Landgerichte getheilt war, nämlich jenes zu Wiesbaden, und das zu Mechtildhausen. Beide hatte Graf Gerlach von Nassau, und alle seine Aldern (Voreltern) zu Lehen von dem Reiche (vom Römischen Reiche). Das erste behielten die Grafen im Selbstbesitze, das andere aber hatten sie den Herrn von Eppenstein zu Reichsafterlehen ertheilt. **) Diese suchten aber

*) Origin. Nassov. C. dipl. p. 321 — 324.

**) l. c. p. 311, not. 3. und C. d. p. 304, 322.

im 15ten Jahrhundert die Lehenschaft in Abrede zu stellen, und deswegen entstand zwischen Graf Johann von Nassau und Gottfried von Eppenstein ein Streit, welchen der Kaiser Friedrich III. im Jahre 1455 dem Erzbischof Dietrich von Mainz zur Untersuchung übertrug, welcher zwar seinen Bericht an Kaiserliche Majestät desfalls abstattete, worauf aber kein Urtheil erfolgte. *) Ein Mißverstand war hier, wie es scheint, die Ursache, daß Nassau sein altes Recht verlor.

Mechtildhausen ist (nach Wenk, II. 522.) der Sitz des allgemeinen Gaugerichtes vom Kunigesundra gewesen, welches Gericht die Nassauer von alten Zeiten her von Kaiser und Reich zu Lehen nahmen; aber es war auch daselbst der Sitz eines Centgerichtes über mehrere allodiale Eppensteinische Ortschaften, so wie auch zu Wiesbaden ein besonderes Centgericht für die Nassauischen Ortschaften gewesen ist. Ersteres war den Dynasten von Eppenstein von uralten Zeiten her eigen. In der Folge wurde aber eins mit dem andern verwechselt. Die Eppensteiner nahmen das Grafengericht selbst in Anspruch, und suchten die Grafen von Nassau ganz davon zu verdrängen; was ihnen zwar nicht gleich, aber doch in der Folge vollkommen glückte.

Schon im Jahre 1470 belehnte Kaiser Friedrich III. Gottfrieden Herrn von Eppenstein mit dem halben Theil

*) *Kremer* l. c. p. 311, not. 3.

des Schlosses Eppenstein, so wie mit dem Gerichte und Herrlichkeit zu Mechtildhausen mit aller Gerechtigkeit. *)

Damit waren nun die Grafen von Nassau mit ihrer alten, sattsam verjährten Gerechtigkeit in Ansehung des Gaugerichtes vom Kunigesundra ab und zur Ruhe verwiesen. Es traueten aber doch, wie es scheint, die Herren von Eppenstein dem Wetter nicht, indem sie schon im Jahre 1492 das halbe Schloß Eppstein, sammt dem Landgerichte Mechtelnhausen und ihren in diesem Bezirke liegenden allodialen Dörfern, dem Landgraf Wilhelm von Hessen verkauften. **)

Von dieser Zeit an nahm das Landgräfliche Haus Hessen, und in der Folge Hessen-Darmstadt, alle diese Stücke

---

*) Wenk, Urk. Buch II, S. 491. — Daß hier das halbe Schloß Eppenstein mit dem Gericht zu Mechtelnhausen zugleich in dem Lehenbrief vorkömmt, darf uns nicht irre machen, als gehöre besagtes Schloß zur Hälfte unter das Landgericht zu Mechtelnhausen, und also in den Kunigesundra. Das Schloß Eppenstein lag ganz im Niedgau und im Landgericht Heusels. Die Nassauer machten auch niemals Anspruch daran; und da solches in dem kaiserl. Lehenbrief vom Jahr 1420 (Stollb. Deduktion, Beil. No. 16) gar nicht namentlich vorkömmt, so scheint besagte Hälfte aufgetragenes Leben zu seyn, so wie auch schon früher die andere Hälfte an Kaiser und Reich aufgetragen, und von diesen an Mainz übergeben wurde.

**) Wenk diplom. Nachrichten von den Herrn von Eppenstein, I. Heft, S. 17. Was bei Joannis I, S.

von Kaiser und Reich zu Lehen, bis endlich im Jahr 1802 dieselbe ihre ursprüngliche Herrschaft, nämlich das Fürstliche (nunmehr Herzogliche) Haus Nassau wieder erhielten.

Mir sey es vor jetzt genug, durch gegenwärtige Abhandlung wahrscheinlich bewiesen zu haben, daß die Fürsten von Nassau nicht aus dem Niederlohngau, nicht aus dem Einrich, nicht aus der Wetterau, und auch nicht aus dem Salischen Geschlechte (von männlicher Seite) abstammen, sondern von den alten Grafen des Kunigesundras und von Mainz.

Die bald folgende Nuringische Genealogie wird zeigen, daß die Grafen von Nuringen kein Zweig des Nassauischen Geschlechtes gewesen seyen.

625, in tab. a. not. a. gesagt wird, daß auf Betreibung des Erzbischofs Konrads I. Godfried von Eppenstein vom K. Friedrich I. das Grafengericht zu Mechtildhausen erhalten habe, ist aus einer sehr trüben Quelle geschöpft, welche anzugeben Johannis nicht für gut gefunden hat. Ganz verdächtig wird seine Angabe dadurch, daß er weiter unten gedachtem Gottfried von Eppenstein eine Nassauische Elisabeth als Gemahlin zulegt, wovon kein Mensch etwas weiß, und er selbst in seinem Spicilegio kein Wort gesagt hat.

III.

Wippo, vom Leben und Thaten Kaiser Konrads des Saliers.

(Fortsetzung.)

XII. Wie der König mit seinem Heere nach Italien zurückkehrte.

Im Jahr nach der Geburt Christi 1026 bestimmte der König Konrad, nach dem Rathe und auf das Begehren der Fürsten des Reichs, seinen Sohn Heinrich, der noch Knabe war, zu seinem Nachfolger, und übergab ihn der Pflege Bruno's, des Bischofs von Augsburg. Nachdem er gegen jene oben erwähnten Feinde durch seinen Sohn und seine übrigen Getreuen sich sorgfältig sicher gestellt hatte, unternahm er seinen Zug gegen Italien mit einem zahlreichen Heere. Während dieses Zugs erhielt obbenannter Ernst, Herzog von Schwaben, weil er dem König eine Zeit lang diente, die Abtei Kämpten (Campidonensem Abbatiam) vom Könige zu Lehn, gleichwohl wider Fug und Recht,*)

*) Liberam rem nisi liberaliter servire.

da eine freie Sache nur zur Heeres- nicht zur Lehnfolge beschwert werden kann, und ward mit Ehren nach Haus entlassen.

XIII. Wie der König die von Pavia bestraft.

Der König kam in Italien über Verona, zwischen Mailand und Pavia, nach Verzelli, wo er die heiligen Ostern feierte. An den Ostertagen selbst entschlief im Frieden der Oberhirt jener Stadt, Leo, ein Mann voll Weisheit; ihm folgte Hartvich, ein Stiftsherr von Mailand. Der König hatte seiner Herrschaft bereits die ganze Lombardische Ebene *) unterworfen. Die sehr volkreiche Stadt Pavia vermochte er nicht im ersten Angriff zu überwältigen. Die Einwohner derselben wollte er aber nicht wieder zu Gnaden aufnehmen, weil sie noch immerfort sich weigerten, den Pallast an dem Orte, wo er früher gewesen war, wieder aufzubauen. Unterdeß begann der Kaiser ihre Schirmvögte, die Markgrafen Adalbert und Wilhelm, und die übrigen Fürsten der Gegend mit Macht zu drängen; er zerstörte derselben Veste, Orbi (Urba) genannt, und zerbrach viele andere Burgen und feste Schlösser. Großes Unheil erwuchs zu der Zeit in Italien aus der Streitsucht derer von Pavia; viele ihrer Kirchen umher wurden niedergebrannt mit den dabei befindlichen Burgen, und das Volk, das sich dahin geflüchtet hatte, kam um durch Feuer und

*) Italiam planam.

Schwert; die Aecker wurden verwüstet, zertreten die Weingärten; Eingang und Ausgang versperrte der König. Er nahm die Schiffe hinweg; verbot den Verkehr, und suchte mit so vielfacher Plage das Land der Tessinenser zwei Jahre hindurch heim, bis sie alle seine Befehle ohne Zögerung und Weigerung vollstreckten.

XIV. Von dem Aufstande, der zu Ravenna geschah.

Um dieselbe Zeit kam König Konrad nach Ravenna, und herrschte dort in großer Macht. Eines Tages huben die unseligen Ravennaten Streit an mit den Kriegern des Königs, und, ihrer Menge vertrauend, unterfiengen sie sich, das Heer aus der Stadt zu vertreiben; sie hinderten, durch Besetzung eines engen Thorwegs, die da außerhalb waren, denen im Innern zu Hülfe zu kommen. Auf den ersten Lärm erhob sich bald von allen Seiten der Kampf. Einige überfielen in den Häusern die bei ihnen Beherbergten, andere kämpften auf den Gassen, andere besetzten die Thore, mehrere begannen von den Mauern, viele von der Höhe der Thürme herab ein langes Gefecht mit Steinen und Balken. Dagegen rangen und kämpften die Deutschen mit Waffen und angestrengtem Muth, umgaben mit Schaaren von vorn und hinten die Ravennaten und bahnten sich mit grimmigem Schwert einen Weg durch die Menge. Was in der Mitte war, ward gemordet, oder verwundet, oder in die Flucht getrieben. Ein Graf, mit Namen Eppo, ein treff-

licher Ritter aus Baiern, drang mit dem Banner zur Stadt hinaus, vertrieb die auf der Brücke ſtanden; die meiſten aus dieſen durch ihn allein von der Brücke herabgeſtoßen, ertranken im Fluſſe. Der König Konrad indeß, wie er in ſeinem Gemach den Aufſtand erfuhr, griff zu den Waffen, foderte ſein Pferd, und eilte hinaus. Als er aus dem Hofe trat, ſah er ſchon die Ravennaten beſiegt zu den Kirchen fliehen, und in jedem ſichern Winkel ſich verbergen; er erbarmte ſich ihrer, weil es die Seinigen waren auf beiden Seiten; er rief das Heer zurück von der Verfolgung der Bürger, und zog ſelbſt ſich in den Pallaſt zurück. Am folgenden Morgen leiſteten die übriggebliebenen von den Einwohnern im Bußſack, mit nackten Füßen und bloßem Degen, wie ihr Geſetz es heiſcht, vor dem Könige, auf ſeinen Befehl, volle Genugthuung. Damals offenbarte der König Konrad, nach ſeiner gewohnten Art, ungemeine Freigebigkeit gegen einen verwundeten Deutſchen, dem das Bein im Gefecht weit über dem Knöchel fortgeriſſen war; er ließ deſſelben lederne Panzerſtiefel leer herbeitragen, dieſelben mit Geld anfüllen, und auf das Bett des verwundeten Kriegers neben ihm hinſtellen.

XV. Der König geht wegen der Hitze ins Gebirg.

Zu der Zeit drückte Italien eine übermäßige Hitze, ſo daß daher vielen Thieren und einer großen Zahl von Men-

ſchen Gefahr drohete. Da gieng der König, der niemanden wich, als den Kräften Gottes und der Gewalt der Jahreszeiten, über die Etſch (Atis) zurück in gebirgige Gegenden, des Schattens und der Kühlung halber, und er erhielt dort zwei Monate lang und darüber vom Erzbiſchof von Mailand königlichen Unterhalt mit glänzendem Aufwande. Im Herbſte zog er wieder hinab, führte ſein Heer von neuem durch die lombardiſche Ebene, hielt Rath und Verſammlungen auf den geeigneten Orten, ließ die Rebellen in Feſſeln werfen, ſtellte den Frieden im Reiche ſicher, und gelangte ſo an die Grenze von Italien und Burgundien.

XVI. Wie Gewaltboten des Königs Rudolph zum König Konrad nach Italien kamen.

Zu Anfang des Jahrs des Herrn 1027 feierte der König Konrad das Feſt der Geburt Chriſti *) in der königlichen Stadt Ipo. Dorthin hatte König Rudolph von Burgund Gewaltboten geſchickt, mit dem Verſprechen, er wolle gen Rom ziehn zur Wahl und Kaiſerkrönung des Königs Konrad. Dieſes nahm der König mit großer Freundlichkeit auf, und ſendete eine Botſchaft nach Burgund zurück mit Geſchenken. Er ſelbſt gieng über den Po und begann ſeinen Zug auf Rom. Als er aber an die Stadt Luca kam, fand

*) Die geiſtlichen Geſchichtſchreiber des Mittelalters beginnen in ihrer Erzählung das Jahr mit dem Weihnachtsfeſte.

er, daß sie ihm den Gehorsam weigerte unter ihrem Markgrafen Reinher. Nach dem Aufenthalt weniger Tage zwang er die Stadt und den Markgrafen zur Uebergabe. Ganz Tuscien unterwirft er sich in kurzer Zeit, und so, wie im Triumph, zieht er ein in Roms geheiligte Veste.

XVII. Wie der König Konrad zu Rom die Kaiserwürde erhalten.

Bei dem Einzuge des Königs Konrad in Rom, in dem vorbesagten, nämlich in dem 1027ten Jahr nach der Geburt des Erlösers, in der 10ten Indiktion, ward er vom Pabste Johannes und dem gesammten römischen Volke mit wunderbarer Pracht empfangen, und am heiligen Ostertage, der in jenem Jahr auf den 24ten März traf, ward er von den Römern zum Kaiser erwählt, und empfieng vom Pabst die feierliche Weihe, und die Begrüßung als Cäsar, Augustus, Kaiser und Mehrer des Reichs.

Auch die Königin Gisela ward dort zur Kaiserin ernannt und geweiht. Nach Vollendung der Feyerlichkeit die in Gegenwart zweier Könige, Rudolphs von Burgund und Canuts von England, vor sich gieng, kehrte der Kaiser, in der Mitte der beiden Könige, in prachtvoller Begleitung nach seiner Wohnung zurück.

In den Ostertagen selbst entstand zwischen den Römern und Deutschen um eine geringfügige Sache ein heftiger Streit. Es zankten sich Zwei um die Haut eines Stiers, und wie sie sich mit Fäusten zu schlagen anfiengen, kam das

ganze Heer des Kaisers in Bewegung. Bewaffnet zogen Reuter und Fußgänger von beiden Seiten gegeneinander. Dort fiel auf unserer Seite ein sehr edler und streitbarer Jüngling, Berrengar, ein Sohn Leutholds, eines Grafen zu Schwaben. Langen Widerstand leisteten die Römer; zuletzt flohen sie besiegt, und unzählige aus ihnen kamen um. Der Kaiser ließ jenen Jüngling, weil er ihn sehr geliebt und als seinen Vertrauten behandelt hatte, bei dem Grabhügel des Kaisers Otto bestatten. — Die Römer, die den Auflauf erregt, leisteten am andern Tage Genugthuung nach des Kaisers Befehl; sie erschienen vor ihm mit nakten Füßen, die Freie mit entblößtem Schwert, die Sklaven mit gedrehten Stricken (vimmeis) um den Hals, als die sich bereit zeigten, die Strafe des Hängens über sich ergehen zu lassen.

XVIII. Wie der Kaiser nach Apulien kam.

Als der Friede hergestellt war unter den Römern und Deutschen, gieng der Kaiser nach Apulien vor, und bezwang Benevent und Capua, und die übrigen Städte jener Gegend durch Gewalt oder freiwillige Unterwerfung; er gab den Normännern, die aus ihrem Vaterlande, ich weiß nicht durch welche Noth getrieben, nach Apulien in großer Zahl gekommen waren, zur Niederlassung in jener Gegend die Erlaubniß, und gab ihren Fürsten die Gränzen des Reichs zur Vertheidigung ein gegen die griechische

Hinterliſt. — Da alles vollbracht, und glücklich gelungen war, gieng der Kaiſer zurück, an Rom vorüber, ganz Italien durchziehend.

XIX. Vom Tyrannen Thaſſelgart.

Zu der Zeit war in Italien ein Tyrann, Thaſſelgart genannt, der zu des Kaiſers Heinrich Zeit viele Schandthaten begangen; aber unter dem Schutz vom Meer umgebener Schlupfwinkel, und ſehr ſicherer Veſten, war er der Verfolgung des Kaiſers Heinrich entkommen. Er war von edlem Geſchlecht, häßlich von Geſtalt, von ſchändlichen Sitten; er fraß das Gut der Kirchen und Wittwen. Dieſen verfolgte der Kaiſer Konrad auf das ſchärfſte und umſtellte ihn mit Hinterhalten von allen Seiten. Als er aus einem ſeiner Schlöſſer in ein anderes flüchten wollte, ward er von den Kriegsmännern des Kaiſers angegriffen und gefangen genommen. Auf dieſe Nachricht eilte der Kaiſer mit größter Schnelligkeit hinzu, ſo daß er nahe an hundert römiſche Meilen in der Friſt eines Tags und einer Nacht abmachte, denn er dachte, er werde auf gewohnte Weiſe entſchlüpfen. Als aber der Kaiſer gekommen war, und man ihm den Tyrannen vorführte, ſoll der Kaiſer geſagt haben: »Iſt nicht »das der Löwe, der die Heerden Italiens »verwüſtete? Beim heiligen Kreuz des Herrn, »dieſer Löwe ſoll nicht mehr eſſen von meinem Brode.« Und mit einſtimmiger Gutheißung al-

ler Fürsten des Reichs, befahl er, ihn an einem Galgen aufzuknüpfen. Als er hinweggeräumt war, lebten in jener ganzen Provinz der lang enbehrte Frieden und die Sicherheit wieder auf.

XX. Von Unruhestiftenden Anschlägen mehrerer Deutschen.

Während dem der Kaiser in Italien war, brachen bei den Deutschen ein großer Neid, feindselige Rathschläge, und Partheiungen gegen den Kaiser aus, die ohne guten Erfolg für die Urheber blieben. Um von kleinerem zu größerem fortzugehen: zuerst von Welf, einem schwäbischen Grafen, der reich an Gütern und mächtig durch Waffen war, und von Bruno, dem Bischof von Augsburg, die in gegenseitiger Fehde, durch Raub und Brand viel Unheil im Reiche anstifteten. Zuletzt brach besagter Graf selbst ein in die Stadt Augsburg, nahm den Schatz des Bischofs hinweg, und verwüstete die ganze Stadt, wofür er später, vom Kaiser gezwungen, vollen Ersatz leisten mußte. Konrad, Herzog von Worms, der Oheim des Kaisers, der demselben zwar nicht treu, aber auch nicht sehr feindlich war, hielt sich während der Zeit ruhig. Friedrich, Herzog von Lothringen, der Schwager jenes Konrads, ward durch plötzlichen Tod an seinem feindseligen Vorhaben gegen den Kaiser gehindert. Ernst, der Herzog von Schwaben, der Stiefsohn des Kaisers Konrad, der neulich durch Lehn und Geschenke von ihm bereichert worden, war zum zwei-

tenmal untreu seiner Pflicht, gieng, vom Teufel angetrieben, mit Empörung um, verwüstete die Provinz Elsaß auf Anrathen einiger seiner Ritter, und zerstörte die Schlösser des Grafen Hugo, eines Verwandten des Kaisers. Dann sammelte er eine große Schaar tapferer Jünglinge und brach in Burgundien ein, wo er das Schloß zu Solothurn, eine Insel im Flusse, mit mehrfachen Wällen zu befestigen anfieng; aber der König Rudolph von Burgund, sich scheuend, den Feind des Kaisers bei sich aufzunehmen, brachte ihn von seinem Vorhaben ab. Auf dem Rückzuge befestigte er eine Burg oberhalb Zürich, und fügte dem Lande durch Plünderung der Kirche zu Angen (Angiensem) und des Klosters St. Gallen unermeßlichen Schaden zu. So trat er Recht und Gerechtigkeit mit Füßen, und beharrte bis zur Rückkunft des Kaisers in seinen gottlosen Unternehmungen.

XXI. Wie der Herzog Ernst zum zweitenmal sich unterworfen.

Als in Italien der Friede befestiget war, kehrte der Kaiser glücklich nach Deutschland zurück. Er hielt in Augsburg einen vertrauten Rath mit seinen Getreuen, und fieng an Gericht zu halten über die Verräther. Dann gieng er nach Ulm, und ließ dahier einen allgemeinen Reichstag ausschreiben. Dorthin kam auch Herzog Ernst, nicht mit unterthäniger Bitte, sondern im Vertrauen auf

die Menge seiner Krieger, die vor andern tüchtig waren, um entweder nach seinem Gutbefinden mit dem Kaiser Frieden zu schließen, oder durch seine Macht gesichert wieder heimzukehren. Er hielt mit den Seinen eine Unterredung, und nachdem er sie ermahnt an den Eid ihrer Treue, foderte er sie auf, ihn nicht zu verlassen, und seine Ehre nicht preis zu geben. Er erinnerte sie daran, wie in den Geschichten der Väter allezeit der Treue und standhaften Anhänglichkeit der Schwaben an ihre Herrscher ein rühmliches Zeugniß gegeben werde; dann verhieß er ihnen Belohnungen, wenn sie ihm treu wären, und ihren Nachkommen Ehre und Ruhm. Auf solche Anrede aber antworteten ihm die beiden Grafen Friedrich und Anselm im Namen der übrigen: Wir gestehen gern, daß wir Euch feste Treue versprochen gegen alle Eure Feinde; nur nicht gegen den, der uns Euch angehörig gemacht hat. Wären wir unsers Königs und Kaisers Knechte, und von ihm Euch zu eigen gegeben, so dürften wir uns nicht von Euch trennen. Nun aber sind wir freie Männer, und haben einen höchsten Vertheidiger unserer Freiheit in dem, der unser König und Kaiser ist; wenn wir ihn verlassen, so verlieren wir unsere Freiheit, deren kein rechtdenkender Mann, als nur

mit dem Leben zugleich, verlustig werden kann. Und weil sich das so verhält, so wollen wir Euch zwar in allem gehorchen, was Ihr Ehrbares und Gerechtes von uns fodern werdet; wollet Ihr aber etwas anderes, so treten wir als freie Männer in den Stand zurück, den wir nur auf Bedingung verlassen haben. — Als der Herzog dieses gehört, und wahrnahm, daß ihn die Seinen verließen, ergab er sich dem Kaiser auf Gnade. Dieser verbannte ihn auf einen steilen Felsen im Sachsenlande, Gibichenstein genannt, damit er durch Strafe gebessert, künftighin die Empörung unterlasse.

XXII. Wie der König von Burgund dem Kaiser bei Basel begegnete.

Bei seinem Durchzug durch Schwaben unterwarf sich der Kaiser von neuem alle jene, die sich gegen ihn empört hatten, und zerstörte ihre Vesten. Als er nach Basel kam, hielt er eine Unterredung mit dem König Rudolph von Burgund, der ihm bis dahin entgegen gekommen war, außerhalb der Stadt bei einem Flecken, der Mittena genannt wird; und nachdem sie freundlich mit einander gehandelt, führte der Kaiser den König mit sich in die Stadt. Nach unter ihnen hergestelltem Frieden, da unter Vermittlung der Kaiserin Gisela das burgundische Königreich dem Kaiser übergeben worden, auf glei-

che Art, als es seinem Vorgänger, dem Kaiser Heinrich, gegeben worden war, kehrte der König mit Geschenken reichlich geehrt ins Burgund zurück; der Kaiser aber fuhr den Rhein hinab bis ins Frankenland. Dort unterwarf sich sein Neffe, der Herzog Konrad (von Worms), der sich früher wider ihn aufgelehnt hatte. Der Kaiser züchtigte ihn durch ritterliche Haft, zerstörte seine festen Schlösser, welche vortrefflich waren. Dann nahm er ihn wieder zu Gnaden auf, und setzte ihn abermals in alle Ehren ein. Kurz darauf wurde gegen Adalbero, den Herzog von Kärnthen, der ein Majestätsverbrechen begangen hatte, und seine Söhne der Bann ausgesprochen, dessen Herzogthum jener Konrad vom Kaiser empfieng, wie es sein Vater vorlängst auch besessen haben soll. — Also blieb der Herzog Konrad, so lang er lebte, treu und ein tapferer Lehnsmann dem Kaiser und seinem Sohne, dem König Heinrich.

XXIII. Von der Sendung des Bischofs von Straßburg.

Zu derselben Zeit wurde Werinhar, Bischof von Straßburg, vom Kaiser als Gesandter nach Konstantinopel geschickt. Dieser, während er vergab, er reise Andachtshalber nach Jerusalem, wurde daran, wie wir dafür hielten, nach der Anordnung Gottes, den Niemand zu hintergehen vermag, auf wunderbare Weise verhindert. Denn während er ein großes Gefolge von Menschen, ein größeres vom stum-

men Viehe, als Pferden, Ochsen, Schaafen, Schweinen, und vieles was zum glänzenden Wohlleben gehört, im Uebermaaß mit sich führte, versagte ihm der König Stephan als er nach Ungarn gekommen, den Durchgang, was zu der Zeit keinem Botschafter widerfuhr. Als er zurückgekehrt, und mit allen seinem Gefolge Baiern durchzogen, kam er nach Italien, und nach langem Aufenthalt bei Verona gieng er endlich und mit großer Beschwerde zu Venedig aufs adriatische Meer zu Schiffe, und gelangte nach einer stürmischen Fahrt nach Konstantinopel. Da ihn der griechische Kaiser ehrenvoll aufnahm, und mit ihm freundschaftlichen Umgang pflegte, bekam er ein Verlangen, mit Hülfe desselben Jerusalem zu besuchen. Dieses Verlangen konnte er nie befriedigen, weil sich immer etwas dazwischen stellte. Spaterhin aber starb er, und ward begraben in der Stadt seines Bisthums, in welchem Wilhelm, ein Straßburger Stiftsherr, sein Nachfolger ward.

XXIV. Wie der Kaiser seinen Sohn Heinrich zum König krönen ließ.

Im Jahr des Herrn 1028, in der 11ten Indiktion, ließ der Kaiser Konrad seinen Sohn Heinrich, einen eilfjährigen Knaben, von herrlichem Geist und vortrefflicher Anlage, unter dem Beifall der Fürsten des Reichs, und der Menge des ganzen versammelten Volkes, von Pelegrin, dem Erzbischof von Kölln, zur königlichen Würde beim Pallast zu Aachen erheben. Seine

Weihe und Krönung am hohen Osterſonntage verdreifachte die öſterliche Freude. Denn wie in den vorhergehenden Jahren die Welt zwei Kronen verehrte, die des Vaters und der Mutter, ſo wuchs nun, als die dritte hinzu kam »die Hofnung des Friedens, auf königlicher und kaiſerlicher Macht zugleich begründet« — zumal da das Alter des Gekrönten ein lang dauerndes Leben verhieß.

Dann durchreiſend die verſchiedenen Reiche, bezwangen ſie allenthalben, der Kaiſer durch eigne Kraft, der König unter ſeinem Beſchützer und Leiter, dem Augsburgiſchen Biſchof Bruno, alle Empörer, und befeſtigten allenthalben glücklich die Bündniſſe des Friedens.

XXV. Vom Tod des Augsburgiſchen Biſchofs.

Im folgenden Jahre feierte der Kaiſer zu Regensburg in Baiern das Oſterfeſt; dort verſchied Bruno, der Biſchof von Augsburg, deſſen Leichnam die Kaiſerin mit ihrem Sohne, dem König Heinrich, begleitete, und zu Augsburg bei dem Sitz ſeines Bisthums mit großen Ehren beſtatten ließ. Von ſehr edlem Geſchlechte war beſagter Biſchof Bruno. Als ein Bruder des Kaiſers Heinrich, war er der Sohn der Mutterſchweſter von der Kaiſerin Giſela, ſeine Schweſter aber war die Gemahlin des ungariſchen Königs Stephan, und die Begründerin des Chriſtenthums beim dortigen Volke. — Das Bisthum Augsburg erhielt Eberhard.

XXVI. Auf welche Weise der Herzog Ernst sein Herzogthum wieder erhielt und sogleich wieder verlor.

Im Jahr 1030 feierte der Kaiser die Ostern zu Ingelheim. Dort erhielt der oben erwähnte Herzog Ernst von Schwaben sein Herzogthum zurück; doch sollte er gehalten seyn, seinen Vasallen Wehilo, der durch vielfache Partheiungen das Reich verwirret hatte, als einen Feind des Staats mit allen den Seinen zu verfolgen, und sich dazu eidlich zu verpflichten. Dies wollte er nicht; weshalb er denn als ein öffentlicher Feind verdammt, das Herzogthum auf immer ihm abgesprochen wurde, und er nur mit wenigen entkam. Der Kaiser gab aber das Herzogthum von Schwaben Herrmann, dem jüngern Bruder des nämlichen Herzogs Ernst, und empfahl ihn der Sorge Warmanns, des Bischofs von Konstanz. Der Kaiser aber, auf einstimmiges Gutheißen aller Fürsten des Reichs, ließ den Herzog Ernst und alle Feinde der Gerechtigkeit und des Friedens von den Bischöfen in den Bann der Kirche thun, und ihre Haabe versteigern. Die Kaiserin Gisela, was schmerzlich zu denken ist, aber großen Ruhm verdient, weil sie minder achtete eines unbesonnenen Sohnes, als eines weisen Gemahls, verpflichtete sich öffentlich gegen Alle, daß sie keine Rache oder Groll hegen wolle über etwas Böses, das jenem widerfahren möchte.

XXVII. Wie der Kaiser die Ungarn mit Heeresmacht überzog.

Zu der Zeit entstanden viele Irrungen zwischen dem Volk der Hungarn und dem der Baiern; doch durch Schuld der letztern, so daß der König Stephan viele Einfälle und Beute im Reich der Baiern machte; was den Kaiser anspornte, mit einem großen Heere die Ungarn zu überziehen. Der König Stephan aber, ohnmächtig gegen den Kaiser, suchte sich den Schutz des Himmels durch verordnete Bet- und Fasttage zu versichern. Der Kaiser, obwohl er in das durch Flüsse und Wälder befestigte Land nicht weit hineindringen konnte, nahm durch Beute und Verheerung an den Grenzen des Reichs genügende Rache, und kehrte zurück, um in einer gelegneren Zeit sein Beginnen weiter zu vollführen. Aber sein Sohn, König Heinrich, noch kaum Jüngling, der dem Bischof Engelbert von Freisingen anvertrauet war, bewilligte, als er eine Gesandtschaft vom Könige Stephan empfieng, wodurch dieser um Frieden bat, bei einstimmiger Gutheißung der Fürsten des Reichs, ohne Vorwissen des Vaters, die Gnade der Aussöhnung. Das war gerecht und weise gehandelt, daß er einen König, der widerrechtlich beleidiget war, und freiwillig um Gnade bat, wieder zum Freunde aufnahm.

Wie der Herzog Ernst Hülfe begehrte beim Grafen Otto.

Während dieses vorgieng, strengte sich der seines Herzogthums entsetzte Ernst, indem er mit vielen Gedanken und Versuchen umgieng, ohne Erfolg an, um dem Kaiser Widerstand zu leisten. Er nahm seinen Vasallen Wehilo und wenige andere zu sich, und gieng ins gallische Franzien (Franciam latinam) zum Grafen Otto, seinem Verwandten. Er war Schwestersohn mit der Kaiserin Gisela. Von diesem begehrte er Rath und Hülfe; aber wollte dieser, oder wagte er es nicht, er erhielt von ihm keinen Beistand wider den Kaiser.

Wie der Herzog Ernst umgekommen.

Als er von dort zurück wieder nach Schwaben kam, hielt er sich in dem Schwarzwalde, in sicheren Gegenden auf, und lebte dort elendiglich von Beute und Raub. Als ihn des Kaisers Kriegsheer von allen Seiten eingeengt hatte, griffen einige, die dem Kaiser ergeben waren, aus einem Hinterhalt die Pferde des Herzogs und seiner Begleiter auf, welche vortrefflich waren. Der Herzog aber, als er die Pferde, auf die er sich verlassen konnte, verloren, sah keinen Rath in einer so gedrängten Lage, und wußte nicht was zu thun sey; doch raffte er schnell von Pferden, was zu haben war zusammen, und gieng mit allen seinen Begleitern zum Walde hinaus; bei sich erwägend, daß es

beſſer ſey mit Ehre zu ſterben, als mit Schande zu leben. Und als ſie im Fortziehen durch die Waldthäler in jene Gegend Schwabens gekommen waren, welche Bara genannt wird, ſahen ſie ein verlaſſenes Lager, welches in der vorherigen Nacht die Feinde beſetzt hatten; alsbald nahmen ſie wahr, daß ſie überliſtet werden ſollten. Mangold der Graf, ein Lehnsmann des Kaiſers, welcher von dem Kaiſer und dem Biſchof von Konſtanz Warmann, der damals Namens des Herzogs Herrmann, Schwaben verwaltete, ein großes Lehn von der Abtei Augen zu Lehn trug, war nämlich dem Lande zum Schutz geordnet, gegen Raub und Brand vom Herzog Ernſt. Der Herzog, als er wahrnahm was vorgieng, faßte mit ſeinen Begleitern freudigen Muth, wähnend, ſie würden alle Unbilden jetzt ſogleich an den Feinden rächen können; und ſchleunig aufbrechend, fiengen ſie an, ihre Verfolger zu verfolgen. In der nämlichen Abſicht zog der Graf Mangold mit ſeinen Begleitern hierhin und dorthin, und ſie beobachteten fleißig den Weg des Herzogs. So geſchah es veranlaßt von beiden Seiten, daß ſie nahe genug auf einander ſtießen, um einander ſehen und anreden zu können. Mehr Krieger waren auf Seiten Mangolds als des Herzogs.

Und kein Verzug, ſo entbrannte die Schlacht. Auf Seiten des Herzogs bewegte die Kämpfenden Zorn, Wuth, ungeſtümme Kühnheit; auf der andern Seite Ruhmbegierde und der Reiz der Belohnung. Die den Herzog umgaben, dachten nicht mehr an das Leben; alle ſtürzten ſich dem Tod

entgegen. Der Herzog aber, weil er niemand in diesem Gefecht schonte, fand auch keinen, der ihn verschont hätte; verwundet von vielen sank er zuletzt entseelt hin *). Dort fiel der Graf Wetzilo, ein Lehnsmann des Herzogs, um dessentwillen dieses alles geschehen war. Adelbert und Iwarin, edle Männer, und viele andere wurden getödtet; und von der andern Seite fiel der Graf Mangold, der Urheber dieser Vereinigung, und viele andere mit ihm. Der Leichnam des Herzogs Ernst wurde nach Konstanz geführt, und nachdem er aus dem Bann, durch den Spruch des Bischofs gelöset war, in der Marienkirche begraben. Der Körper Mangolds ward in Augen beerdigt. Dieses höchst traurige Gefecht fiel am 16ten Tag des Augustmonats vor. Auf die erhaltene Nachricht davon, soll der Kaiser gesagt haben: » Tolle Hunde mehren ihr Geschlecht nicht. «

Rudolph, der König von Burgund, stirbt, und Otto greift sein Reich an.

Im Jahr des Herrn 1037 entschlief Rudolph, der König von Burgund, der Oheim der Kaiserin Gisela, im Frieden. Otto, ein gallisch-fränkischer Graf, sein Schwestersohn, fiel in sein Reich ein, und nahm einige feste Schlösser und Städte durch List oder mit Gewalt ein; er wagte nicht

---

*) Das war das Ende eines nicht ohne edle Gaben gebornen Sohnes der Kaiserin, weil er sein Haupt nicht unter die Herrschaft des Gesetzes gebeugt hatte.

sich zum Könige zu machen, wollte gleichwohl die Herrschaft nicht fahren lassen. Einige erzählten von ihm, daß er häufig gesagt, er wolle nicht König werden, aber immer der Führer des Königs seyn. So trennte er einen großen Theil von Burgund ab, obwohl das burgundische Reich dem Kaiser Konrad und seinem Sohne, dem König Heinrich, vom König Rudolph, nachdem er selbst gestorben seyn würde, eidlich zugesichert war. Während der Graf Otto solches in Burgund unternahm, war Kaiser Konrad auf dem Feldzug im Sklavenlande. Nach der Folge will ich erzählen, was hier der Kaiser gethan, und wie er nachher den Otto aus Burgund vertrieben. — Als der obenerwähnte Bolislaus, Herzog der Polen, gestorben, hinterließ er zwei Söhne, den Misiko und Otto. Misiko hatte seinen Bruder Otto verfolgt, und nach Rußland vertrieben. Als er dort einige Zeit kümmerlich gelebt, flehte er um die Gnade des Kaisers Konrad, damit durch sein Gebot und mächtige Hülfe, er Thron und Vaterland wieder erhalten möge. — Der Kaiser gewährte das, und veranstaltete, daß er selbst von der einen Seite, von der andern Otto, seinen Bruder Misiko angreifen sollten. Diesem Angriff vermochte Misiko nicht zu widerstehen, und floh nach Böhmen zum Herzog Udalrich, auf den um die Zeit der Kaiser erzürnt war. Dieser aber, um dadurch den Kaiser zu versöhnen, wollte ihm den Misiko ausliefern, diesen gottlosen Antrag aber verwarf der Kaiser, »er wolle den Feind nicht

von seinem Feinde kaufen.« Otto war in sein Vaterland wieder eingesetzt, und vom Kaiser zum Herzog gemacht. Da er sich aber unweise benahm, wurde er bald nachher von einem seiner Vertrauten heimlich umgebracht. Darauf bewarb sich Misiko auf alle Weise um die Gunst der Kaiserin Gisela, und der übrigen Großen, um der kaiserlichen Gnade wieder gewürdigt zu werden. Der Kaiser, von Barmherzigkeit bewegt, erzeigte ihm Gnade, und theilte die Provinz der Polen in drei Theile, wovon er ihm einen untergab; die beiden andern den übrigen; so war bei getheilter Macht auch die Verwegenheit geringer. Nach Misikos Tode hat sein Sohn Kasimir unsern Kaisern bis jetzt mit Treue gedient. (Der Beschluß folgt.)

IV.

Bemerkungen und Ergießungen in einsamen Stunden.

(Ausgezogen aus meinen Tagebüchern.)

Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze! — Romanus erat utraque ripa, war das Feldgeschrei der Römer zu Trajans Zeiten. Germanus eat utraque ripa, rufen nun die Deutschen mit edlem Zorn, ihr Recht an dem herrlichen Strom gegen die Nachkömmlinge der Römer behauptend. Ein Glück, daß Herrmanns Speer den Rechtsbeweis gegen Brennus Degen besser führte, als neulich Arndt's Feder. Sein System der natürlichen Grenze werfen das erste Kapitel der Germania des Tacitus und der fünfte Artikel des am 30sten Mai zu Paris geschlossenen Friedens um; und wie

viele Kapitel der Völkergeschichte, wie viele Artikel früherer Friedensschlüsse außer jenen noch? Wahrlich nicht blos für Knaben in der Geographie machen Flüsse Grenzscheiden. Die Politiker aller Zeiten, die Völker selbst müssen sie sehr natürlich und bequem gefunden haben. Doch über diesen Gegenstand zu einer andern Zeit ein ausführliches Wort!

Wie kommt es, daß es in den Rheingegenden so wenig bekannte und ausgezeichnete Dichter giebt, da doch dieselben durch ihre mannichfaltige Reize einen gefühlvollen Menschen begeistern müssen, und es denselben auch nie an Bildungsanstalten fehlte, um gute Köpfe zu wecken? In fruheren Zeiten auch nicht an Klöstern, welche den Musen eine Freistätte hätten geben können? Wir vernehmen zur Antwort: »Wenn ich liebe, schreibe ich keinen Roman, sondern küsse mein Mädchen; und wenn ich ein gures Glas Rheinwein vor mir habe, schreibe ich kein Rheinweinlied, sondern trinke es wacker hinunter, und fühle das wirklich, was Claudius dichten mußte.» Diese Antwort ist (wenn ich sie nicht bloß zum Scherz hinnehmen soll) eine schlechte Empfehlung des rheinländischen Volkes. Sie setzt, um wenig zu sagen, eine sehr derbe Denkart desselben voraus. Was ich im Namen Klopstocks, Kleists, Claudius, Lessings, die den Rheinwein besungen, ernstlich zu erinnern hätte (wenn die Sache Ernst gälte) wüßte ich wohl. Für jetzt den gelehrten und patriotischen Rheinländern nur diese Fragen: Lebten

die Griechen unter einem weniger schönen Himmelsstriche, und besonders die Jonier, in einer weniger fruchtbaren Gegend, als die Rheinländer? Hatte Grazien nicht auch seinen Niederwald, seinen Johannesberg, seinen Drachenfels? Trank, küßte und tanzte Anakreon blos in seinen Liedern? Lebten die griechischen Jünglinge nicht auch schöne Romane mit Lesbischen Mädchen, so gut wie unsere feinen Herren mit den Nymphen des Rheins? — Es kommt mir sehr vor, als ob jene in ihren Genüssen um eine Potenz höher gestanden, als diese; als hätten die Zechbrüder zu Athen und Teos mit ihrer Gabe zu trinken noch etwas mehr verbunden, als jene im weißen Rosse zu **en; oder in der Kanne zu ***heim, oder im Berge zu **st. — Eine materielle Denkart sollte man nicht beschönigen, sondern vielmehr ihren letzten Grund aufspüren, und ihn, wo möglich, wegräumen.

Erklärung.

Da ich meiner Entfernung wegen seit einigen Monaten keinen thätigen Antheil an der Redaktion des rheinischen Archivs nehmen konnte, und folglich auch, außer den meinigen, für die übrigen dahin eingeschickten Schriften oder Aufsätze nicht stehen kann, so erkläre ich hiermit, daß ich auch künftig an dieser Redaktion nicht mehr Theil nehmen werde; und bitte daher den Herrn Verleger, meinen Namen auf dem Titelblatte künftig wegzulassen.

Frankfurt den 19. Sept. 1814.

Vogt.

I.

Gedichte.

Die Vermählung nach dem Tode.

Geladen waren viele Gäste
Zum feierlichen Hochzeitfeste;
Und viele Ritter, viele Herrn
Erschienen aus der Fremde fern.
Und als sie nach dem Schlosse kamen,
Beschied man in des Grafen Namen
Hinauf sie in den Rittersaal,
Zum feierlichen Hochzeitmahl.

Doch wer beschreibet ihr Entsetzen,
Als statt zum bräutlichen Ergötzen,
Zur Freude fröhlich ausgeschmückt,
Sie rings des Todes Bild erblickt?

Denn in des Flores ſtummes Trauern
Gekleidet ſind die hohen Mauern,
Von einer Lampe Schein erhellt,
Der nieder von der Decke fällt.

Und weithin, nach dem Hintergrunde,
Sieht man in düſterer Rotunde
Ein Schaugerüſte aufgeſtellt,
Das eine Bahre ſchwebend hält;
Darauf noch mit des Lebenszügen,
Wie ſchlummernd, eine Dame liegen,
Ihr prägt' auf's Antlitz die Natur
Der Schönheit und der Liebe Spur.

Und ringsum herrſcht ein tiefes Schweigen;
Mit des Erſtaunens ſtummen Zeichen
Giebt nur die Miene, nicht der Mund,
Die wogende Empfindung kund.
Und noch hält wartendes Verlangen
Der Ritter Athem rings gefangen,
Da tritt zur Thüre raſch herein
Der kühne Graf von Nordenſtein.

Und mit des Helden feſtem Schritte
Durchwandelt er der Reihen Mitte;
Stellt vor die Todtenbahre ſich
Und ſpricht die Worte feierlich:

» Geladen hab' ich Euch, Ihr edlen Gäste,
Um beizuwohnen dem Vermählungsfeste,
Das ich begehen wollte mit der Braut,
Die thränend Ihr auf dieser Bahre schaut. «

» Nicht hat dem blinden Schicksal es gefallen,
Mich zu beglücken vor den Menschen allen;
Denn herrlicher als einer unter Euch,
Wär' ich geworden in des Engels Reich.
Von Seele groß, so wunderschön von Leibe,
Was glich auf Erden diesem Götterweibe?
Wer mußte nicht vor dieser Reize Gluth
Gerathen in der Liebe Zauberwuth? «

» Noch jetzt, da sie des Todes Nacht umfangen,
Brennt fort in mir das sehnende Verlangen,
Zu schließen mich an diesen schönen Leib,
Und Eins zu werden mit dem Götterweib.
Und kann sie selbst, die Todte, nicht erwarmen;
Erwarmen will doch ich in ihren Armen,
Berauschend mich in süßem Kuß und Druck,
Das Leben opfernd mit des Lebens Schmuck. «

So stürz' ich kühn mich in die Todeswelle,
Die wild umfluthet meines Glückes Schwelle;
Und raube untersinkend noch, im Sterben,
Der langen Sehnsucht seliges Erwerben. —

Und Euch geladen hab' ich d'rum, Ihr Zeugen,
Zu halten mir den frohen Hochzeitreigen,
Wenn ich zu Bette gehe mit der Braut,
Und Euer Auge mich nicht wieder ſchau't. « — —

So ſprach der Graf. In Zweifel ſchwebet
Noch jedes Hörers Bruſt und bebet:
Da ſinkt der Boden, der den Sarg
Und kühnen Grafen ſchnell verbarg.
Und keine Spur mehr war zu finden
Von dieſem ſeltſamen Entſchwinden;
Nie hat den Bräutigam und Braut
Ein ſterblich Auge mehr geſchau't.

An Hölty.

Thauig ſenkt ſich die Nacht über die Thale hin,
Schlummer athmend und Ruh, decket den blendenden
Tag mit ſanftem Gefieder,
Neue Welten eröffnend, zu.

Leichter athmet die Bruſt, ſüße Empfindſamkeit
Fliegt, und, leichteren Schwungs, gaukelnde Phantaſie
Durch die Seiten der Seele
Harmonienreich auf und ab.

Träumend irr' ich im Thal, Liederakkorde weh'n
Flüchtig über des Geist's zitternde Saiten hin,
Freundschaft, Vaterland, Liebe,
Ruhm, Unsterblichkeit klingen an.

Aber rauschender tönt nichts durch die Saiten hin,
Als die Sehnsucht nach dir, lieblicher Sänger; — ach!
Warum deckt dich der Hügel,
Reines, liebendes, warmes Herz? —

Gingst du neben mir nun durch den verstummten Hain,
Durch das schweigende Thal, wo Philomele nur
Wacht, am murmelnden Bache,
Den mit Funken der Mond bestreut,

Himmelsseeligkeit, ach! strömte durch meine Brust; —
Jedes süße Gefühl, Hölty! und jeden Schmerz
Dürft' ich, dürft' ich sie weinen
Hingeschmiegt an dein warmes Herz!

Doch umsonst ist der Wunsch! Lang ist dies Herz verstummt,
Dieses fühlende Herz! Weinend ruf' ich dir nach:
O du redlicher Jüngling,
Warum nahm dich die Gruft so früh'!

Genügsamkeit.

Nicht nach Kronen und Gold und Säulenhallen,
Nicht nach ewigem Ruhme sehnt mein Herz sich!
Diese Thränen der Sehnsucht fließen rein, wie
Thau in den Duftkelch!

Denn gigantischer Wünsch' Erfüllung bringet
Selten Wonne: bescheidner Wünsch' Erfüllung
Machet irrdische Götter, hat den vollen
Segen des Himmels.

Nur ein Hüttchen in einsam stillem Thale
An die Hütte des Freund's gelehnt, der Liebe
Glück darin und Gesang, das ist der Wunsch, die
Sehnsucht des Herzens!

Heitere Ruhe, Freundschaft, Lieb' und Lieder!
Schweift gen Himmel mein Wunsch? o nein! doch Heil dem
Herzen, dem er genügt! ihm strahlet Weisheit, —
Weisheit ist Himmel!

Die Blume und der Schmetterling.

Blume.

Ey bunter Schmetterling
Bist doch ein munt'res Ding!
Du giebst so süßen Kuß,
Daß man dich lieben muß,
O flatt're nur nicht wieder fort!
Hält dich kein Blick, kein zärtlich Wort?

Schmetterling.

Sieh, Herzchen, was da blüh't,
Das locket mich und zieh't,
Ich kann nicht widersteh'n,
Ich muß es nahe seh'n;
Wärst hold und schön nur du allein,
Wollt' ich beständig bei dir seyn.

Blume.

Ach wär' dies auch nur Scherz,
Solch' Reden macht mir Schmerz,
Doch kümmert's dich nicht viel,
Du treib'st mit Allem Spiel;
Ach, jüngst ein Mädchen zu mir sprach,
Du ahmtest dies den Menschen nach.

Blumenlied des Gärtners.

O Tulpe, wie prangst du
Voll Farben, voll Licht!
Zu reizen verlangst du,
Doch liebt man dich nicht.

Du, Rose, treibst Blätter,
Ein duftender Wald,
Doch sonniges Wetter
Zerstört dich zu bald.

Du, Lilie, bist Zierde
Der Gärten der Welt,
Doch hast du zur Würde
Den Stolz auch gesellt.

Auch du willst mich locken,
Jacinthe, zum Spiel;
Doch schwankende Glocken
Sie rühren nicht viel.

Dich, Veilchen, das stille
Verborgen nur blüh't,
Dich liebet in Fülle
Ein sinnig Gemüth!

Der Knabe.

» Wie steil auch der Berg sey,
Nur muthig hinauf!
Nicht hemme der Fels mir
Den strebenden Lauf.

Dort ruht ja der Himmel
Mit goldenem Schein',
Ich schwing' durch die Wolke
Mich freudig hinein.

Dann herz' ich und küß' ich
Den wandelnden Stern,
Ich spiel' mit den Engeln;
Sie dulden es gern. «

So singet der Knabe
Und klimmt dann empor
Und tritt auf den höchsten
Der Gipfel hervor;

Doch schaudernd verwundert
Erhebt er den Blick:
» Wie? Floh denn der Himmel
Noch weiter zurück?

Zwar wölbt er hier oben
Sich herrlicher noch!
Doch ach, unerreichbar!
Wie fern und wie hoch!

So fern, ja noch ferner
Als unten im Thal! — «
— So geht es uns allen
Mit dir: Ideal!

II.

Auguſt und Wilhelmine.

Dritter Abſchnitt *).

In Steineck ſaßen die ehrenwerthen Glieder der Spielgeſellſchaft beiſammen, und gähnten ſich einander um die Wette an. Die Damen hielten es am längſten bei den Karten aus, weil ſie ihrer Unterhaltung eine reizende Mannigfaltigkeit zu geben wußten. In den Sitten und der Haushaltung ihrer zahlreichen Bekanntſchaften finden ſie immer einen unerſchöpflichen Stoff, an dem ſie ihre geſprächige Nächſtenliebe üben, und in der neueſten Mode einen fruchtbaren Gegenſtand zu geiſtreichen und gemeinnützigen Bemerkungen. Die Männer konnten nur mit Trinken und Spielen wechſeln; und es war ihnen unbegreiflich, warum

*) Den erſten und zweiten Abſchnitt findet man im dritten und vierten Hefte, Seite 296.

in Steineck die Tage so schrecklich lang seyen. Nur das allgemeine Zeugniß ihrer Uhren für den regelmäßigen Gang der Sonne konnte ihnen die Gewißheit geben, daß diese, von einem neuern feindseligen Josua aufgehalten, sie nicht zum Besten habe.

Hätten wir nicht Lust, sagte der Graf, uns weiß zu machen, wir amüsirten uns königlich, während dem wir nicht wissen, wie wir den höllisch langen Tag los werden sollen? Unsere Jugend hat ohne Zweifel auf die Freuden des Landlebens eine poetische Lobrede fertig; aber was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß ich mich recht herzlich langweile, und jeder, der aufrichtig ist, wird dasselbe sagen. Nur wer von dem bösen Geiste der Dichtkunst, der wie ein epidemisches Uebel um sich greift, und die Köpfe und Gefühle verwirret, besessen ist, schämt sich seines natürlichen Gesichtes, und legt diese poetischen Schönpflästerchen auf. Ich mag die helle Sonne recht wohl leiden, deren befruchtende Wärme die Natur belebt, und ihre Produkte zeitigt; aber ich bin weder eine Weinrebe noch eine Kaffeestaude, und habe nicht nöthig, meine Trauben und Bohnen an der Mittagshitze reif zu glühen. Auch dem Mond bin ich nicht feind, obgleich er mich noch nie mit dem milden Blick der Zärtlichkeit angesehen hat, den die Verliebten in seinen stillen Augen finden. Es gehört überhaupt eine eigne heilige Weihe dazu, um sich mit der geist- und willenlosen Natur in ein freundschaftliches Verkehr zu setzen. Die Sterne, Wälder und Bäche,

die zu so Vielen in feurigen Zungen sprechen, sind für mich weniger gefällig, und bleiben stumm und taub.

D'Arcy gab seinem Freunde Beifall, und hatte große Lust, die lächerliche Empfindelei, die in einem Walde mehr als Bau- und Brennholz, und in den mit tausend Farben geschmückten Wiesen etwas anders als Futter sieht, in der Lauge seines beissenden Spottes zu baden, als die Gesellschaft eben von Hochdorf wieder zurück kam. Thalheim hatte in der Nähe von Steineck sechs herumstreifende Musikanten angetroffen, die sich alle für Meister auf ihren Instrumenten ausgaben, und sie überredet, den Abend die Gesellschaft durch ihre Kunst zu unterhalten. Die Bande zog mit ihrem Schutzherrn, der ihr eine reiche Erndte verhieß, in Steineck ein. Es waren alle seltsame aber höchst muntre Leute. Jeder litt an einem körperlichen Gebrechen; und neben dem Buckeligen hinkte ein Lahmer, und der Einäugige schielte seinen krummbeinigen Nachbarn an. Die drolligste Figur war der Kapellmeister, wie er sich nannte, das verehrte Haupt des Künstlervereins, ein noch ziemlich rüstiger Alter mit kahlem Kopfe und langem Barte. Seine beiden Beine, an denen die unförmlich dicken Waden vorn saßen, waren an dem Knie einwärts gebogen. Die Farbe seines Gesichts war jugendlich frisch, und die Augen glanzten von Feuer. Alles gaffte den lächerlichen Aufzug an, und ließ, auf Kosten der gutgelaunten Krüppel, seinem Witze

freien Lauf. Man trug ihnen Trank und Speise in einem Nebenzimmer auf, damit sie sich labten.

Wir wollen diesen Abend recht munter seyn, rief Thalheim, und tanzen und trinken, und den herrlichen Tag auf eine Art beschließen, die seiner würdig ist! Es ist doch wahrhaftig eine himmlische Besitzung dieses Steineck! Das soll Gott wissen, brummte der Graf. Du hättest die Seligkeiten des Himmels diesen Nachmittag nur alle mit genießen sollen. — Das habe ich, fiel Thalheim ein. Kaum erinnere ich mich der Zeit, in der ich so vergnügt, so ganz glücklich war. Bedenken sie doch nur die unvergleichliche Gegend, die große Aussicht von den nahen Bergen, die romantische Lage unsrer Wohnung, die friedliche Stille in den lieblichen Thälern, die — — Laß das gut seyn, lieber, poetischer Neffe! unterbrach ihn der Graf. Auf prosaische Menschen, wie d'Arcy und ich sind, will das nicht recht wirken.

Es kömmt auf Geschmack und Gewohnheit an, sagte d'Arcy. Jeder gefällt sich, mehr oder weniger, in seinem bekannten Kreise. Das Vaterland hat mit seinen Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten und Vorurtheilen für die meisten Menschen gewisse unwiderstehliche Reize; und je näher sie der Natur stehen, daß heißt, je ungesitteter, ungebildeter, roher und beschränkter sie sind, desto stärker wirken diese Reize auf sie. Alles, was die geliebte Heimath hat, ist vortrefflich, das Fremde abscheulich oder lächerlich. Jeden

angeerbten Glauben, er beziehe sich auf Religion, Staatsverfassung, Sitten oder Gebräuche, halten sie für heilig. Wilde leiden auch darum vorzüglich an Heimweh, und in dem ziviliſirten Europa nur noch die Schweizer aus den rauhen Bergkantonen.

Durchgehen wir das große Reich der Natur von dem Steine bis zum Menschen, und wir sehen, daß die Freiheit mit der edlern Natur der Wesen steigt! Die rohe Erde liegt unbeweglich an die todte Masse des Bodens gefesselt; die Pflanze richtet sich auf, dem lieblichen Strahl der Sonne und dem belebenden Hauch der Luft entgegen, steht aber mit ihren Wurzeln in der Erde festgehalten. Das Thier hat freie Bewegung, ist aber mit seinem Leben und Instinkte an ein bestimmtes Klima und eine gewisse Lebensweise angewiesen. Nur der Mensch ist alles und allenthalben, und weiß sich mit jedem Boden, jedem Himmelsstrich und jeder Nahrung verträglich abzufinden. Wie das Thier über dem Stein, so steht über dem rohen Menschen der gebildete; und der Vollkommenste ist der, welcher sich von allen Banden befreit hat, die ihm die Noth, äußere Verhältnisse, die Natur oder Menschen auferlegten, der keinem Orte und keiner Zeit angehört.

Je höher der Mensch auf der Stufe der Kultur steht, desto unabhängiger macht er sich von allem, was ihm von der Natur oder seinen Vorfahren aufgedrungen ward, und denkt und handelt frei. Wie der Stand der Barbarei zur

aufgeklärten Zeit, so verhält sich das Land zur Stadt. Jener kann einige rauhe Tugenden, aber weder Geist noch Annehmlichkeiten haben; und der höchst vollendete Mensch ist der höchst zivilisirte. In dem einförmigen Ring der Weltgeschichte sehen wir die Jahrhunderte des Perikles, Augusts, der Medicis und des großen Ludwigs als kostbare Steine glänzen. — Darüber sind, erwiederte Thalheim, die meisten Schriftsteller, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner, Dichter, Mahler, Bildhauer, Komödianten, Bau- und Tanzmeister einig; und die führen das Wort für die Völker, welche nicht reden können und ewig minderjährig bleiben. Es muß doch wohl wahr seyn, wenn es diese unverdächtige Stellvertreter der Nationen sagen!

Sie sind zu geistreich, bemerkte d'Arcy, im Zweifel, ob es Thalheim mit seiner Aeußerung aufrichtig meine, als daß Sie anders denken könnten. Vergleichen Sie den einförmigsten Tag in Paris mit dem genußreichsten auf dem Lande; welch ein Abstand! Dort sind die ausgesuchtesten Gesellschaften, wo Geschmack, Anstand, ein feiner Ton und Bildung herrschen, bereit, Sie aufzunehmen. Die vollendete Wissenschaft finden Sie bei der höchsten Kunst, die umfassendste Gelehrsamkeit an der Seite der gefälligsten Lebensart; und was die Genien aller Völker und Zeiten Vorzügliches erzeugt haben, wetteifert Ihren Wünschen zuvor zu kommen. Musäen, Bibliotheken, Akademien, Theater, große und kleine Zirkel stehen Ihnen offen. Welches

auch Ihr Geschmack, von welcher Art auch Ihre Bedürfnisse seyn mögen, Sie finden immer Mittel, sie zu befriedigen. In diesem Augenblick vielleicht würde sich der Vorhang heben, und sie in dem Genusse eines Meisterstücks von unserm Racine oder Moliere schwelgen, oder eine Zauberwelt in unsrer Opera bewundern; hier sollen einige Karrikaturen von Fiedlern schaben.

Es wäre dann doch immer noch eine Frage, erwiederte Thalheim, dem Steineck lieb geworden war, wo wir den größten Genuß fänden. Ich bin keineswegs der Meinung, daß die Gegenstände desselben ihn allein bestimmen, sondern vorzüglich unsre Empfänglichkeit dafür. Setzen Sie, Herr Marquis, einige epikureische Leckermäuler an eine reich besetzte Tafel, wird es den übersatten, müßigen Gästen so wohl schmecken, als gemeine Kost unsern rüstigen Bauern von Steineck und Hechdorf? Ich werde mich nie überreden können, unser Genuß liege mehr in dem Gegenstande desselben, als in uns selbst, und ein Magen, der sich ohne Eßlust mit Rebhühnern, Pasteten und Kapwein angefüllt hat, seye dem vorzuziehen, der seinen Rindsbraten und Kartoffeln, mit einem erträglichen Landwein, hungrig aufzehrt und gut verdaut. Möchten Sie lieber, in einer Loge in der großen Opera, an der Stelle eines von Jugend auf verwöhnten Zärtlings sitzen, den der Genuß abgestumpft und erschöpft hat, dessen weiches Gehör der geringste Mißlaut wie ein Mörder anfällt, und der durch das Vorzügliche ge-

gen das Gute gleichgültig geworden ist, als an der eines einfachen Schweitzers seyn, den sein Kuhreigen entzückt? Man kann Recht haben, die ersten Städte der Welt mit ihren unendlichen Hülfsmitteln, mit ihren großen Aerzten, vorzüglichen Apotheken, hôtels garnis und restaurateurs für Körper und Geist zu preisen. Wer sie braucht, darf sich Glück wünschen, sie zu finden; ich aber will lieber gesund seyn und alle diese Herrlichkeiten entbehren. Die Menschen im Allgemeinen, und die höheren Stände ins Besondere täuschen sich, indem sie glauben, die Güter, die äußeren Gegenstände könnten uns reich und glücklich machen. Eine gesunde Ruhe auf Moos ist einer kränklichen Schlaflosigkeit auf Eiderdunen vorzuziehen; und wer seine Kanne Bier mit Lust trinkt, genießt mehr, als der seinem gereisten Bordeaux keinen Geschmack abgewinnen kann. Ich habe Menschen gesehen, auf welche die Leiden der heiligen Genovefa mit so inniger Rührung wirkten, als die göttliche Athalie vielleicht nie auf ein aufgeklärtes, hochgebildetes Publikum, oder selbst Homer auf den gelehrtesten Hellenisten gewirkt haben. Was wollen wir dann eigentlich? Doch ohne Zweifel, die Wirkung, das Resultat, den Zweck. Kömmt es dabei nun auf den Reichthum oder die Armuth der Mittel an, die dahin führen? Die uns am schnellsten und sichersten zum Ziele bringen, sind doch, sollte ich denken, die besten. Brauche ich bei Sturm und Wetter ein Licht, dann thut mir die einfachste Laterne bessere Dienste,

als ein Dutzend Kronleuchter mit Wachskerzen. Ein orientalischer Schach ist in seinem Harem, das tausend reizende Schönheiten aus Georgien und Tscherkassien bevölkern, ein armer Mensch gegen den schlichten Bauernjungen, der, das Herz voll treuer Liebe für sein Mädchen, in der Geliebten einen Engel und in ihrer Gegenliebe seinen Himmel findet.

Könnten Sie wohl in Versuchung kommen, fragte d'Arcy lächelnd, die Mahlzeit eines Karaiben einem Diner bei Cambaceres, den Schlachtgesang des wilden Kanaders dem Don Jouan Ihres Mozarts, und die einfache Schöne aus Grönland einer gebildeten Deutschen, Französin, oder Italienerin vorzuziehen? — Ich wohl nicht, rief Thalheim, aber wahrscheinlich der Karaibe, der Kanader und Grönländer. Darin liegt eben unsre anmaßende Thorheit, daß wir an uns, als dem allgemein geltenden Maßstabe, alles andre messen, mit unserm Gaumen alle Speisen versuchen, mit unsern Ohren alle Musik beurtheilen, an unsrer Wahrheit jede andre prüfen. So gleichen wir dem Bette Prokrusts, in welches das Ungeheuer die Menschen legte, und die, welche es zu groß oder zu klein für dasselbe fand, verstümmelte oder auseinanderriß, bis sie von gleicher Länge mit seiner Höllenmaschine waren. Ich möchte doch wissen, was uns das Recht geben könnte, einem Menschen zu sagen, seine Nase müsse wohlriechend finden, was es für die unsrige ist? Jenem Sybariten, der

die großen Vorzüge der Lebensart in seinem Vaterlande, die Mannigfaltigkeit der Genüsse, den Reichthum der Tafel, die köstlichen Weine und die liebenswürdigen Schönen anpries, antwortete ein Spartaner kalt: Du kennst wohl deine Genüsse, aber nicht die meinigen. Wer mag sagen, der einfache Naturmensch habe Unrecht, wenn er sich arm fühlt bei unserm leeren Reichthum, einsam in dem Gewühle unsrer vielplaudernden, nichts sagenden Gesellschaften; und wenn er bei der ersten Gelegenheit, die sich zu seiner Flucht darbietet, alle die Herrlichkeiten von sich wirft, mit denen ihn die europäische Eitelkeit geputzt hatte, und nackt zu seinen nackten Landsleuten zurückkehrt?

So hoch unser Geschlecht, erwiederte d'Arcy, sich durch seine feinere Bedürfnisse und Genüsse über die übrigen Geschlechter der Thiere erhebt, so hoch steht der zivilisirte Mensch über dem rohen. Wenn es auch wahr wäre, daß der Grönländer sich bei seinem Mahle von Fischthran und rohem Fleisch so gütlich thut, als ein Pariser Leckermaul von dem berühmten epikureischen Institut bei einem Festgelage, so bezeugten doch schon die Genüsse den großen Abstand von dem gebildeten, feinen, geistreichen und gesitteten Südländer bis zu dem rohen, stumpfsinnigen, gedankenlosen Barbaren des Norden. Ich läugne keineswegs, daß ein halbnackter Bewohner der Cevennen so viele Genüsse haben könne, als ein Crebillon oder Piron; aber die Genüsse des ersten sind die eines mit der Thierheit noch

nahe verwandten Halbmenschen, da die letzteren eine höhere Ordnung von Wesen anzukündigen scheinen. Was von Einzelnen gilt, muß von ganzen Ständen gelten; und ich glaube darum mit Recht behauptet zu haben, die Stadt stehe, im Allgemeinen, so hoch über dem Lande, als das Jahrhundert Ludwigs XIV. über dem Ludwigs des Heiligen.

Ich glaube aber nicht, rief Thalheim etwas ärgerlich, daß die Verschiedenheit in den Genüssen der Menschen, diese Verschiedenheit unter ihnen selbst hervorbringe, oder auch nur anzeige! Müssen wir den sinnlichen Menschen nicht ganz von dem moralischen trennen? Kömmt es bei dem ersten nicht einzig auf die Mannigfaltigkeit und vorzüglich auf die Intension der Genüsse an; und wird der gesunde, kräftige Bauer, in dieser Rücksicht, nicht besser daran seyn, als ein kränklicher schwacher Kammerjunker? Wer sich und seine Leidenschaften zu beherrschen versteht, wo sie für andre schädlich würden; wer in seinem Kreise so viel Gutes wirkt, als er kann, und weiß, was er wissen muß, um alle Pflichten seines Standes zu erfüllen, der ist, als moralisches Wesen, was er seyn soll. Unsre wahre menschliche Größe hat mit unsern fünf Sinnen, mit unsern Fabriken, Manufakturen, Künsten und Wissenschaften nichts gemein. Epaminondas, der nicht ausgehen kann, wenn er seinen Mantel waschen läßt, weil er nur den einzigen hat; Cincinnatus, der die Abgeordneten Roms, da sie ihm seine Ernennung zum Diktator ankündigen, mit entblößtem Haupte

am Pfluge hinter seinen Ochsen empfängt, und Curius, den die Gesandten der Sammiten bei dem Herde finden, wo er sich selbst ein Gericht Rüben bereitet, mögen, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, doch einige Marschälle von Frankreich werth seyn, und wenn jeder derselben dreißig Koppel Hunde, zwei hundert Reitpferde, zwanzig Köche und hundert Bedienten hätte. Alle Kunst und Wissenschaft ist ja doch nichts als Mittel, wie unsre Fabrik- und Manufakturanstalten. Nur weil wir glauben, daß sie uns Dienste leisten, brauchen wir sie; und ein Boerhave, ein La Lande, ein Descartes und Merlin von Douai wären bei den Nomaden Arabiens oder des nördlichen Amerika's, in Sparta und dem alten Rom so unnöthig als unsre Putzmacherinen, Kunstköche, Peruckenmacher, Modehändlerinen und Ballettänzer. Oder sollte ich glauben, wir seyen größer, weiser und besser als Solon, Numa, Lykurg, Camillus, Aristides, Fabricius und Sokrates, weil wir Hemdkrausen, Manschetten, Toupets, dreieckige Hüte und Umschlägstiefel tragen? Wo Gerechtigkeit geübt wird, herrscht die beste Jurisprudenz, auch ohne Justinian und eine peinliche Halsgerichtsordnung. Wo die Menschen wissen, was sie wissen sollen, um in ihrem Kreise alles Gute zu thun, das sie thun können, da herrscht wahre Aufklärung, auch ohne Akademien, Bibliotheken, Wochen- und Monatsschriften, Musenalmanache und Schau- und Trauerspiele.

Sie wissen, Herr Marquis, daß die Egypter dem großen Agesilaus, bei der Nachricht von seiner Ankunft in ihrem Lande, entgegen strömten. Die Neugierde trieb, was Beine hatte, nach dem Ufer, um den Mann zu sehen, der die Welt mit dem Rufe seiner Thaten erfüllte. Was war es? Ein kleiner Mann ohne Ansehen und Auszeichnung, der mitten unter seinen Spartanern auf dem Boden sitzt. Die Bedienten des Königs bringen indessen reiche Geschenke, ausgesuchte Speisen, köstliche Getränke und seltne Parfümerien. Agesilaus nimmt für sich und die Seinigen einige gemeine Nahrungsmittel, und läßt die Kostbarkeiten unter die Sklaven vertheilen. Was kann an einem solchen Menschen seyn? Auch lachte die Menge herzlich über den Thoren; die feine Welt aber lächelte achselzuckend, und bedauerte die verlorne Mühe, durch falsche Gerüchte betrogen, einem Mann entgegen gekommen zu seyn, dem es auch an dem ganz gewöhnlichen gesunden Verstande fehlte. Urtheilten wir nicht wie die kultivirten Egypter über den Barbaren Agesilaus, wenn wir, Herr Marquis, ihre Grundsätze zum Maßstabe nähmen?

D'Arcy, der merkte, daß Thalheim warm wurde, suchte August in die Unterhaltung zu ziehen. Er fragte ihn, was er über den ganzen Streit denke, und für welche Meinung er sich erklären würde. Mein Freund und ich, antwortete dieser, kennen uns zu lang, als daß nicht auch in unsern Ansichten und Grundsätzen eine gewisse freundschaft-

liche Uebereinstimmung herrschen sollte. Ich kann nicht läugnen, Herr Marquis, daß ich den palläſtenreichen Städten, wie den goldnen Jahrhunderten der Ludwige und Auguste, deren Vorzüge ich übrigens gebührend anerkenne, nicht besonders hold bin, und das Land und die einfachen Zeiten, in denen mehr Wahrheit und Treue, aber weniger Glanz und Kunst herrschte, ihnen bei weitem vorziehe.

Wahrend dieser Erörterung hatte sich beinahe der ganze weibliche Theil der Gesellschaft nebst den geschmackvollsten Männern verloren. Ich schließe aus diesem Umstande von böser Vorbedeutung, daß der Inhalt der Unterredung nicht so anziehend seyn müsse, als die Theilnehmer derselben, vielleicht aus Eitelkeit, glaubten. Ich meiner Seits kann diese gelehrte Untersuchungen nicht leiden, die mich ewig in dem Gange der Geschichte unterbrechen. Die Leute lesen solche Bücher nicht, um sich zu unterrichten. Dazu sind sie selbst zu unterrichtet; und sollten sie zu Zeiten auch noch etwas Belehrung brauchen, dann suchen sie dieselbe wahrhaftig nicht in frivolen Romanen, die blos zum Vergnügen gemacht sind. Anfangs freute ich mich, daß mir die Beschreibung einiger Szenen aus dem Leben meines Augusts zu Theil ward. Ich hoffte ein Buch zu machen, das Aufsehen erregen, und besonders die Gunst des weiblichen Publikums gewinnen sollte. Diese Hoffnung habe ich nun aufgegeben, sobald ich die disputirsüchtigen Männer sich in die Hauptrollen theilen sah. Wäre es mir erlaubt gewesen,

meinem eignen Geſchmacke zu folgen, gewiß hätte ich etwas ganz anders geliefert. Abentheuer würden Abentheuer abgelöſt, und Jammer, Mönche, Entführungen, Betſchweſtern, Mord, Brand, Gewitter, Noth, Hölle, Geiſter, Bankerute, Zauberei, Raubſchlöſſer und Klöſter in ſchöner Symmetrie gewechſelt, und auch nicht ein geſcheidter Gedanke, nicht eine vernünftige Betrachtung den raſchen Abſchluß der Handlung aufgehalten haben. Aber was vermögen wir anders zu thun, als daß jeder die Bürde des Lebens, wie ſie ihm das Schickſal aufgeladen hat, mit Geduld trägt? Ich kann ſo wenig dazu, daß ich dieſes Buch ſchreibe, als der türkiſche Sultan und alle ſeine gegenwärtige, vergangene und zukünftige Kollegen, in und außer Europa, dazu können, konnten und noch können werden, daß ſie Menſchen und nicht Schweine hüten und gehütet haben.

Vierter Abſchnitt.

Während dem die gelehrten Herren ſich über die Genüſſe des Lebens ſtritten, genoſſen es die Muſikanten in einem Seitenzimmer bei den Erfriſchungen, die ihnen gereicht wurden, praktiſch. Sie hatten der Unterredung aufmerkſam zugehört, und ſich wechſelſeitig im Stillen ihre Bemerkungen mitgetheilt. Endlich ſtund der Kapellmeiſter auf, näherte ſich mit komiſcher Feierlichkeit der Thüre, machte gegen die Geſellſchaft eine tiefe, unbeholfene Verbeugung

und ſprach: Es mag verwegen ſeyn, daß ein gemeines Weſen von einem Muſikanten ſich in herrſchaftliche Geſpräche miſcht. Aber ich erinnere mich einer Anekdote, die ſich auf den Gegenſtand Ihres Streites bezieht; und wann die Herrſchaften befehlen, will ich ſie vortragen, ſo gut ich es vermag. — Das iſt ein Schwank, rief Thalheim, laß hören! Je drolligter, deſto beſſer. — Ja, ſagte d'Arcy, ſchon des Styls und Vortrags wegen wollen wir hören. Erzähl' er Muſikus! Der Kapellmeiſter machte abermals eine tiefe linkiſche Verbeugung, dankte für das gnädige Vertrauen der hohen Herrſchaften und begann: Ich bin der Sohn eines engliſchen Pärs, und werde ſelbſt einmal Pär des Reichs, nach dem Ableben meines alsdann hochſeligen Vaters. In dem Senat des Seeleherrſchenden Volkes, das es auch verdiente das Land zu beherrſchen, als Vormünder des unmündigen Kontinents, bis zu ſeiner Emanzipation, werde ich dereinſt als gebornes Parlamentsglied ſitzen. Darum vergeben Sie meiner Erzählung die brittiſche regelloſe Form und eine etwas breitgeſchlagene Umſtändlichkeit. Die Britten ſind noch eine Nation; und keine iſt es ohne gewiſſe Nationaleigenheiten, die Fremde Gebrechen nennen. — Pſt! rief d'Arcy lachend in franzöſiſcher Sprache: Der Muſikus nimmt einen hohen Flug, wahrſcheinlich damit, der Antitheſe wegen, der Fall deſto tiefer und raſcher wird. — Das fürchten Sie nicht, Ew. hochgräfliche Exzellenz, antwortete der Kapellmeiſter ebenfalls franzöſiſch. Ich halte es

für das Zeichen einer ziemlich reifen Bildung, wenn man in seinem Leben, es sey handelnd, redend oder schreibend, sich das horazische humano capiti cervicem jungere equinam, nicht zu Schulden kommen läßt. — Also: Es war unter der Regierung Königs Ludwigs XIV. französisch-glorreichen Andenkens, wo Abgeordnete aus allen Theilen der Welt nach der Hauptstadt des guten Geschmackes kamen, um die Huldigungen ihrer Fürsten vor die Stufen des französischen Thrones niederzulegen. Dieser Ludwig, der wahre Repräsentant der französischen aufgeputzten und schimmernden Größe, baute an dem politischen Kartenhaus einer Universalmonarchie, das seinem Einsturz um so näher ist, je mehr Stockwerke es dem Baumeister gelang, über einander aufzuführen. Er sah es gern, wenn die Opferer aus allen Theilen der Welt nach dem Tempel strömten, in dem er sich zur Anbetung auf den Altar gesetzt hatte, und den Weihrauch der Schmeichelei in dichten Wolken vor ihm aufdampfen ließen. Aber nur die Himmlischen vertragen ihn, und er betäubt die Götter der Erde, daß sie schwindelnd sich nicht mehr in der Höhe halten können, auf der sie stehen. Unter den fremden Gesandten, die wie Sterne an dem Himmel von Versailles glänzten, befand sich auch ein Großbothschafter aus dem nördlichen Theile Ostindiens, der seinem Monarchen in folgendem Berichte seine Ansichten der Herrlichkeiten unsrer europäischen Welt mittheilte:

»Ich soll dir, mächtigster Gebieter, alles Merkwürdige aufzeichnen, das ich in diesem Lande finde. Um deinem Befehle pünktlich nachzukommen, müßte ich weniger sehen, als ein Schriftsteller in Europa, und beinahe eben so viel schreiben. Seltsamere, widersprechendere Wesen sind wohl in der Welt nicht mehr zu finden, als diese Menschen. Nur in zwei Punkten bleiben sie sich gleich, in dem brennenden Durste nach den schlechtesten, unbrauchbarsten Metallen, Gold und Silber, und in der unbefangenen Schamlosigkeit, mit der sie sich belügen. Gleichen die übrigen Länder diesem Frankreich, dann ist der ganze gepriesene Welttheil eine große Gauner- und Komödiantenbande, an die wir Unrecht haben, unsre Achtung zu verschwenden. Doch du verstehst mich nicht, wenn ich in solchen Ausdrücken zu dir spreche. Die Sachen sind, wie die Worte, dir unbekannt, und ich muß erzählen.

»Ueber meine erste feierliche Vorstellung bei dem Könige habe ich dir schon Rechenschaft abgelegt. Seitdem bin ich noch einmal bei Hof gewesen. In einem großen Vorsaale warteten an zwanzig vornehme Herren, die alle Knechte des Fürsten sind, und unter die ich mich auch mischte. Wir lagen ordentlich auf dem Grunde, bis uns ein günstiger Hofwind flott machte, und in den erwünschten Hafen des königlichen Audienzzimmers führte. Während dem man sich mit den Angelegenheiten des Tages, mit wem der König nämlich den letzten Abend gelächelt und gespielt habe; wer bei der alten Freundin Seiner Majestät, nach dem Schoß-

hunde, besonders in Gunst zu stehen scheine; wem vom Minister vertraulich auf die Schulter geklopft worden sey, und andern solchen wichtigen Ereignissen unterhielt, trat ein Mann ein, den ich mich schon gesehen zu haben erinnerte. Alle Anwesende neigten sich ihm entgegen, wie durstige Pflanzen dem erfrischenden Thau des Himmels, und der, mit dem er sprach, bückte sich tiefer, als ein schlanker Halm vor dem wüthenden Orkan. Die vornehme Nachlässigkeit, mit welcher der Eingetretene die meisten Anwesenden behandelte, kündigte einen Mann vom höchsten Range an. Auf die Frage, wie es im Reich gehe, rief alles wie aus Einem Munde: Vortrefflich! ganz vortrefflich! Wie kann es auch, bemerkte der Freimüthigste, unter einer so musterhaften Verwaltung anders seyn? Die Franzosen, betheuerte er, erkennten mit dankbaren Herzen die edlen Bemühungen Sr. Exzellenz, und Dero glorreiches Andenken würde noch von der spätesten Nachwelt gesegnet; mit dem größten Rechte gebühre dem Mann, der nur für den Ruhm und das Glück des Volkes lebe, der Name Vater des Vaterlands. Der gefeierte Held nahm die Lobeserhebungen mit einem verbindlichen Lächeln an, und gieng durch die weitgeöffnete Reihe, die sich vor ihm, wie schlanke Pappeln im Sturme, bog, unangemeldet in das Gemach des Königs.

»Was! sagte ich zu meinem Begleiter, den Mann kenne ich noch nicht, den Frankreich seinen Wohlthäter nennt,

den Stolz und die Freude eines zahlreichen Volks! Wie heißt er dann, der Vater des Vaterlands? — Der so eben zum Könige gegangen ist? fragte dieser mit einem spöttischen Lächeln. Er ist Minister, ein eitler, aufgeblasener, insolenter Mensch, der kein Verdienst hat, als die verschwenderische Gnade seines Herrn, ohne die man seine lächerliche Anmaßung in Gassenhauern besingen würde. Er denkt an nichts, als wie er sich und seine Familie bereichern kann. Ich wollte wetten, daß keiner hier ist, der ihn nicht in die tiefste Hölle wünscht; denn er ist von seiner eignen Wichtigkeit so furchtbar eingenommen, daß er an fremdes Verdienst nicht denkt. — Dieser letzten Aeußerung stimmten alle Anwesende bei, indem sie sich selbstgefällig in einem langen Spiegel betrachteten. Sein Fall ist nahe, fügte ein anderer frohlockend hinzu. Ein größerer Spitzbube hat ihm geschickt ein Bein untergestellt, und den Monarchen an seiner schwachen Seite, der Religion, angegriffen. Seit einiger Zeit ist der König kränklich, und, einer Frau zu gefallen, fromm geworden. Der eigensinnige Minister aber ist ein Freigeist geblieben; denn als solchen hatte ihn sein Herr, da er noch jung und gesund war, lieb gewonnen.

»Diese Bemerkungen, welche mit dem Benehmen gegen den anwesenden Minister in einem so auffallenden Widerspruche stunden, mißfielen mir sehr. Man darf nicht vergessen, daß die Europäer ganze Palläste mit Büchern angefüllt, und weitschichtige Gebäude haben, in denen die

Früchte des menschlichen Geistes aus allen Jahrhunderten, wie Bedürfnisse des Lebens in Magazinen, aufgespeichert sind. Sie besuchen sehr eifrig Schulen und Kirchen; und daraus sollte man schließen, sie müßten sehr vernünftig, gut und gottesfürchtig seyn. Aber wer darauf zählt, findet sich in seiner Erwartung schrecklich betrogen.

» Da ich unlängst mit meinem Freunde einen solchen Bücherspeicher besuchte, in welchem so viele Schriften, gleich einem unübersehbaren Heere in Schlachtordnung aufgestellt sind, daß die Bewohner deines Landes, mein mächtiger Gebieter, in einem ganzen Menschenalter sie nicht lesen würden, sagte ich zu demselben: Da euch das natürliche Gefühl nicht genug ist, welches in unsrer Brust lebt, uns zum Guten mahnt und vor dem Bösen warnet, sondern ihr die Kunst, Andern wohl zu thun und tugendhaft zu seyn, in ein System gebracht und zur förmlichen Wissenschaft erhoben habt, so muß ich euch als eine Art höherer Wesen, und nicht wie gewöhnliche Sterbliche betrachten. Ich sollte indessen glauben, es sey nicht so schwer, ein redlicher Mensch, ein guter Bürger und treuer Freund, gegen andere gefällig und wohlthätig und gegen sich selbst streng zu seyn. Wir in unserm Lande brauchen keine Wissenschaft, um dem Armen zu geben, den Leidenden zu trösten, und den zu unterstützen, der unsre Hülfe braucht. Ihr habt es aber ohne Zweifel durch eure Wissenschaft so weit gebracht, daß ihr, auch in zweifelhaften Fällen, wo

das Gute an das Böſe, das Erlaubte an das Verbotene grenzt, die zarte Linie, die es ſcheidet, genau erkennt. Darum mögt ihr auch mit Recht uns unwiſſende Barbaren oder Wilde nennen. — So iſt es nicht gemeint, erwiederte mein Freund lachend. Was gehen die Wiſſenſchaften das Leben, oder dieſes die Wiſſenſchaften an? Wir bearbeiten ſie, um den Kreis unſrer Kenntniſſe zu erweitern; und Gelehrte ſchreiben über dieſelbe vortreffliche Werke, welche die Bewunderung der Welt erregen, ohne daß ſie weiter an die Sache denken, wenn ſie einmal von ihrem Pulte ſind. Alle unſre guten Bücher hindern uns nicht ſchlecht zu handeln, und die Künſte und Wiſſenſchaften geben uns oft nur die Mittel, gewandter zu ſtehlen, giftiger zu verleumden, verſchlagener zu lügen und einſchmeichelnder zu verführen.

»Du wirſt dich wohl wundern, mein erhabener Gebieter, daß ich unter ſolchen Menſchen einen wahren Freund gefunden habe. Aber der ſchlechteſte Boden trägt, bei vielem Unkraut, auch nützliche Pflanzen. Mein Freund iſt mir ſehr ergeben, und dabei frei von allem Eigennutz; er ſelbſt hat es mir mehr als tauſendmal betheuert. Obgleich wir uns noch nicht lange kennen, ſo iſt er doch bei mir wie zu Hauſe; ſpeiſet an meinem Tiſche, theilet jedes Vergnügen mit mir, und läßt ſich zu Zeiten ſogar ein kleines Geſchenk von meiner Hand gefallen. So ungünſtig aber auch die Meinung iſt, die er von den Ge-

lehrten zu haben scheint, so war ich doch höchst neugierig, einen Mann persönlich kennen zu lernen, der als Schriftsteller einen großen Ruf genießt. Dieser seltne Mensch hat in seinen Werken die schwere Kunst gelehrt, einen Staat blühend und glücklich im Innern, und im Auslande geachtet und beliebt zu machen. Es kann noch nicht lange seyn, bemerkte ich meinem Freunde, daß diese Entdeckung, die größte und wichtigste von allen, gemacht worden ist! — Warum meinen Sie das? fragte er lächelnd. Gewöhnlich lacht er mit einer herzlichen Gutmüthigkeit zu meinen Fragen und Bemerkungen, welches doch, denke ich, offenbar beweiset, daß sie ihm gefallen. — Weil, erwiederte ich, sie in diesem Lande noch nicht angewendet worden ist. Was kann es dann dringenderes für einen Fürsten geben, als das beglückende System des Weisen, zum Heil seiner getreuen Unterthanen, sogleich in Ausübung zu bringen? Den Gelehrten würde ich vorläufig zum ersten Minister machen. — Das hat wahrscheinlich keine Eile, war seine Antwort. Ihr seyd doch wirklich, zürnte ich, die eigensinnigsten, sorglosesten und undankbarsten Menschen von der Welt. In meinem Lande sollte einer das Geheimniß erfinden, alle Bewohner desselben glücklich zu machen, und der Nation bei fremden Völkern Liebe und Achtung zu verschaffen, ich bin gewiß, unser großmüthiger Beherrscher würde sehr gern die Regierung mit ihm theilen. — Mein Freund lachte unmäßig.

» Endlich kamen wir bei dem Gelehrten an. Wahrlich, Herr, der Mann weiß so viel, daß mir jetzt noch schwindelt, wenn ich an alle die Völker und Länder denke, deren Verfassung, Wohlstand, Einnahme und Ausgabe, Bündnisse, Friedensschlüsse, Handel und Gewerbfleiß er, von Erschaffung der Welt an bis auf den heutigen Tag, kennet, wie ich kaum mein eigenes Hauswesen kenne. Mein Freund wollte finden, er sehe nicht so heiter als gewöhnlich aus. Dies mag wohl seyn, erwiederte der Gelehrte seufzend; wer hätte aber auch mehr Recht als ich, untröstlich zu seyn! Sie haben doch meine Frau gekannt? — Wer sollte sie nicht kennen, antwortete mein Freund, sich zum Zeichen der tiefsten Verehrung bis zur Erde beugend, die hochverehrte Frau, die schön ist wie die Göttin der Liebe und rein wie die Tugend? — Daß dich der Satan! rief der ergrimmte Mann, auf einmal wie von Sinnen, eine Furie, eine Bestie ist der Tugendspiegel. Seit Jahren schon hielt sie es mit einem jungen Menschen, den ich aus Barmherzigkeit aufgenommen hatte, weil er wirklich vorzügliche Anlagen zeigte. Ich selbst habe ihn in der Morol und den Wissenschaften unterrichtet, deren höchste Vollendung mir die gelehrte Welt verdankt. Aus Erkenntlichkeit entführt der Bösewicht mir nun die Frau. Jahre schon währte das strafbare Einverständniß, das ich vor wenigen Tagen erst entdeckte.

Ich konnte mich von meinem Erstaunen kaum erholen. Wie! sagte ich, verehrenswerther Herr, Sie kennen alle

Staaten der Welt wie Ihren Hosensack, und Jahre lang konnte Ihnen entgehen, was sich in Ihrem Hause zutrug! Sie haben das unfehlbare Mittel erfunden, ganze Reiche in den größten Wohlstand zu setzen und glücklich zu machen; und wer könnte Ihnen näher seyn als Sie selbst? Wollten Sie entbehren, was Sie andern geben? Rächen Sie sich an der undankbaren Mitwelt, die Ihre Verdienste mit nichts weniger als einer Stelle im Ministerium belohnen sollte, und nehmen Sie wenigstens für sich, Ihre Familie, Freunde und Bekannte das Glück und den Wohlstand, die Nationen Ihnen verdanken würden, wenn sie das von Ihnen aufgestellte System befolgten! — Der Mann sah mich mit großen Augen an, als scheine ihm der Zustand meines Kopfes verdächtig. Was soll ich von allem dem halten? Aus diesen Menschen mag ein anderer kommen; ich verstehe sie nicht.

» Von allen Vergnügen ist mir das des Schauspiels am angenehmsten. Man versammelt sich nämlich jeden Abend in einem weitschichtigen Saale, der mehrere tausend Menschen faßt. Ein großer Vorhang wird vor einer Bühne aufgerollt, auf welcher Leute, die man theuer bezahlt, Fürsten, Könige, Prinzessinen, Kammermädchen, Diebe, Helden, Mörder, Giftmischer, Mönche und Philosophen vorstellen. Anfangs wäre ich beinahe irre geworden, weil ich die Thränen und Flüche, die Hiebe und Klagen, die Begnadigungen und Geschenke für baaren Ernst nahm. Ich weinte wie ein Kind, und war mehr als einmal im Be-

griffe aufzuſpringen, um den Unglücklichen von der drohenden Gefahr zu retten, oder dem Großmüthigen für ſein hochherziges Benehmen voll Bewunderung zu danken. Zur rechten Zeit erklärte man mir, das alles ſey bloßer Scherz und nur ein Spiel, welches mit ſeinem Schmucke und Pomp, mit dem Glanze und Lärm, den Kronen, Diademen, Szeptern und Purpurmänteln in drei Stunden zu Ende ſey, worauf die wuthigen Helden mit den leidenden Fürſtentöchtern und Königinen ganz zahm und gemein zum Abendeſſen in die Schenke giengen. Du wirſt es kaum glauben, mein mächtiger Gebieter, wie ſonderbar hier die Menſchen ſind; aber dein Knecht berichtet dir die reine Wahrheit. Das ſchlechteſte Weibsbild ſieht hier wie die leibhaftige Tugend, und der feigſte Haſenfuß wie ein Weltenſtürmer aus. Sogar die Geſichter wiſſen ſie ſo künſtlich zu übertünchen, daß eine alte Matrone zur friſcheſten Jungfrau wird. In einem dieſer Spiele mußte ein ziemlich wohlgenährter Mann mit vollem Magen Hungers ſterben. Den Jammer hätteſt du ſehen ſollen, wie die mitleidigen Zuſchauer ſich in Thränen auflöſten! — Was ihr aber für närriſche Leute ſeyd, ſagte ich zu meinem Freunde, hier weint ihr über das geheuchelte Unglück eines Gauklers, und dort, unter den Menſchen, läßt euch das wirkliche ungerührt. Wiſſet ihr denn nicht, daß jeden Tag in eurer prächtigen Hauptſtadt Dürftige vor Elend ſterben? Ihr geht gefühllos an Leidenden vorüber, die ihr mit einigen Sols erquicken könntet, und gebt einen

sechs Livresthaler, um euch eine augenblickliche Rührung über ein eingebildetes Unglück zu erkünsteln. Ja, jetzt fange ich an, euch Europäer zu verstehen. Alles ist nur Spiel bei euch, eure Moral, euer Recht, eure Tugend, eure Liebe, Freundschaft und Weisheit. Ihr spielt den Aufrichtigen, Gehorsamen, den Andächtigen und Freigeist, den Sklaven und Herrn, je nachdem es eure Rolle fodert. Bei euch ist das Leben zur Komödie geworden; und was man an den Menschen sieht, ist nicht die wahre Gestalt und Farbe, sondern Putz und Schminke. — Ich wollte, Herr, ich wäre weit von diesen Wesen, in meinem einfachen, lieben Vaterlande! Gott erhalte dich mir und deinem Volke! — So weit der Bericht des ostindischen Großbothschafters.»

Der Kapellmeister schwieg, machte eine Verbeugung und trat bescheiden in den Kreis seiner Kunstgenossen zurück. Die Gesellschaft, welche die Sprache des seltsamen Menschen mit seiner Figur verglich, schwieg unentschieden zwischen Ernst und Lachen. Herr, sagte Thalheim, und näherte sich ihm gefälliger, Sie sind mehr, als Sie scheinen wollen. Dann, erwiederte der Alte, unterscheide ich mich von den meisten meiner lieben Mitmenschen, die mehr scheinen wollen, als sie sind. Ich möchte mich aber doch nicht höher anschlagen, als ich wirklich werth bin. Erregt mein Aeußeres, oder die Art, wie ich mich ernähre, eine gar zu geringe Meinung von mir selbst, dann liegt dies in dem Vorurtheil der Menschen, die den Stand einer Person gern

mit ihr selbst verwechseln. Das ist aber eine Folge des verdammten Komödiantenwesens. Ich bin nicht so ungebildet, wie Sie mich zu finden glaubten; das fällt Ihnen auf. Aber kann es einen Stand geben, der gewisser zur höchsten Weisheit, nämlich zur Gleichgültigkeit gegen die Ereignisse dieses Lebens und seine zufälligen Güter des Glücks führt, als der eines Bettlers oder eines wandernden Musikanten? Dies sind die einzigen freien Leute in unsern Staaten, weil sie weder den Boden, von dem sie nichts besitzen, noch die Leidenschaften, Ehrgeiz, Habsucht und Eitelkeit der Willkühr Anderer unterthänig macht. Leicht erwerben wir die wichtigste aller Kenntnisse, die des Menschen, da wir ihn in seiner wahren Gestalt sehen, die er vor uns nicht verbergen mag, weil wir ihm nichts geben oder nehmen können. Die ganze Welt ist unser, gerade weil wir nichts in ihr besitzen; und von den gewöhnlichen Sorgen der übrigen Sterblichen frei, die ewig zu gewinnen oder zu verlieren haben, stehen wir, über dem brausenden Meere des von Leidenschaften und Begierden gepeitschten Lebens, und keine seiner stürmenden Wogen reicht bis an unsre ruhige Brust. Homer gieng am Bettelstabe durch die weite Welt. Kannte je einer die Menschen besser als der Sänger des tapfern Achilles und des klugen Odysseus? Camouens, der erste Dichter der Portugiesen, starb im Hospital. Mir wird dieses Los wahrscheinlich nicht; wäre mir es aber beschieden, dann würde ich es auch nicht fürchten. Ist die ganze Welt

was anders, als ein großes Narren- Armen- und Zuchthaus? Und ich schwöre Ihnen, daß ich an glänzenden Höfen niederträchtigere Bettler, an Akademien tollere Schwäzer und in prächtigen Zirkeln größere Leiden gesehen habe, als in jenen für Arme, Narren und Verbrecher errichteten Instituten.

Thalheim faßte ein geheimes Grauen, als er den Menschen so reden hörte; denn sein feuriges Auge, das noch die dichten, weißen Augenbraunen blitzte, und seine Stimme, die stark und männlich klang, kündigte mehr eine kräftige Jugend als das hinfällige Alter an. Mein Schicksal, fuhr der Alte fort, ist übrigens keineswegs bedauernswürdig. Ich bettle, und habe Schätze. Meine Kunst allein würde einen Menschen, der hundertmal mehr braucht als ich, reichlich nähren. Ich verstehe es, das Leben der Menschen, das vergangene wie das zukünftige, aus den Zügen ihrer Hände zu lesen; und Sie wissen, wer vom Aberglauben lebt, hat immer gute Kundschaft.

Sie treiben es weit mit uns, sagte d'Arcy. Weil Sie uns ein wenig überrascht sehen, denken Sie, wir seyen auf dem Wege an Wunder zu glauben. Wir gewöhnliche Menschenkinder bleiben gern bei dem Natürlichen. Zauberer und Propheten machen wenig Glück bei uns. — Vor der That, erwiederte der Alte, muß alles Vernünfteln schweigen. Verlangen Sie Proben meiner Kunst? — Das Beste zuletzt! rief Thalheim. Vorläufig Musik, wenn's

gefällig ist. — Ja, Musik! wiederholten einige Damen, die der Hexenmeister und seine schwarze Kunst in Schrecken setzte. Man gab Musik. Die Gesellschaft war indessen in einer sonderbaren Stimmung. Die Unterredung mit den Musikanten zeigte, daß sie gebildete und unterrichtete Leute waren; und doch konnte man sich, bei ihrem Anblick, des Lachens nicht enthalten. Es lag in ihrem ganzen Wesen etwas höchst Sonderbares, das man nur fühlte, aber nicht erklären konnte. Hatte man den Kapellmeister durch seine Bemerkungen und seine Ansicht der Welt und des Lebens achten gelernt, dann fiel er durch die alberne Ankündigung seiner Wahrsagerei wieder in die Klasse gewöhnlicher Gauner zurück. Die Beweise, welche sie von ihren musikalischen Fähigkeiten gaben, befriedigten die Gesellschaft vollkommen. Nicht leicht konnte Jemand mehr Geschmack in der Auswahl und dem Vortrage mit mehr Bestimmtheit und Fertigkeit verbinden. Diese schöne Zusammenstimmung der verschiedenen Instrumente hatte wenigstens Niemand erwartet. Besonders spielte der Kapellmeister die Flöte mit einem Ausdruck und einer Zartheit, die ihn als einen Meister in seiner Kunst bewährte. August entzückte die Musik. Die schmelzenden Töne der Flöte weckten in seiner Seele eine Sehnsucht, für die er keinen Gegenstand wußte. Die bekannte Stimme eines lang vermißten Freundes schien ihm aus dem bald zärtlich klagenden, bald fröhlich jauchzenden Instru-

mente anzusprechen, und die süßen Melodien legten sich wie eine wiedergefundene Geliebte freudig weinend an sein Herz. In allem, was er sah und hörte, lag etwas Vertrauliches, das ihn freundlich anzog, und etwas Fremdes, das ihn feindlich zurückstieß. Unbeweglich saß die Gesellschaft, und der leiseste Athemzug fürchtete die tiefe Stille zu unterbrechen.

Befehlen Sie nun eine Probe meiner Wahrsagerkunst? unterbrach der Alte endlich das Schweigen, den glühenden Blick auf d'Arcy gerichtet. Mit Vergnügen, antwortete dieser; wenigstens amüsirt es. — Wollen sehen, brummte der Kapellmeister in den Bart, und machte geheimnißvoll seine Vorkehrungen.

III.

Wippo, Leben und Thaten Kaiſer Konrads des Saliers II.

(Beſchluß.)

XXXI. Wie der Kaiſer mit ſeinem Sohne Heinrich in Burgundien einfiel.

Im Jahr des Herrn 1033 feierte Kaiſer Konrad mit ſeinem Sohne, dem Könige Heinrich, das Weihnachtsfeſt in der Stadt Straßburg. Er verſammelte dort ein Kriegsheer, und fiel über Solothurn in Burgundien ein. Als er an dem Kloſter zu Peternay angekommen war, um die Zeit der Reinigung Mariä, würde er von den Lehnsherrn und Vaſallen des Reichs zum König Burgundiens erwählt, und an jenem Tage ſelbſt gekrönt; dann belagerte er einige Schlöſſer, welche Otto überwältiget hatte, wurde aber durch den außerordentlich harten Winter in ſeinen Unternehmungen ſehr gehindert. Die übergroße Strenge dieſes Winters hat einer der Unſern in einem Gedicht von hun-

dert Versen beschrieben, das er dem Kaiser überreichte, worin erstaunenswürdige Dinge erzählt werden, daß zum Beispiel im Lager um das Schloß Murten die Pferde, wenn sie stehend in der Mittagswärme etwas ins Erdreich hineingetreten hätten, bei Nacht durch den Frost wie gefesselt worden wären, und nur mit Beil und Axt aus der umher gefrornen Erde hätten befreiet werden können. Einer, der sich ohne Beihülfe sah, stach sein Pferd, das also gefesselt war, nieder, und zog ihm die Haut bis auf die Schenkel ab, das Uebrige ließ er stecken. Auch das Antlitz der Menschen war durch diesen grimmigen Frost unkenntbar geworden; Alte und Junge hatten ein gleiches Aussehen, alle waren bei Tag und bei Nacht greiß und bärtig, wegen der starren Gestalt des Eises; obwohl mehr Jünglinge und Unbärtige, als Alte dort waren. Aus dieser Ursache ließ der Kaiser ab vom streng verfolgten Kriege.

Auf dem Rückzuge gelangte er nach Zürch. Dort kamen viele Burgunder, vor allen die Königin, jetzt Wittwe, der Graf Ruprecht, und andere, welche, weil ihnen Otto den Weg versperrte, in Burgundien nicht hatten zum Kaiser kommen können, über Italien demselben entgegen. Nach abgelegtem Lehnseid, und Versicherung der Treue gegen ihn und seinen Sohn, den König Heinrich, wurden sie, wunderbar reich beschenkt, entlassen.

XXXII. Wie der Kaiser den Otto mit Heeresmacht überzog.

Im Sommer des nämlichen Jahrs überzog der Kaiser mit seinem Heere den Otto im fränkischen Gallien. »Hat Otto nach fremdem Gut ungerecht seine Hand ausgestreckt,« sagte er, so ist billig, daß auch er, mit Gottes Hülfe, daheim beschädigt werde.» Darauf wüthete der Kaiser im Reiche des Königs von Frankreich hinauf, jedoch nur auf dem Eigenthum und den Lehnsgütern Otto's, so gewaltig mit Verwüstung und Brand, daß jener Otto, durch die Noth getrieben, kam, und demüthig um Schonung flehte, mit dem Versprechen, Burgundien aufzugeben, und seinen Befehlen in allem zu willfahren. So kehrte der Kaiser zurück. Ehre hatte er erworben, und harten Schaden Otto.

XXXIII. Wie der Kaiser den Otto aus Burgundien vertrieben.

Im Jahr des Herrn 1034 begieng der Kaiser die Ostern zu Regensburg in Baiern. Im Sommer dieses Jahrs, weil vorbesagter Otto sein Versprechen nicht hielt, sondern noch immer einen Theil von Burgundien, den er ungerecht angegriffen, inne hatte, bot Kaiser Konrad bei den Deutschen und bei den Italienern seine Macht auf und griff Burgundien an. An den Rhonefluß zogen von der einen Seite die Deutschen, von der andern der Erzbischof Heribert von

Mailand und die übrigen Italiener, unter der Führung des Grafen Ruprecht von Burgund. Als der Kaiser in der Stadt Genf angekommen war, wandte er sich gegen den Fürsten der Gegend und den Erzbischof von Lyon, und überwand sie mit mehreren andern; dann kehrte er zurück, und nahm mit Gewalt das Schloß Murten, welches Otto mit seinen tapfersten Kriegern besetzt hielt, und machte die Besatzung zu Gefangenen. Als das die übrigen Anhänger Otto's hörten flohen sie aus bloßer Furcht vor dem Kaiser, der sie verfolgte und aus dem Reich vertilgte, und dann, nachdem er von den Großen Burgundiens viele Geißel genommen, kehrte er durch Elsaß zur Kaiserin zurück. Als er nämlich in Burgundien zog, war ihm die Kaiserin bis Basel gefolgt, und von dort nach der Stadt Straßburg zurückgekehrt, um hier des Kaisers Rückkunft zu erwarten. Um die Zeit starb und ward begraben zu Worms die Tochter des Kaisers Konrad und der Kaiserin Gisela, Mathilde, eine Jungfrau von übergroßer Schöne, die dem König von Frankreich, Heinrich, zur Ehe versprochen war.

XXXIV. Wie der König Heinrich die Slaven unterjochte.

Unterdeß daß der Kaiser in Burgundien die eben beschriebenen Thaten verrichtete, schützte der König Heinrich, obwohl noch in dem Jünglingsalter, nicht minder rüstig das Reich in Böheim und den übrigen Ländern der Slaven,

wo er den Herzog Udalrich von Böheim und viele andere Feinde des Königs tapfer überwand; und als er dem Vater bei seiner Rückkehr entgegen kam, schenkte er den Völkern die Freude über einen gedoppelten Sieg.

Dann sammelte der Kaiser ein Heer von den Sachsen und überzog die von der Lausitz, die vormals halbe Christen gewesen, jetzt aber durch verdammenswerthen Abfall vollkommene Heiden sind. Dort schlichtete der Kaiser auf bewundernswerthe Weise einen unversöhnlichen Streit. Viel Zwist und gegenseitige Einfälle fanden zu der Zeit zwischen den Sachsen und den Heiden Statt; und als der Kaiser kam, forschte er nach, von welcher Seite der lange bestandene Friede zuerst verletzt worden seye. Die Heiden sagten, von den Sachsen sey der friedliche Zustand verwirret worden; das wollten sie durch einen Zweikampf, wenn der Kaiser es verlangte, beweisen. Hinwiederum boten die Sachsen sich gleichfalls zum Zweikampfe an, obschon das Recht auf ihrer Seite nicht war. Der Kaiser, auf den Rath seiner Fürsten, obwohl das nicht mit Vorsicht gehandelt war, erlaubte ihnen, die Sache durch einen Zweikampf zu schlichten. Alsbald traten zwei Kämpfer zusammen, jeder von den Seinen erwählt. Der Christ vertraute auf den bloßen Glauben, der da ohne die Werke der Gerechtigkeit todt ist, und nicht, wie es seyn sollte, eingedenk dessen, daß Gott, der die Wahrheit ist, alles nach wahrem Gerichte richtet, er, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute

und Böse, und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte — begann mit Kühnheit den Kampf; der Heide aber nur das Bewußtseyn der Wahrheit, für die er kämpfte, im Herzen tragend, leistete tapferen Wjderstand. Endlich fiel der Christ, von dem Heiden verwundet, zu Boden. Daher faßten die Heiden einen solchen Uebermuth und Keckheit, daß sie, wäre nicht der Kaiser zugegen gewesen, sofort die Christen würden überfallen haben. Aber der Kaiser, um ihren Einfällen zu wehren, erbauete das Schloß Wirben, in welches er eine Besatzung verordnete, und die sächsischen Fürsten zum vereinigten Widerstand gegen die Heiden durch Eide und kaiserlichen Befehl verpflichtete; dann kehrte er nach Franken zurück. Im folgenden Jahr aber wurde jenes Schloß von den Heiden durch List eingenommen, und viele der Unsern, die darin waren, getödtet. Darüber zürnend zog der Kaiser von neuem mit einem Heere an den Elbstrom; die Heiden wehrten den Uebergang. Da setzte der Kaiser an einer andern Stelle des Flusses insgeheim einen Theil seines Heeres über, und zwang so die Feinde zur Flucht; dann zog er selbst in die von den Feinden befreiete Gegend, ließ in unermeßlicher Weite umher verwüsten und brennen, und demüthigte sie dergestalt überall, wo sie nicht in ganz unzugänglichen Orten sich hielten, daß sie den Zins, den die alten Kaiser ihnen auferlegt hatten, noch vermehrt von nun an dem Kaiser Konrad zahlten. — Viele Beschwerde erduldete der

Fürst, so wie früher oft, so vor allem damals im Lande der Slaven; worüber einer der Unsern eine kurze Geschichte in Versen geschrieben, und ihm überreicht hat. Dort liest man, daß der Kaiser oft bis an die Hüften im Sumpf gestanden, selbst gekämpft und die andern zum Kampf ermuntert habe. Als er sie überwunden hatte, strafte er sie mit zu großer Strenge wegen eines gottlosen Gebrauchs, den sie übten. Denn wie man sagt, trieben sie zu einer gewissen Zeit mit dem Holzbilde unsers gekreuzigten Herrn Jesu Christi ein lasterhaftes Gespötte, spien dasselbe an, schlugen es mit Fäusten, rissen demselben die Augen aus, und schlugen ihm Hände und Füße ab. Aus Rache dafür verstümmelte der Kaiser von den gefangenen Heiden eine große Menge für ein einziges Bild auf ähnliche Weise, und tödtete sie auf mannigfaltige Art. Daher wird der Kaiser in jenen Vesten der Rächer des Glaubens genannt, und mit den römischen Kaisern Titus und Vespasian verglichen, welche den Herrn Jesum Christum dadurch gerochen, daß sie dreißig Juden für ein Geldstück verkauften, so wie die Juden Christum für eben so viel Silberlinge verkauft hatten! — Nach seiner Zurückkunft zerstreute der Kaiser mit Herrschergewalt alle Hindernisse, die er im Reiche vorfand. In demselben Jahr verlor Adalbert, Herzog von Corinthien, des Kaisers Gnade, ward des Herzogthums verlustig und aus dem Reiche verbannt.

XXXV. Von der Verschwörung der Italiener.

Zu derselben Zeit geschah eine große, und in neueren Zeiten unerhörte Verwirrung in Italien, wegen den Verschwörungen, welche das Volk gegen die Großen aufbrachten. Es verschworen sich nämlich alle Lehensträger und gemeine Vasallen gegen ihre Herren und alle Beliehenen gegen die Lehensherren, um nichts von diesen zu dulden, als was sie selbst wollten; und sagten, wenn ihr Kaiser nicht kommen wollte, so würden sie selbst sich ein Gesetz zu geben wissen. — Als das der Kaiser vernommen, soll er gesagt haben: »Trägt Italien nach Gesetzen Hunger, so will ich es mit Gottes Hulfe wohl mit Gesetzen sattigen.» Und so rüstete er sich und zog des folgenden Jahrs nach Italien. Unterdessen waren die Großen Italiens, da sie wohl wußten, daß die unglückliche Verschwörung große Gefahr bringen könnte, mit ihren Vasallen zusammen gekommen, und versuchten, dieses Uebel von einer neuen und unerhörten Art durch Ermahnung zuerst und Ueberredung zu heben. Als das nicht gelang, versuchten sie es, sie im Kriege zu überwinden; als aber die Schlacht begonnen, siegte die unglaubliche Anzahl der Vasallen allein durch das Gewicht ihrer Menge. Dort kam der Bischof von Asti auf einem unwürdigen Posten um; die Uebrigen flohen, und in einem hülf- und rathlosen Zustande erwarteten sie die Ankunft des Kaisers.

XXXVI. Wie der König Heinrich die Tochter des Königs Kunito zur Ehe genommen.

Im Jahr des Herrn 1036 nahm König Heinrich, der Sohn des Kaisers, des Königs von Engelland Kunito Tochter Chunelinde, zur Ehe; sie ward zur Königin gekrönt, und ein königliches Brautmahl gehalten.

In dem nämlichen Jahr, wie schon erwähnt worden, zog Kaiser Konrad mit seinem Sohne, dem Könige Heinrich, nach Italien mit Heeresmacht, und feierte die Weihnachten zu Verona, zu Anfang des Jahrs 1037. Von da zog er nach Mailand, wo ihn der Erzbischof Heribert mit großer Pracht empfieng in der Kirche des h. Ambrosius. An demselben Tage noch entstand (auf wessen Anstiften wissen wir nicht) eine fast gefahrvolle Unruhe beim Mailändischen Volke, welches dem Kaiser die Frage stellte, ob er ihr eingegangenes Bündniß gut heiße? Das bewog den Kaiser in der Stadt Pavia einen allgemeinen Reichstag auszuschreiben. Als alle dorthin zusammen gekommen waren, gab der Kaiser, auf das Verlangen Aller, das Gesetz. — Auf jenem Reichstage klagten der Graf Hugo und viele andere italienische Große den Erzbischof von Mailand wegen vieler Handlungen an, wodurch er sie beleidigt hatte. Der Kaiser ließ ihn herbeirufen und befahl allen genug zu thun. Als dessen der Erzbischof sich weigerte, wurde der Kaiser inne, daß jene ganze Zusammenverschwörung in Italien auf sein Anstiften geschehen sey. Er ließ ihn alsbald greifen

und in seiner Gewalt bewachen. Dann übergab er ihn zur Bewachung dem Patriarchen von Aquileja Poppo, und dem Herzog Konrad von Kärnthen; diese führten ihn mit dem kaiserlichen Diener bis zur Stadt Placentia. In einer Nacht aber entkam er durch List; einer seiner Vertrauten legte sich an seiner Statt in das Bett, worin er zu schlafen pflegte, und verbarg sich unter der Decke, so daß die Wachter nichts merkten. Dem Erzbischof führte Jemand ein Pferd zu, und so entkam er auf der Flucht nach Mailand, wo ihn die Seinigen mit großer Freude empfiengen. Was er von nun an gegen den Kaiser unternehmen konnte, unterließ er nicht. Der Kaiser zerstörte alle Schlösser seiner Feinde, schlug die verderblichen Verschwörungen in Italien nieder, indem er die Herrschaft eines gerechten Gesetzes überall zurückführte, und gieng dann nach Ravenna, wo er die Ostern feierte. Auch wurden in gleichem Jahr drei Bischöfe Italiens, der von Vercelli, von Cremona und von Piacenza, beim Kaiser angeklagt. Dieser ließ sie greifen, und verwies sie des Landes. Dieses zwar mißfiel vielen, daß die Priester des Herrn also ohne Urtheilsspruch verdammt wurden. Auch hat uns Jemand angezeigt, daß unser gottesfürchtiger König Heinrich, der Sohn des Kaisers, ohne die Ehrfurcht vor dem Vater zu verletzen, im Geheim verabscheuet habe, was sich der Kaiser gegen den Erzbischof von Mailand und gegen jene drei herausgenommen; und dieses mit Recht; denn so wie nach der

gültigen gerichtlichen Absetzung der Priestern keine Ehre mehr erzeigt werden soll, so gebührt ihnen dagegen vor dem Richterspruch die größte Ehrfurcht.

In demselben Jahre griff mehrbesagter Graf Otto aus Frankreich mehrere Gegenden im Reich des Kaisers feindlich an; doch lieferten ihm alsbald Gazalo, der Herzog von Lothringen, mit seinem Sohne Gottfried und dem Grafen Gerhard, sodann die Lehnsmannschaft des Bischofs von Metz eine Schlacht; und er ward auf der Flucht getödtet. Seine Fahne sandten sie dem Kaiser nach Italien zu, zum Zeugniß des erlegten Feindes.

Damals setzte der Kaiser den Mailändern hart zu; und weil er die Stadt, ihrer alten Bollwerke und übergroßen Bevölkerung wegen, nicht erobern konnte, so verwüstete er die umliegende Gegend mit Feuer und Schwerdt.

XXXVII. Von einem Wunder, das sich am Pfingsttage zutrug.

Um dieselbe Zeit, während der Kaiser ein der Kirche des heiligen Ambrosius zugehöriges Schloß, nahe bei Mailand, bewohnte, trug sich dort ein Ereigniß zu, was viele für ein Wunder hielten. Am heiligen Pfingstsonntage vor der dritten Stunde brachen vom heitersten Himmel plötzlich so schreckliche Blitze und Donner herunter, daß eine Menge Menschen und Pferde im Lager umkamen; einige verloren vor Uebermaß des Schreckens das

Bewußtseyn, so daß ihnen nach Monaten kaum der Verstand zurückkehrte. Die aber hinzukamen, und nicht im Lager gewesen waren, sagten, sie hätten nichts dergleichen weder gesehen noch gehört.

Damals übertrug der Kaiser das Mailänder Erzbißthum einem dortigen Stiftsherrn Ambrosius, wenn gleich diesem die Schenkung von geringem Nutzen war; denn die Bürger von Mailand, machten dem Boden gleich, was jener Ambrosius in ihrem Bezirk besaß, und behielten ihren Erzbischof Heribert bis an seinen Tod in Würde und Ehren; jedoch mit gutem Willen des Königs Heinrich, des Sohns des Kaisers, was ich ausführlicher in seinem Leben, wenn Gott will, beschreiben werde. Um dieselbe Zeit kam der Pabst zu Cremona dem Kaiser entgegen, und mit Ehren empfangen, und wieder entlassen, kehrte er nach Rom zurück. Der Kaiser vertheilte das Heer in den Provinzen; er selbst zog sich in die Gebirge zurück, der Kühlung halber, weil in dem Sommer eine übermäßige Hitze drohete.

XXXVIII. Von dem Aufstand, der in Parma Statt fand.

In demselben Jahr im Herbste sammelte der Kaiser wieder sein Heer, gieng über den Po, und feierte in Parma das Fest der Geburt Christi zu Anfang des Jahrs des Herrn 1038. Am Tage des Festes selbst entstand ein

großer Zwiespalt zwischen den Deutschen und den Bürgern von Parma, worin ein sehr tapferer Mann, Konrad, Truchseß des Kaisers, mit andern getödtet wurde. Das setzte das ganze Heer in Bewegung, welches die Bürger mit Feuer und Schwerdt drängte, und nach dem Brande ließ der Kaiser einen großen Theil der Stadtmauer niederreißen, damit diese Trümmer den übrigen Städten ein Denkmal seyen des gestraften Frevels. Darauf überstieg der Kaiser das Apenninengebirge, um nach Apulien zu gehen. Die Kaiserin aber gieng nach Rom des Gebets wegen, und kehrte von dort zum Kaiser zurück. Als der Kaiser in die äußersten Theile seines Reiches gekommen war, befestigte er Troja, Benevento und Capua und die übrigen Städte Apuliens durch Gesetz und Gerechtigkeit. Die Streitigkeiten, welche sich zwischen den Eingebornen und den nordmännischen Fremdlingen erhoben hatten, legte er blos durch sein entscheidendes Wort bei. Nachdem er auf die Weise alles Aergerniß im Reiche gehoben, kehrte er glücklich zurück und kam nach Vienna. Von dort ordnete er die Belagerung und Bekriegung Mailands an, dessen Einwohner sich noch aufrührisch betrugen; und da übrigens alles seinem Willen im Reiche gehorchte, schickte er sich zur Rückkehr ins Vaterland an. Um die Zeit wüthete im Heer eine grausame Pest, von der zu großen Hitze erzeugt, und schonte kein Alter und keinen Stand. Dort unterlag dem Tod

die Königin Chunelinde, die Gemahlin König Heinrichs, am 15ten Julius, gleichsam noch an der Schwelle des Lebens, und hinterließ nur ein einziges Töchterlein vom Könige, welches der Vater späterhin Christo verlobt und zu einer Aebtissin hat einweihen lassen. Dort starb Hermann, der Kaiserin Sohn, Herzog der Schwaben, ein Jüngling von vortrefflicher Anlage, und voll kriegerischer Tapferkeit; er verschied an derselben Pest, unter den Händen der erfahrensten Aerzte, am 25sten Julius, zum großen Schaden des Reichs. In diesem und dem folgenden Monat unterlag eine sehr große Zahl des Heeres der Seuche. Der zarte und feingebaute Körper der Königin ward einbalsamirt, und von dem Könige und der Kaiserin nach Deutschland gebracht, und in der Landvogtei Luterburg begraben. Es war festgesetzt, daß des Herzogs Leichnam nach der schwäbischen Stadt Costanz gebracht werden sollte; aber weil dies die zu große Hitze verhinderte, ward er zu Trident bestattet.

XXXIX. Wie der Kaiser dem Könige, seinem Sohne, Burgundien übergeben.

In demselben Jahre starb Stephan, König der Ungarn, und hinterließ das Reich seinem Schwestersohne Peter.

Als der Kaiser nach Baiern zurück gekommen war, erquickte er das Heer durch Arznei und auf andere Weise.

Da er das ganze Reich durch den Glanz des Friedens erheitert sah, gieng er im Herbste desselben Jahrs nach Burgundien, und versammelte alle Große des Reichs zu einem standischen Tage. Das alte lang unterlassene, fast verlorne Recht gab er damals zuerst dem Lande wieder zu kosten. In der vierten Tagessitzung übergab, mit Beifall und auf das Verlangen der Großen des Reichs und des gesammten Volkes, der Kaiser seinem Sohne Heinrich die königliche Gewalt über Burgundien, und ließ ihm aufs neue Treue schwören. Ihn führten die Bischöfe und die übrigen Großen ein in die Kirche zum heil. Stephan, die für des Königs Kapelle zu Solothurn gehalten wird, Gott lobpreisend in Hymnen und Gesängen, unter dem Zuruf des Volkes: daß Frieden dem Frieden entwachse, wo der König neben dem Kaiser herrsche. *) Dann zog der Kaiser wieder hinab über Basel und besuchte das östliche Franken, Sachsen und Friesland.

Ein Friedensfürst, ein Gründer der Gesetze.

---

*) Dies war nur eine Vollendung der Königswahl Heinrichs. Die übrigen Volksstämme und Provinzen des Reichs hatten ihn früher zu Aachen zum König ernannt; Burgund ward damals noch von Rudolph regiert; jetzt mußte die Wahl für Burgund noch von neuem vorgenommen werden.

XL. Vom Tode des Kaisers.

Im Jahr nach der Menschwerdung unsers Herrn 1039, als der Kaiser Konrad nunmehr des Königreichs Wirklichkeit, des Kaiserthums Hoffnung zum Heil des Reichs auf seinem Sohne Heinrich liegen sah, und als er beinahe alles Reich seinem Willen unterwürfig erblickte, begieng er in dem nämlichen Jahr das Pfingstfest in der Stadt Utrecht. Als er dort zur Feier des hochheiligen Festes in kaiserlicher Pracht, gekrönt, mit seinem Sohne und der Kaiserin zum Mahl gieng, empfand er einen kleinen Schmerz, den er gleichwohl, um die Freude eines solchen Tages nicht zu unterbrechen, verbarg. Des andern Tags, da die Krankheit in tödtlicher Kraft sich zeigte, hieß er die Kaiserin mit ihrem Sohne, dem Könige, zum Mahl hinausgehen. Der Kaiser indeß, fühlend, daß sein Ende herannahe, blieb, wie er im Leben allezeit gerecht und in seinen Thaten beständig und tapfer gewesen war, auch in seinen letzten Augenblicken im Glauben unerschüttert, und ließ bei versammelten Bischöfen den Leib und das Blut unsers Herrn, auch das heilige Kreuz mit den Reliquien der Heiligen herbeibringen, und nachdem er sich aufgerichtet, mit aus vollem Herzen vergossenen Thränen, machte er sich theilhaftig der Gemeinschaft der Heiligen zur Vergebung der Sünden durch lauteres Bekenntniß und inniges Gebet; dann nahm er Abschied von der Kaiserin und seinem Sohne, dem Könige Heinrich, mit treuen Ermahnungen und verschied. Es geschah am

28ten Mai. Die Eingeweide des Kaisers wurden in Utrecht beigesetzt, und der König begabte den Ort des Begräbnisses mit Geschenken und Gütern. Der übrige Leichnam wurde von der Kaiserin und dem Könige, ihrem Sohn, auf das allerbeste umhüllet und eingesalbet, nach Köln gebracht, durch alle Klöster jener Stadt, so wie der Städte Mainz und Worms und aller zwischenliegender geführt, überall von dem gesammten Volk unter fortdauerndem Gebet begleitet; und ward so, nachdem unbeschreiblich reichliche Almesen und Gebete für das Heil seiner Seele geschehen, am 28sten Tage nach seinem Tode, in der Stadt Speier, welche er selbst als Kaiser, so wie später sein Sohn mächtig erhoben hatte, mit großen Ehren bestattet. Denn Gott erwies dem Kaiser Konrad diese Gnade, daß mehr als wir je es gesehen, oder von irgend einem Kaiser gehört haben, von allem Volk so tiefes Betrauern, so vielfaches Gebet, so reichliche Almosen bei noch unbeerdigtem Leibe ihm geweihet wurden; und wie wir es von dem Bischof Heinrich von Lausanne und den übrigen Burgundiern, welche der Leiche von dem Augenblicke des Todes bis zur Begräbniß folgten, gehört haben, so trug mit übermäßig demüthiger Widmung der Sohn des Kaisers, der König Heinrich, beim Einzug in alle Kirchenthüren, und zuletzt zur Einsenkung den väterlichen Leichnam; nicht blos was die volle kindliche Liebe eines Sohns gegen seinen Vater, sondern was von einem Knecht gegen seinen

Herrn die heilige Furcht erfordert, das erzeigte er in vollem Maaß dem verstorbenen Vater.

Vorstehendes haben wir im Kurzen von Kaiser Konrads Thaten geschrieben; was wir ganz unberührt gelassen, davon möge man glauben, daß es uns nicht zu Gehör gekommen; wo wir aber einiges kürzer, als des Gegenstandes Größe erfodert, geendet haben, davon können wir mit Wahrheit sagen, daß das zur Bequemlichkeit des Lesers geschehen.

(Am Schluß fügt der Geschichtschreiber eine schöne Cantilene hinzu, welche einer seines Klosters auf den Tod des Kaisers gedichtet, und dem Könige Heinrich überreicht hatte. Es wird in ernsten Klagetönen das Jahr betrauert, in welchem der Adel untergegangen, der Kaiser, des Gesetzes Freund, der Ueberwinder und Bestrafer innerer und äußerer Feinde, der Verherrlicher des Vaterlandes, das Haupt der Welt, gestorben — worin auch früher der Ruhm der Schönheit, der Morgenstern, die Königin Kunigunde verschieden und der tapfere Herrmann mit vielen andern Großen gefallen war. — Es ergeht die Aufforderung an die Dichtkunst, den frommen Herrscher durch öfteren Gesang zu verjüngen, und durch glänzenden Ruhm des Edeln Leben gleichsam zu fristen. Jede der neun Strophen endet mit den schönen Worten:

Rex Deus, vivos tuere, et defunctis miserere.)

IV.

Die Herrschaft der Jesuiten in Californien.

In einer Zeit, wo die Wiederherstellung des Jesuiten-Ordens, nach einer 40jährigen Unterdrückung desselben, viele Besorgnisse erregt, mag es interessant seyn, das, was er bei unkultivirten Völkern geleistet, mit dem zu vergleichen, was er bei gebildeten Nationen geschadet hat, und wieder schaden könnte. Die Kenntniß des Menschen und der Menschen machte von jeher ein eignes Studium dieser Gesellschaft; und wenn sie ihre tiefere Einsichten hierin benutzte, um ihre Herrschaft bis tief in das Herz der Kabinete zu begründen, so bleibt ihr auch das unbezweifelte Verdienst, auf demselben Wege in den Wildnissen der unkultivirten Welt eine Ordnung der Dinge gestiftet zu haben, die als das Werk einer reifen Ueberlegung nur in einigen kleinen Staaten des Alterthums ein ähnliches Vorbild findet.

Wo es Goldstaub, oder Perlenmuscheln, oder Gewürzwälder, Kaffeestauden und Zuckerrohr giebt, da fühlet sich der europäische Kaufmann früh oder spät angezogen, sein Christenthum und seine Kultur überzupflanzen. Aber Länder, deren felsigter Boden, wie in Californien, an den meisten Stellen höchstens von einem unfruchtbaren Strauchwerke bedeckt ist, müssen warten, bis ein edles Interesse, bis Religions- oder Menschenliebe den Bekehrungseifer auf sie aufmerksam macht. Die patriarchalischen Regenten von Paraguay dürfen mit den Beichtvätern mancher europäischen Regenten und Regentinen nur dann verglichen werden, wenn man das Gute und das Schlimme einer Gesellschaft gegen einander abrechnen will. Mag immer der heilige Vater in Rom die Reste der Gesellschaft Jesu um seinen apostolischen Stuhl versammeln, die Geschichte dieses Ordens hat uns belehrt, wo seine Glieder der menschlichen Gesellschaft nützlich, wo sie verderblich waren. Die Gewissensräthe waren von jeher die schlimmsten Führer der Kabinete; aber die Missionarien, unter welchen die Jesuiten unwidersprechlich die thätigsten gewesen, waren noch immer die menschlichsten Führer roher Völkerstämme. Die Jesuiten verbanden mit einer tiefen Menschenkenntniß eine große Nachgiebigkeit gegen die Schwäche der menschlichen Natur. Durch beides machten sie große Fortschritte in ihren Missionen, und bahnten sich, sogar in dem für Fremde so schwer zugänglichen China, den Weg bis zum Pallaste

des Kaisers; und wer weiß, wie weit sie es noch gebracht hätten, wenn der unkluge Rigorism, der Dominikaner, nicht wieder verdorben hätte, was die überlegte Nachsicht der Jesuiten gegen einige altväterliche Gebräuche ihrer Neubekehrten zu Stande gebracht hatte. Die Jesuiten haben in der neuen und in der alten Welt Proben ihrer Politik gegeben. Man hatte in dieser mehr Ursache über sie zu klagen, als in jener. Glücklicher Weise giebt es auch da jetzt noch Raum genug für ihre Geschäftigkeit; und so wie die Regierung Altspaniens die Urheberin ihrer Unterdrückung war, so dürfte vielleicht Neuspanien die erste Beförderin ihres wieder auflebenden Flores werden. Es könnte ihnen Gelegenheit geben, durch ihre Verdienste um die Bildung roher Völker die Schuld zu büßen, deren Vorwurf mit Recht oder Unrecht auf ihrem Namen haftet.

Nach vielen, zum Theile kostspieligen, immer mißlungenen Versuchen der spanischen Regierung, in Californien eine Niederlassung zu gründen, gelang es endlich den Jesuiten, festen Fuß daselbst zu fassen, und innerhalb 70 Jahren sich langsam und mit kluger Umsicht von Loreto (25 ½ Grad N. Br.) aus, bis an das südlichste Ende (23 Grad) und nördlich bis zum 31sten Grade, von der östlichen bis zur westlichen Küste, auszubreiten. Was beinahe zwei Jahrhunderte lang die Habsucht nicht erreichen konnte, das brachte endlich der Religions- und Ordenseifer zweier enthu-

ſiaſtiſchen Miſſionarien, Salvatierra und Piccolo, zu Stande. Seit dem 19ten Oktober 1697 haben die Spanier dieſe Halbinſel nicht mehr verlaſſen.

Die Jeſuiten hatten die Beſetzung mit Erlaubniß des Statthalters von Mexiko auf eigne Koſten übernommen; ſie hatten ſich dabei anheiſchig gemacht, das Land für die Krone Spaniens einzunehmen. Dagegen war ihnen die Landesverwaltung ſo völlig überlaſſen, daß ſogar der Kapitän der wenigen ſpaniſchen Soldaten unter ihren Befehlen ſtand. Nur ſollten ſie über alles Bericht erſtatten. Solche Verhältniſſe mußten bald Unzufriedenheit und Klagen in Amerika, und in Europa Beſchuldigungen aller Art veranlaſſen. Was die Jeſuiten ihren Befugniſſen und ihren Verbindlichkeiten zufolge gethan? ob ſie erſtere überſchritten? ob ſie letztere erfüllt haben? Eine einfache geſchichtliche Darſtellung ihres Betragens bei der Einnahme und Regierung des Landes wird wohl darüber die beſte Aufklärung geben. Eine kritiſche Würdigung der von mir dabei zu Rathe gezogenen Schriftſteller würde die Grenzen einer für eine Zeitſchrift beſtimmten Abhandlung überſchreiten. Ich darf aber verſichern, daß ich ſie (die Jeſuiten und ihre Gegner), mit gewiſſenhafter Prüfung benutzt, und meine Ueberzeugung nicht in ſie hineingetragen, ſondern dieſe erſt aus ihnen gebildet habe. Ich füge hier die allgemeine Bemerkung hinzu, daß, wo ich für ein Faktum keinen Schriftſteller beſonders anführe, Burriel's Noticia de la Ca-

lifornia y de sa conquista temporal y espiritual (Madrid 1757) mein Gewährsmann ist.

Die Darstellung zerfällt in zwei Abschnitte: a) Verhältniß der Jesuiten zu den Eingebornen, und den in der Halbinsel wohnenden Spaniern; b) Verhältniß zu der spanischen Regierung, und kameralistische Benutzung der Halbinsel.

I.

Die Art, wie die Jesuiten die von ihnen zum Christenthume bekehrten Eingebornen Californiens regierten, war gewissermaßen patriarchalisch; wahrscheinlich die passendste, bis diese mündig und fähig wurden, sich selbst vorzustehen. Diese patriarchalische Regierung hatte zugleich einen theokratischen Anstrich; kirchliche und politische Polizei waren in einander verschmolzen. Der Direktor derselben war der Missionär in jeder einzelnen Mission; der General-Direktor war der Obere aller Missionen. Nur hatten die Jesuiten mit vieler Klugheit alles Gehässige dieser Polizei auf die Soldaten und die aus den Californiern genommenen Obrigkeiten geworfen.

Das ganze besetzte Land war in Missionen (Pfarreien) getheilt, deren am Ende der Jesuiten-Epoche fünfzehn waren. Jede Mission bestand aus mehreren Peublos, oder Versammlungsörtern, deren jeden mehrere Rantscherien, oder Haufen zusammen lebender Familien, an bestimmten Zeiten zu besuchen hatten, wo dann auch, außer dem Haupt-

orte, der Missionär zuweilen Gottesdienst hielt, oder Unterricht ertheilte. Alle Missionen standen unter einem oberen Missionär, und die Aufsicht über alle führte ein Visitator, der wieder von seinem Provinzial, und so vom Orden abhieng.

In dem Hauptorte der Mission wohnte der Missionär. Unter ihm stand alles; ihm gehorchte alles; auf ihm lag die Last der Besorgung, wenigstens der oberen Leitung aller Geschäfte. Zu seiner Hilfe in der religiösen Bildung hatte er in jeder Rantscherie einen Lehrer, zur Hilfe in der kirchlichen Polizei einen Fiskal, und in der bürgerlichen einen oder mehrere Soldaten für die ganze Mission, und für jedes Pueblo einen Gobernador, die Soldaten ausgenommen, lauter Eingeborne. Durch den Lehrer wurden die einzelnen Rantscherien in gottesdienstlichen Uebungen, und in der Erinnerung der christlichen Lehre erhalten. Durch den Fiskal erfuhr der Missionär, wer mit ihm oder seiner Lehre unzufrieden war, wer dieselbe wieder verließ, wer die Kirche nicht besuchte, u. s. w. Der Gobernador war die allenthalben zerstreute untere Polizeibehörde, welche kleinere Vergehen sogleich selbst bestrafte, größere anzeigte. Die Soldaten machten die höhere Polizeibehörde, und straften alle Verbrechen; Todesverbrechen ausgenommen, über welche blos dem Kapitän, weislich, das Richteramt vorbehalten war. Wiewohl nun die Missionarien, schon dem Kirchengesetze zufolge, sich mit Kriminalsachen nicht ab-

geben durften, so hatten sie jedoch auch hierauf dadurch, daß Soldaten und Kapitäne von ihnen angenommen und verabschiedet werden durften, mittelbaren, und dadurch, daß, einem königlichen Reskript zufolge, ohne ihre Erlaubniß kein Californier gestraft werden durfte, selbst unmittelbaren Einfluß.

In jenen Missionen, welche so vielen guten Boden hatten, daß, mit Hilfe des Ueberschusses vom Gehalte des Missionärs, aus den Erzeugnissen alle Eingeborne unterhalten und bekleidet werden konnten, (Begert *) schränkt ihre Anzahl auf vier ein) wohnten alle beständig an dem Hauptorte in Hütten. In den andern Missionen wohnten im Hauptorte nur diejenigen, welche ein Handwerk trieben, oder sonst vom Missionär beschäftigt wurden. Die übrigen kamen nur in bestimmten Terminen, ein Pueblo nach dem andern, dahin. An den höchsten Festtagen mußten alle daselbst erscheinen.

Die Arbeit der im Hauptorte Seßhaften geschah für den Missionär, welcher von ihrem Ertrage diese selbst, so wie ihre Landsleute unterhielt. **) Gab es außerhalb zu thun, war eine Wasserleitung anzulegen, ein Sumpf auszutrocknen, Erde an einen steinigten Platz zu schaffen, zu pflü-

*) Nachricht von der amerik. Halbinsel Californien. 1773. S. 224.

**) Begert l. c. p. 223.

gen, zu säen, zu ernten, so traf dieses, nach Gestalt der Sache, die in der Mission sich Befindenden, oder alle Pfarrkinder; jedoch gehörte ihnen auch die ganze Ernte zu. Diese wurde zwar in die Vorrathskammer der Mission eingethan; aber das Jahr hindurch nach Bedarf unter sie ausgetheilt. Durch diese Einrichtung wurden sie nicht nur gewöhnt, sich öfter beisammen zu sehen, und nach und nach ein Volk zu bilden, sondern sie lernten auch die Vortheile der Aufbewahrung von Früchten kennen und lieb gewinnen; die Idee von Ordnung, von Gesetzen und ihrer Handhabung durch Obrigkeiten wurde bei ihnen heimisch. Denjenigen, welche die Missionarien fähig hielten sich vorzustehen, wurde die Einsammlung der Früchte in eigne Magazine und eigner Viehstand gestattet *). Man sieht hieraus, wie ungegründet der Vorwurf war, die Jesuiten hielten die Californier zu strenger Arbeit an, ohne ihnen etwas anderes als gekochten Mais zu essen zu geben **). Damit indessen Niemand so leicht die Plane der Missionarien vereitlen könnte, waren sie das Haupt und die Seele von Allem.

Auch die Soldaten waren ihren Befehlen, sogar zu andern als militärischen Verrichtungen untergeordnet. Ihre Widerspenstigkeit, Unsittlichkeit, den Mißbrauch der Gewalt,

*) Vegert, S. 126. Burriel III. p. 245.

**) Vegert, S. 332.

konnten sie entweder durch Entlassung selbst züchtigen, oder dem Kapitän zur Bestrafung anzeigen.

Der Kapitän war nicht blos das militärische Oberhaupt der Soldaten, sondern auch die oberste Civil- Kriminal- und Polizeibehörde über alle eingeborne und alle angesiedelte Einwohner der Halbinsel, und zwar im Namen des Königs von Spanien. In derselben Abhängigkeit von dem Obern aller Missionen, wie die bisher genannte, waren die Fahrzeuge und ihre Mannschaft, welche letztere gleichfalls unter der Gerichtsbarkeit des Kapitäns stand.

Man hat diese Untergebung der Soldaten unter die Befehle der Missionarien getadelt; mehrere Schriftsteller nennen sie eine beispiellose Sache, welche die Jesuiten später erschlichen hätten. *) Der Statthalter Neuspaniens, Anton Bizarron, gab zwar, dem ersten Vertrage mit den Jesuiten bei ihrem Eintritte in Californien, und einer ausdrücklichen königlichen Verordnung zuwider, im Jahre 1736 den Soldaten ihre Unabhängigkeit; allein es entstanden dadurch so viele Unordnungen, daß er selbst nach einem Jahre sich genöthigt sah, alles wieder auf den alten Fuß zu setzen. **) Ich stimme daher in die Worte Raynals, da er sagt: »Der Madrider Hof war wohl

*) *Paw*, Recherches philosophiques sur les Américains. Tom I. pag. 185.

**) Burriel III. §. 20.

»überzeugt, daß dieses das einzige Mittel sey, seine neuen »Eroberungen vor einer alles zerstörenden Unterdrückung zu »bewahren.« *)

Die Einkünfte außer dem Lande, welche in dem Stiftungsfonde der Missionen [10,000 Pesos **) für jede] und in 13,000 vom König angewiesenen Pesos bestanden, wurden durch einen Jesuiten in Mexiko verwaltet. Schon der erste Gründer der Niederlassung in Californien, Salvatierra, hatte die Einrichtung getroffen, daß die Kapitalien auf liegende Güter angelegt wurden. Der Ertrag derselben, so wie der jährliche Zuschuß des Königs, wurde nicht in baarer Münze, sondern in Naturalien nach der Halbinsel gesendet, womit ihr mehr gedient war. Aus dem allgemeinen Magazin zu Loreto, dem Hauptorte der ganzen Niederlassung, erhielten Missionarien und Soldaten auf Rechnung ihres Guthabens, was sie bedurften; und zwar letztere nach einer bestimmten unwandelbaren Taxe ***). Was die Missionarien von ihrer Realbesoldung nicht für sich brauchten, verwendeten sie an ihre Pfarrkinder. Alle Californischen Beamten und andere von den Missionarien Angestellte wurden in Allem unterhalten; so wie

*) Histoire des établissemens etc. Tom. VI. pag. 99. Londres 1792.

**) Ein Peso duro, von welchen hier die Rede ist, hat ungefähr den Werth von fünf Franken.

***) Begert l. c. pag. 264.

die Alten, die Kranken, die Katechumenen, schwangern Weiber, Kinder vom sechsten bis zum zwölften Jahre. An den Tagen, wo alle Rantscherien sich in dem Haupterte der Mission einfinden mußten, wurden sie nach ihrer Art gut bewirthet, und zur Freude ermuntert. Nur erhielten sie keinen Wein, den sie auch, da er ihnen vorher unbekannt gewesen war, nicht vermißten. Gegen den in Californien gezogenen Wein wurden Früchte aus Neuspanien eingeführt. Paw *) übertreibt es indessen, wenn er ganz Neuspanien mit Wein aus Californien versehen läßt; und nach den philippinischen Inseln konnte dieses Produkt um so weniger verführt werden, da die philippinische Gallion auf der Reise von Acapulco dahin zehn Grade südlich unter Californien hinsegelte **).

Die Missionarien suchten Bedürfnisse, die zur geistigen Kultur führten, bei den Eingebornen zu erzeugen: dahin gehörte die Kleidung, an die sie sich schwer gewöhnten.

II.

Der Entschluß, ein armes, wildes und rohes Volk zu civilisiren, setzt immer einen Enthusiasmus, und eine Verachtung der Beschwernisse und Gefahren voraus. In-

*) *Paw*, Recherches philos. sur les Américains. Tom. I. pag. 191 et 192.

**) *Anson*, Voyage etc. pag. 216. Genève 1750.

deſſen wäre es Tollkühnheit, gegen dieſe ſich nicht auf erlaubte Weiſe zu ſichern, wie die Jeſuiten durch eine militäriſche Wache thaten. Die Bildung einem Volke aufzwingen, iſt gegen die menſchliche Freiheit. Hatten aber einmal die Californier ſich der Leitung der Jeſuiten gutwillig anvertraut, ſo konnten dieſe ihr Werk mit Nachdruck und Ernſt fortſetzen. Es iſt anerkannt Unrecht, ein fremdes, friedliches Volk unterwerfen zu wollen. Die Spanier waren indeſſen, nach den herrſchenden Begriffen, jederzeit anderer Meinung; und die Jeſuiten theilten dieſe mit der Regierung. Sie betrachteten daher ihre Neubekehrten als Unterthanen der Krone Spaniens. Salvatierra hatte gleich nach ſeiner Landung, im Namen des Königs, Beſitz von der Halbinſel genommen; die Juſtiz, ſelbſt über die Californier, wurde im Namen des Königs verwaltet. Die Jeſuiten hatten daher ohne Zweifel den Californiern bald erklärt, ſie ſelbſt ſeyen nur Diener und Abgeſandten eines Mächtigern: und die ſtillſchweigende Ergebung der Eingebornen in dieſe Aenderung ihres Schickſals begründete den Beſitz des Königs rechtlicher, als eine gewaltſame Eroberung. Eine ſolche wäre auch gegen den Stand eines Miſſionärs geweſen, und hätte ſeinen Hauptzweck eher zerſtört als befördert.

Da die Eingebornen im Grunde nie ein Eigenthum gekannt und beſeſſen hatten, ſo konnten von ihnen auch keine Abgaben gefodert werden. In Betreff der Domänen und Regalien machte ſchon der Jeſuit Piccolo im Jahr 1702 die

Regierung auf die guten und reichlichen Salzgruben aufmerksam, und schlug ihr vor, die Perlenfischerei auf königliche Rechnung zu führen *). Man achtete aber nicht auf ersteres; und vom zweiten begnügte man sich ferner mit dem Fünftel des rohen Ertrages, wie es schon vorher eingeführt gewesen, und welches in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für 12,000 Pesos jährlich verpachtet war. Dieselbe Anordnung trat auch bei den erst in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts angelegten Bergwerken ein. Diese Thatsachen widerlegen hinlänglich die Beschuldigung Robertsens **), daß die Jesuiten sich zu unabhängigen Herren von Californien hätten machen wollen. Sie regierten freilich Alles; aber nicht in ihrem eignen Namen, sondern unter heimlicher Aufsicht der Soldaten und andrer Spanier, und nur um die Eingebornen zur Ertragung der spanischen Herrschaft vorzubereiten. Welcher Menschenfreund hätte den armen Californiern diese Vorbereitungsepoche nicht gern um Jahrhunderte verlängert? Denn gewiß gieng es ihnen unter der Leitung der Missionarien besser, als unter der Mißhandlung

*) Informe del estado de la Nueva Christianadad en la California. Eine französische Uebersetzung dieses amtlichen Berichtes findet sich in *Gobien*, Lettres édifiantes et curieuses, Recueil V. und eine deutsche in Stöcklein's neuem Weltboten. Th. III. No. 72.

**) History of America. B. VII. T. III. pag. 127. Leipzig 1786.

geiziger und hochmüthiger Spanier, wie Burriel seine eignen Landesleute in der neuen Welt schildert *).

Es scheint zwar auffallend, daß die Vorsteher der Mission der Anlegung spanischer Kolonien, und militärischer Besatzungen an der westlichen Küste der Halbinsel entgegen gearbeitet haben. Salvatierra widersprach im Jahr 1705, und der Provinzial im Jahr 1717 einem Vorschlag dafür: »Bis daher seye noch kein guter Hafen daselbst entdeckt; »und fände er sich auch, so fehle es an rechtlichen Leuten »zu Kolonisten, da sogar in guten der spanischen Krone un»terworfenen Ländern in Amerika dazu sich keine freiwillig »anböten. Leichter würde es, wenn die Mission an der öst»lichen Küste voran käme, und sich mit einem Hafen in un»mittelbare Verbindung setzen könnte.» Hirten und Handwerksleute riefen die Jesuiten selbst aus Neuspanien nach der Halbinsel. Aus diesen wurden später ansäßige Einwohner mit Feldbau und Viehzucht. Auch verheimlichten sie gute Häfen nicht, wo sie deren entdeckten. Die Hoffnung eines Gewinnes durch Perlenfischerei hatte wahrscheinlich den größten Theil der Begleiter Salvatierra's bewogen, ihm in die entfernte und unfruchtbare Halbinsel zu folgen. Allein sie sahen sich in ihrer Erwartung bald betrogen, da ihnen die Jesuiten allen Perlenfang untersagten: »Sie wären näm-

*) Noticia de la Carnifornia. P. III. §. 5.

»lich für ihren hohen Sold als Soldaten und Matroſen, »und nicht als Perlenfänger im Dienſte; die Einwohner »müßten gegen Mißhandlungen, die von der Benutzung zu »einem ſo gefährlichen Geſchäfte unzertrennlich wären, »geſchützt werden.» Uebrigens hatte die Miſſion auf die Perlenfiſcherei an den Küſten Californiens keinen weitern Einfluß, als daß ſie, zur Schonung der Eingebornen, und zur Sicherung des königlichen Fünftheils, auf den Vorſchlag Salvatierra's *), der geſetzlichen Aufſicht des Kapitäns der Halbinſel untergeordnet wurde, und nur von jenen betrieben werden durfte, welche von dem Statthalter in Mexiko die ſchriftliche Erlaubniß dazu erhalten hatten.

Robertſon giebt zu verſtehen, die Jeſuiten hätten der in Californien verborgenen edeln Metalle gar nicht, oder kaum erwähnt; da ſelbe doch bei genauerer Unterſuchung viel verſprechend gefunden worden wären. Ihr Betragen verdient aber nichts weniger als den Vorwurf einer eigennützigen Verheimlichung. Piccolo ſprach in ſeinem ſchon angeführten amtlichen Berichte vom Jahr 1702 von der Wahrſcheinlichkeit, und Salvatierra in ſeinem gleichfalls angeführten Gutachten an den Statthalter, im Jahr 1705, von vorhandenen guten Anzeigen von Minen. Dem wirklich erfolgten Anbau derſelben legten die Jeſuiten

*) Das wahrhaft hochherzige Gutachten an den Statthalter iſt vollſtändig bei Burriel P. III. §. 8.

keine Hinderniſſe in den Weg. Wenn ſie zu dieſem Bau nicht aufmunterten, wenn Burriel ſogar den muthmaßlichen, und ſpäter Begert den wirklichen, reinen Ertrag derſelben vielleicht auch zu gering angeſchlagen haben ſollten, ſo lagen dabei höchſt vermuthlich menſchenfreundliche Rückſichten zu Grunde; denn eben bei dieſer Gelegenheit führt der erſtere laute und bittere Klage über die Mißhandlungen, welche die Eingebornen des benachbarten Sonora, bei Benutzung der daſigen Silberminen, zu erdulden hatten.

Nach einem ſiebenzigjährigen Aufenthalt in Californien traf die Jeſuiten dieſer Halbinſel endlich das allgemeine Loos ihrer Mitbrüder in allen Ländern der ſpaniſchen Monarchie. Den 3ten Februar 1778 wurden alle (ſechszehn an der Zahl) unter militäriſcher Begleitung zu Schiffe gebracht und nach Neuſpanien übergeſetzt. Man hatte ſie bei Todesſtrafe heimlich überfallen ſollen. Die ſtürmiſche Witterung auf der See hatte aber dieſe Maasregel vereitelt *). Es iſt daher nicht völlig entſchieden, ob der Hauptklagepunkt gegen ſie, nämlich der Vorwurf einer heimlichen Anhäufung von Schätzen aus den Minen, mehr Grund hatte, als die andern: z. B. ihrer Handelsverbindungen im Allgemeinen **) und insbeſondere jener mit den Engländ-

*) Begert S. 303 f.

**) *Paw* l. c. pag. 180. Wolff, Geſchichte der Jeſuiten. B. X. K. 5. Th. III. S. 57.

dern *), der Verschweigung eines Oberherrn bei ihren Pflegekindern, der sklavischen Behandlung der Soldaten und der Eingebornen.

Zur Fortsetzung der Missionsgeschäfte wurden Franziskaner-Mönche gesandt. In politischen Verhältnissen und der Landesverwaltung aber wurde diese Kolonie den übrigen spanischen gleichgesetzt. Don Portola kam mit den Schiffen, welche die Jesuiten wegführen sollten, in der Eigenschaft eines königlichen Gouverneurs.

---

*) Vegert l. c. S. 332.

V.

Bemerkungen
über die Schrift:
Erweiterte Ansicht der Pestalozzischen Elementar-Erziehungskunde nach eignen Ideen
von
Mathias G. Müller,
Professor am ehemaligen Mainzer Lyzäum. Mainz 1814.

Die Wissenschaft der Erziehung, einfach in ihren Prinzipien, ist in ihrer Vollständigkeit sehr zusammen gesetzt. Wir beabsichten außer dem Glücke und der Sittlichkeit des Menschen, auch noch die Brauchbarkeit des Bürgers. Die Bestimmung des Menschen ist wie die Menschheit wesentlich und unveränderlich; aber das Bürgerthum leidet zu viele Modifikationen. Der Lehrer eines Prinzen unserer Zeit würde für seinen Gebrauch die Cyropädie des Xenophons sehr lückenhaft finden; und besäße ein aus irgend einer deutschen Erziehungsschule hervorgetretener Pädagog nicht wenigstens so viel Lebensweisheit, als die Abgeordneten der

amerikaniſchen Stämme in ihren Reden an den Präſidenten der vereinigten Staaten blicken laſſen, ſo wäre ſo ein Sittenmiſſionär nach den geiſtigen Getränken wohl das verderblichſte Geſchenk, das ſie von den gebildeten Nationen erhalten könnten.

In dem theoretiſchen Theile der Erziehung, dem Unterrichte, iſt die erleichternde einfache Methode nur bei hoher wiſſenſchaftlicher Kultur ein weſentliches Bedürfniß. Bei einem ideenarmen Volke könnte ſie ſogar ſchädlich werden. Sie würde den wiſſenſchaftlichen Kreis zu frühe vollenden, und die Quelle der Spitzfindigkeit, falſcher Gelehrſamkeit und des Weisheitſtolzes würde dabei nur um ſo ſtärker fließen. Eine zuſammengeſetzte, ſchwerfällige Methode würde an ſich ſchon den Verſtand üben; und wer die Geſchichte der menſchlichen Kultur und der ſo vielen Verirrungen des menſchlichen Geiſtes mit Aufmerkſamkeit verfolgt, wird in dem Gedanken beſtärkt, die Natur habe es bei dem Menſchen weniger angelegt, die Wahrheit zu gewinnen, als nach ihr zu ſtreben.

Dieſer Theil der Erziehung leidet in der Anwendung auf einzelne Menſchen noch mehr Abweichungen. Entdeckt der Erzieher bei ſeinem Zöglinge große Anlagen des Verſtandes, und eine ſchwache Reizbarkeit des Herzens, ſo müßte er die intellektuellen Fähigkeiten deſſelben zurückhalten, anſtatt ſie auszubilden, um ihn für die menſchliche Geſellſchaft wenigſtens unſchädlich zu machen. Der Spartaner, um in

die harte Gesetzgebung Lykurgs zu passen, bedurfte einer strengeren Zucht, als der Athenienser, um ein brauchbarer Bürger in der Stadt Solons zu werden. Aber der Philosoph Diogenes, der darauf ausgieng, überall den Menschen aus den verstrickenden Fesseln des Bürgers zu befreien, durfte auch außer seinem Vaterlande bei dem Sklavenhändler, der ihn um sein Gewerb fragte, seine Kunst geltend machen, und antworten: »ich verstehe Menschen zu bilden.«

Seit dem letzten Jahrhundert haben die Wissenschaften ihren Kreis sehr erweitert. Der mittlere Stand der Kultur bei unserer heutigen Generation ist um einige Grade höher als ehedem. Aber es ist wenigstens problematisch, ob in demselben Maaße die Veredlung zugenommen habe, wenn auch die Klagen über die moralische Verschlimmerung desselben übertrieben wären. Unsere Jugend hat einen großen Ideenvorrath zu bewahren, um ihn mit neuen Kenntnissen vermehrt dem folgenden Geschlechte zu überliefern. Auf der andern Seite ist eine neue ungezweifelte moralische Erscheinung aufgetreten. Das moralische Organ hat eine Höhe von Reizbarkeit angenommen, die ihre Kränklichkeit durch die frühe Reife verräth. Der Geschlechtstrieb fängt an, mit widernatürlicher Eile der körperlichen Entwicklung des Individuums zuvorzukommen. Diese Desorganisation wurde die Quelle von Uebeln, über die wir die Natur nicht anklagen dürfen. Unglücklicher Weise hat die intellektuelle Ausbildung auf jene moralische Ueberreizung einen Einfluß geäußert, von

dem ich mir keinen Grund geben kann, wenn er nicht in der Entweihung der heiligen Altäre der Musen selbst, durch Opfer liegt, die der keuschen und ernsten Jungfrauen unwürdig sind.

In dieser Zeit der moralischen Noth erschienen Männer, die das Uebel erkannten, und ihm zu steuern Kraft und Muth bewiesen. Unter diesen verdient, nach Rousseau, Pestalozzi eine ehrenvolle Stelle. Es wäre wohl ein zweideutiges Lob für Pestalozzi, wenn man ihn als den Erfinder eines neuen Erziehungssystems preisen wollte. Der Gang der Natur und ihr Fingerzeig ist in einer so nothwendigen Sache, als die Bildung des Menschen ist, nicht so verborgen, daß beides dem Schulmann, der von der Wichtigkeit seiner Bestimmung durchdrungen ist, dem weisen Vater und der guten Mutter, die ihrem Kinde wohlwollen, unbemerkt entgehen könnte. Was Pestolozzi eigens angehört, ist weniger sein System, das sich erlernen läßt, als sein Betragen, das Nachahmung verdient. Er hat beständig die wahre Bestimmung des Menschen im Auge; er beobachtete den Gang, den die Natur nimmt, um den Menschen zu bilden, und den die Menschen gewöhnlich nehmen, um ihre Zöglinge zu mißbilden. Selbst nicht Metaphysiker, vereinigte er seine Erfahrungen über den Ursprung menschlicher Erkenntnisse, mit den Prinzipien der Philosophie über die Elemente aller reellen Gegenstände. Er wußte von der metaphysischen Wahrheit, daß der Weg von dem Begriff zu dem reellen Gegen-

stande durch die Anschauung gehe, eine vortheilhafte Anwendung auf seine Unterrichtsmethode zu machen, und dadurch dem verderblichen Einfluß zu wehren, den der Aberglaube durch ein sinnleeres Wort *) auf die Menschheit zu äußern vermag.

Aufmerksam auf den Umstand, daß in der ärmeren Volksklasse die Quelle zur physischen Erfrischung der in den höheren Ständen nach und nach absterbenden Menschheit liegt, erbarmte er sich der moralisch Verlassenen; wurde im edelsten Sinne Vater der Armen, und versuchte es mit Glück, bei einer unverdorbenen Natur ein reines Herz mit wissenschaftlicher Kultur zu vereinigen. Er suchte die uralte Aufgabe, wie es möglich sey, die Früchte von dem Baume der Erkenntniß zu kosten, ohne das Paradies der Unschuld zu verlieren, durch harmonische Vereinigung der Wissenschaft und Sittlichkeit zu lösen. Ich glaube, das ist Pestalozzisch; darin thaten dem verdienstvollen Manne es nur wenige gleich.

Vorzüglich bemächtigte sich der philosophische Lehrer zu Yverdun des Begriffes vom geometrischen Geiste; das ist, von der Denkart keine Anschauung zu haben, ohne sie

*) Sehr wahrscheinlich wäre der klassische Boden der alten Kunst und Wissenschaft noch im Besitze der kultivirten Völker, hätten die Beherrscher des östlichen Roms den Eifer gezeigt, die Reichsgrenzen zu bewachen, den sie bewiesen, ein Wort geltend zu machen, bei dem die gelehrtesten Männer jener Zeit weder einen Sinn hineinnoch herausbringen konnten.

auf Begriffe zu bringen, und keinen Begriff aufzunehmen, ohne seine Realität durch eine ihm entsprechende äußere oder innere Anschauung zu bewähren.

Herr Professor Müller, ein würdiger Schüler Pestalozzi's, gieng den Weg seines Meisters. Die Fortschritte seiner Lehranstalt in Mainz, und die vorliegende Schrift beweisen beide, daß er in den Sinn seines Lehrers eingedrungen ist. Der geistigste unserer Sinne ist das Auge; die Anschauung, die es uns gewährt, sind die reichsten Materialien zur reellen Erkenntniß. Ehe die inneren Bestandtheile der sämmtlichen Gegenstände unsere Aufmerksamkeit erregen, bewegt sich unser Blick um die Grenzlinien ihrer Form, ihren Umriß nachzubilden, und nach dieser äußeren Gestalt klassifiziren wir zunächst die Gegenstände, die ohne Zweifel in eine ganz andere Ordnung gereihet wären, wenn ein anderer Sinn die Hauptquelle unserer Erkenntnisse wäre. Die Kenntniß der nothwendigen Verhältnisse der Linien und Zahlen, dieser Gegenstände der Mathematik, machen darum die Hauptbedingung einer richtigen Vorstellung äußerer Dinge. Indem unser Verfasser dieses in dem 3ten Abschnitte »von der Anschauungslehre der Masverhältnisse« erläutert, entgieng ihm ein unrichtiger Ausdruck, der vielleicht mehr auf Rechnung einer Uebereilung, als seiner Ueberzeugung kömmt. Er sagt Seite 20: »Welche zweckmäßige Vorbereitung zur Ausbildung der Urtheilskraft des »jugendlichen Geistes und der Mutterſprache insbesondere,

»da alle reine und vollendete Produkte des Geistes im We»sen der geraden und krummen Linien, und der durch sie mög»lichen Zusammensetzungen liegen!» Die, nach dem Gesetz ihrer Konstruktion, Einzige gerade, und die auf unbestimmt verschiedene Weise bildsamen krummen Linien sind selbst ein freies Produkt des menschlichen Geistes von einer bestimmten Art, und haben mit seinen freien oder nothwendigen Produkten anderer Art, z. B. mit den Werken der Poesie, der Musik, mit der göttlichen Tugend und ihrem grenzenlosen Reiche nichts gemein. Die Seite der Welt, die durch Linien begriffen und begrenzt wird, ist weder ihre reichste noch glänzendste.

Sehr vortrefflich ist das Kapitel über »Bildung des »Kindes zur Sittlichkeit und Religiosität nach Pestalozzi's »Ansichten.» Pestalozzi fodert mit Recht eine frühzeitige Bildung des Kindes zur Religion. Die größte Wohlthat, welche die Vorsehung dem Menschen erzeigen kann, ist, wenn sie ihn von frommen Eltern läßt geboren und erzogen werden. Die Mutter ist die von der Natur bestimmte Religionslehrerin ihres Kindes, das in ihrer uneigennützigen Liebe, in ihren Aufopferungen die ersten und reinsten Materialien zu dem Begriff der moralischen Eigenschaften des höchsten Wesens findet. Nur für ein religiöses Gemüth hat das Leben einen Werth, der auch bei den größten Leiden nicht unter Null fällt; und so wie der Anfang des Lebens, müsse sich auch bei jedem Menschen der zeitliche Anfang religiöser Stim-

mung in der Periode des noch bewußtlosen Zustandes verlieren. Die Religion hat ihren eignen Ueberzeugungsgrund. Dieser ist höher und älter als alle spekulative Vernunft; sie ist eine Geburt eines moralischen Instinktes, dessen vollkommene Entwicklung zwar eine höhere künftige Periode unseres Daseyns erwartet; aber dessen erste Pflege doch jene des kurzen, blos thierischen Zustandes unmittelbar berühren soll.

Zur Sittlichkeit will Pestalozzi lieber erziehen, als unterrichten. Nicht sowohl die Lehre als die Zucht pflegt und nährt den zarten Keim der moralischen Vervollkommnung. Auch Herr Müller hält die Bösartigkeit, die sich in manchen Kindern so frühe offenbart, mehr für Wirkung einer mißleiteten Thätigkeit, als einer angebornen Natur. Dieses ist eine sehr humane Ansicht der menschlichen Natur. Indessen giebt es doch einzelne, zwar höchstseltene Anomalien derselben, nämlich so moralisch mißgestaltete Wesen, die, wenn sie nicht eben Böses thun, um Böses zu thun, doch ein so stumpfes moralisches Organ schon in der Kindheit verrathen, daß nur fremde Leiden, Zerstörung fremder Zwecke ein angemessenes Reizmittel ihrer Thätigkeit zu seyn scheinen. Solche Tigernaturen verrathen sich noch dadurch, daß sie zwar zu bändigen, aber nicht zu zähmen sind.

Am Schlusse folgt eine kurze und einfache Anleitung zum Unterricht nach Pestalozzi in einem gedrängten Auszuge.

Der Vortrag dieser guten Schrift ist in den meisten Stellen klar und faßlich, und wir bedauern, daß er zuweilen nach der Sprache einer gewissen neuern philosophischen Schule schmeckt. Wenn wir z. B. Seite 10 lesen, »die Erziehung soll sich selbst begreifen lernen,« so möchten wir fragen, was diese poetische Phrase unter einer schlichten Prosa zu thun habe? Zuweilen ist der pretiöse Sty bis zum pomphaften gesteigert, z. B. Seite 21: »Nichts ist übrigens für den Verstand bildender, als die Anschauungslehre der Zahlverhältnisse, da die Elementarübungen der Zahlen insbesondere geeignet sind, die Kraft des reinen geistigen Schließens von den ersten Keimen der Entstehung bis zu ihrem Dastehen in hoher Vollendung zu entfalten.« Ohne Zweifel soll das heißen: »der Verstand werde durch die Uebung in Zahlverhältnissen gebildet, und das Vermögen richtig zu schließen, erhalte dadurch eine strenge und sichere Leitung.« Wenn die heilige Einfalt des Vortrages auf eine kurze Zeit von den Sälen der Schulweisheit verbannt ist, so sollte sie doch in den Zimmern des Elementarunterrichts geschützt werden. Das Schlimmste aller gelehrten Pedanterei ist der hohle aufgeblasene Styl. Da mir indessen über dem Inhalt jener Stelle die Ueberschrift *) einfällt, die Plato auf den Eingang in seine Akademie setzte,

*) »Wer nicht geometrischen Geistes ist, soll nicht hereintreten.«

ſo fällt mir auch Spinoza ein, der trotz aller mathematiſchen Richtigkeit ſeiner Schlüſſe ein Religionsgebäude aufſtellte, in dem nur wenige ihr Heil finden. Der formale Irrthum, der ſeine Wurzel nur in einem falſchen Syllogismus hat, iſt leicht ausgerottet; aber man würde ſich ſehr täuſchen, wenn man glaubte, die richtige Syllogiſtik allein bilde jenen geometriſchen Lichtgeiſt, der die Trugbilder des Wahnes verſcheucht. An einer geſunden Logik hat es eben den metaphyſiſchen Ketzern ſelten gefehlt.

Die Rüge der wenigen und kleinen Flecken dieſer gemeinnützigen Schrift unterdrückt übrigens nicht den aufrichtigen Wunſch, daß ſie in die Hände vieler Eltern und Schulmänner kommen möge; ſie iſt ganz geeignet, einen richtigen und vollſtändigen Begriff von einer Erziehungs- und Unterrichtsmethode zu geben, die ihre Vortrefflichkeit über allen Einwand durch die That bewährt hat.

Subscriptions-Anzeige

einer

Beschreibung von Raphaels Leben und Werken.

Unsere neu erwachte Zeit giebt einsichtsvollen Kennern die Hoffnung, daß in ihr auch die Kunst einen neuen Schwung bekommen werde; denn solche Zeitpunkte, wie der jetzige, waren ihr immer förderlich. Jeder trage also bei aufzuregen und anzustoßen zum kräftigen Weiterschreiten; jede, auch kleine Bemühung ist dankenswerth. Die kraftvolle Zeit der durch einige Geister schnell auf die höchste Stufe geförderten neueren Kunst darzustellen, war mein Bemühen in der Beschreibung des Lebens und der Werke Raphaels von Urbino; denn in ihm stellt sich so eigentlich das Werden und das Vollenden dar; er ist daher im Leben und Werk der erste Lehrer aller strebenden Künstler. Ich habe mich nun bemüht, aus den besten Quellen sein äußeres, und so weit diese zureichten, auch sein inneres künstlerisches und sittliches Leben so darzustellen, daß seine Wirkung auf die Welt aus demselben erklärlich wird. Im zweiten Haupttheile habe ich dann theils nach eigner Ansicht der Originalwerke Raphaels, theils nach den Beschreibungen und Urtheilen der Kenner, Raphaels Gemälde sämmtlich, und von den Zeichnungen oder Kupfern nach ihm, die für die Kenntniß seines Kunstumfangs wichtigsten, kritisch beschrieben, und es an Winken für Künstler nicht fehlen lassen.

Ich hoffe also, daß dieses Werk, welches bei Herrn Hofbuchhändler Schellenberg in Wiesbaden herauskommen wird, da ein ähnliches, das so Raphaels Werke und Leben im Ganzen vereinigte, noch nicht erschienen ist, den Beifall

der Kenner und Liebhaber sich erwerben wird. Wenigstens wird es dazu dienen, manchen zu genauerer Nachforschung über manches Werk Raphaels, und Festsetzung eigner Gedanken darüber, zu bewegen; denn die Werke großer Künstler sind eine ewige Schule, und je unerklärlicher das Schöne ist, desto begieriger sucht man seine Spur.

Wetzlar, im Sept. 1814.

G. C. Braun,
Rector und Professor.

Den Druck und Verlag des hier angekündigten Werkes, welches in diesem Format und mit derselben Schrift gedruckt, gegen 20 Bogen beträgt, habe ich übernommen. Sobald sich nun die zur Deckung der Kosten nöthige Anzahl Subscribenten, deren Namen dem Werke vorgedruckt werden, gemeldet hat, wird mit dem Druck unverzüglich der Anfang gemacht werden.

Der Subscriptionspreis ist 1 Rthlr. sächs. oder fl. 1. 30 kr. rhein., und man kann sich deshalb an jede Buchhandlung wenden.

Wiesbaden, im Sept. 1814.

L. Schellenberg,
Hofbuchhändler und Buchdrucker.

Princeton University Library
32101 064481425